



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

**Wilhelm von Humboldt**

**Haym, Rudolf**

**Berlin, 1856**

Drittes Buch. Staatsmännische Wirksamkeit. (1809-1819.)

[urn:nbn:de:hbz:466:1-48042](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-48042)

**Drittes Buch.**

Staatsmännische Wirksamkeit.

---

Dr. phil. phil.

Dr. phil. phil.

## Erster Abschnitt.

### Leitung des Cultus und Unterrichts.

Wie sehr Rom für Humboldt eine zweite geistige Heimath geworden war: er war seiner eigentlichen Heimath darüber nicht untreu geworden. Er war in Rom so wenig zum Römer wie in Paris zum Franzosen geworden. Unter jedem Himmelsstrich würde er ein Deutscher geblieben sein; Schiller schrieb ihm mit Recht in seinem letzten Briefe: „Der deutsche Geist sitzt Ihnen zu tief, als daß Sie irgendwo aufhören könnten, deutsch zu empfinden und zu denken.“

Diese Anhänglichkeit an deutsches Wesen nichtsdestoweniger war von ganz eigener Art. Sie war sehr verschieden von demjenigen, was man gewöhnlich Heimathsliebe, und sehr verschieden von demjenigen, was man Patriotismus nennt. Seine Gefühle hatten wenig gemein mit der krankhaften Sehnsucht, die den Schweizer nach seinen Bergen und nach den Klängen des Kuhreigens ergreift. Sie hatten noch weniger mit den Gefühlen eifersüchtigen Stolzes und opfermuthiger Begeisterung gemein, die einen Athenienser zur Zeit des Perikles in der Eklesia oder einen Römer im Senate bei der Nachricht von der Niederlage bei Cannä erfüllten. Nicht der Gedanke an die deutschen Gauen lockte ihm Thränen in's Auge; nicht die Erinnerung an die einstige Herrlichkeit des deutschen Reiches trieb ihm das Blut zum Herzen: — er liebte den deutschen Geist und die „Deutschheit.“ Ueber den Klängen der deutschen Sprache ergriff ihn etwas wie Heimweh und etwas wie patriotischer Stolz; über den

Dichtungen seines Schiller und Göthe regte sich etwas in ihm wie Machtgefühl oder wie Siegesfreude. Seine Vaterlandsliebe war wie die Liebe zu etwas Vergangenen, vielmehr wie die Liebe zu Dingen, die dem Irdischen entrückt sind, zu geistigen Gütern und zu Ideen. Er würde deutsches Wesen geliebt haben, und er würde in dieser Liebe sich befriedigt gefunden haben, auch wenn die deutsche Nation als solche aufgehört hätte zu existiren, auch wenn Deutschland nur noch als Provinz einer französischen Universal-Monarchie genannt worden wäre. Er liebte es wie er Rom und Hellas liebte; er liebte es, weil und indem er es wie diese idealisirte. Deutsch, wie er ohne Zweifel durch und durch war, empfand er doch das Deutsche überwiegend nach dem Maas, dem Geschmack und dem Bedürfnis seiner individuellen Natur. Es war ja gewis richtig, wenn er das Unterscheidende der deutschen Dichtung und des deutschen Wesens in dem „still aber tief“ bewegten Gemüthe, in der größeren Geistigkeit und Innerlichkeit fand. Es lag ja unbestreitbar eine gewisse Berechtigung in der so oft von ihm ausgesprochenen Idee von der Wahlverwandtschaft der deutschen Sprache und Nationalität mit der griechischen. Man muß ihm ja zustimmen, wenn er den Vorzug des Deutschen vor dem Griechischen in Zweierlei erblickt, in der größeren Befähigung für den Ausdruck des Gedankens und in der tieferen Innigkeit und Herzlichkeit. Man mag es sich gefallen lassen, wenn er gerade dieser Vorzüge wegen die deutsche Sprache und Nation als die „menschlichste“ bezeichnet. Einige Wahrheit endlich kann man selbst den Betrachtungen nicht absprechen, die er bei Gelegenheit der Vergleichung des süddeutschen und norddeutschen Charakters über den Gesamtcharakter der Nation anstellt. Der Deutsche, sagt er, stehe unparteiisch als der Beurtheiler und Beschauer aller übrigen Nationen auf einem Standpunkt, von dem er sie alle übersehe, während alle auf ihn zurückwirken; seine Bestimmung und gleichsam die Endabsicht des deutschen Charakters sei ebendeshalb, eine Brücke zwischen der antiken und der modernen Welt zu schlagen und eine Verbindung der Eigenthümlichkeiten jener und dieser in eine einzige Form hervorzubringen. Durch alles das, wie gesagt, ist dem deutschen Charakter nichts angedichtet, was nicht in ihm läge; aber er ist angeschaut, wie nur Humboldt ihn anschauen konnte, und ununterscheidbar sind die Züge dieser Charakteristik in die Denkweise

desjenigen hinübergezogen, der selbst so stillen aber tiefen Gemüths, so gedankenstark und gefühlsinnig, so eingenommen von allem Hellenischen, so stets auf das Menschliche, auf die Verbindung mithin des antiken und des modernen Geistes hingerichtet war.

Nicht blos von eigenthümlich Humboldt'scher Färbung aber war diese Empfindung und dieser Begriff deutschen Wesens: — sie trugen nicht weniger die Farbe der Zeit. So idealisch war der Patriotismus, so idealisirt das Bild Humboldt's von deutschem Wesen, weil er selbst ein Kind dieser Zeit war. Jener Patriotismus entsprach demjenigen, was damals unser Vaterland war; dieses Bild war demjenigen nicht unähnlich, worauf damals der deutsche Nationalcharakter reducirt war. Deutschland war kein Staat, für den man sich hätte entusiastmiren können wie die Bürger Roms und Athens sich für ihr Gemeinwesen entusiastmirten. Ein deutsches Reich existirte in Wahrheit nur als etwas Vergangenes, eine deutsche Nation war in Wahrheit nur in der Idee vorhanden. Das einzige Band, welches die Glieder dieses großen Körpers zusammenhielt, war wirklich die deutsche Sprache; die einzige Herrschaft, die wir übten, war wirklich eine Herrschaft nicht durch Waffen, sondern durch die Macht des Geistes und des Wortes, durch Kunst und Wissenschaft, durch Philosophie und Dichtung. Es gab an unserer Existenz nichts anderes zu lieben und zu preisen, als jene inneren Charakterformen, auf die wir uns zurückgezogen hatten und die in dem Ruin unsres staatlichen und nationalen Daseins allein noch stehen geblieben waren. Den Hellenen erschienen wir gerade jetzt darum so verwandt, weil unsere Dichter, in Ermangelung eines selbständigen, auf nationalem Boden gewachsenen Lebensgehalts, zu den Formen und Anschauungen, zu dem Glauben und den Idealen der Hellenen ihre Zuflucht genommen hatten. Daß wir die menschlichste Nation genannt werden konnten, war eine Ironie darauf, daß wir eine Nation so wenig wie möglich waren. Demselben Umstande verdankten wir unsren kosmopolitischen Charakter und jene Vermittlerrolle zwischen der alten und neuen Welt. Wir waren die Beurtheiler und Beschauer der übrigen Nationen wie es die Griechen nach Alexander, wie es die Juden nach dem Verlust ihrer staatlichen Existenz gewesen waren. Unfre contemplative Unparteilichkeit war die beklagenswerthe Frucht unsrer politischen Unfähigkeit, — ein Euphe-

mismus für unsere Schwäche, ein positives Wort für unseren Mangel an Staatsinn und nationalem Bewußtsein.

Es konnte nicht fehlen, daß eine Nation, welche stolz darauf war, etwas Besseres als eine Nation zu sein, sehr bald etwas viel Schlechteres wurde. Sie wurde zur Beute und zum Spielball jenes eroberungsfüchtigen Volkes, welches für den Kosmopolitismus und für den Idealismus im Sinne des nationalen Ehrgeizes und der nationalen Eifersucht Propaganda machte. Die Ideen und Phrasen der französischen Revolution hatten für Deutschland das Netz gesponnen, in welchem uns alsbald die Diplomatie und die Waffen der französischen Republik erwürgten. Von Preußen und vom Reiche verlassen, hatte Oesterreich wiederholt, nicht für Deutschland, sondern für seine eigene Existenz gekämpft. Es hatte das Reich preisgegeben, sich selbst nur mit Mühe gerettet. Im Einzelkampfe war es, trotz der Tapferkeit seiner Armeen, besiegt, zurückgedrängt, lahm gelegt worden. Im Westen Deutschlands war der schamlosen Flucht der Fürsten eine schamlosere Ueberläuferei gefolgt; die als Despoten gegen ihre eigenen Unterthanen geschaltet hatten, genossen nun das Glück, zugleich die Speichellecker und Schleppenträger eines größeren Herrn zu sein. Dort gebot Napoleon als Sieger, hier als Protector; reißend schritt das Werk der Unterjochung und der Vernichtung unserer Nationalität vor. Noch stand die Monarchie Friedrich's des Großen. Sie hatte zugehört, wie Oesterreich sich verblutete, wie das Reich sich auflöste, wie die rheinischen Fürsten abfielen. Sie hatte nicht verschmäht, von der Gunst Frankreich's und von dem Verfall des Reiches Vortheile zu ziehen. Habgierig ohne Muth, hochmüthig ohne Würde, war die preussische Regierung eine Mißregierung nach Außen wie nach Innen. Aus einem faulen und ehrlosen Frieden stürzten endlich die Hangwitz und Lombard den Staat in einen leichtsinnigen und unvorbereiteten Krieg. Das System der Isolirung trug seine Früchte. Der bürokratische und militairische Mechanismus brach zusammen. Jetzt sah Oesterreich dem Falle Preußens zu. Die Schlacht bei Jena öffnete dem Sieger den Weg nach der preussischen Hauptstadt. Die letzte Hoffnung Deutschlands lag am Boden; im Tilsiter Frieden ward der Verzicht auf die Hälfte des preussischen Länderbesitzes unterschrieben; mittelbar oder unmittelbar war Napoleon der Herr von ganz Deutschland.

Die Sprache der Thatfachen ist eine mächtige Sprache. Ihr konnte sich auch Humboldt nicht verschließen. Seine andächtige Bewunderung der Kraft und Tiefe des deutschen Nationalgeistes ward übertäubt durch den Donner der Kanonen. Er hatte früher nicht ein Wort des Unwillens über das Benehmen des geflüchteten Kurfürsten von Mainz gehabt. Auch seine Wünsche für Preußen und Deutschland hatten sich später nicht höher als auf Erhaltung des Friedens erhoben. Mit hundertmal größerem Interesse hatte er die Schöpfungen der deutschen Dichter, als die Thorheiten der deutschen Politiker, die Schlechtigkeit der deutschen Regenten kritisiert; es war ihm einer der liebsten Vorzüge seines römischen Postens gewesen, mit diesen Dingen nichts zu thun zu haben. Aber nun traf die Kunde der preussischen Niederlagen und Demüthigungen sein Ohr. Nun gingen ihm die Leiden und Schicksale des Vaterlandes zu Herzen. Nun erwehrte er sich weder des Schmerzes um den Sturz der preussischen Macht noch des Nachdenkens über die Gründe eines so plötzlichen und schmähhchen Falles. „Wir Alle sind unglücklich,“ so schrieb er um diese Zeit von Rom aus an seine Jugendfreundin, Henriette Herz, „ich sage, wir Alle, die sonst ein froher und harmloser Kreis umschloß. Die Saamen unsres Unglücks lagen in unsrer damaligen Sorglosigkeit. Mir war seit lange vor dem Ausgang bange, und ich zitterte vor dem Augenblick der Entscheidung.“ Und mit Lebhaftigkeit bestreitet er in demselben Briefe den Plan der Freundin, Deutschland zu verlassen, damit nicht zu dem Verlust so vieles Andern auch noch der Verlust der besten Menschen komme.

So waren die Gefühle, mit denen er, ein Jahr später, mit Zurücklassung seiner Familie, nur von seinem zwölfjährigen Sohn Theodor begleitet, den Schauplatz so vielen Unglücks aufsuchte. Mit diesen Gefühlen begrüßte er, über München und Landshut nach Thüringen reisend, seinen alten Freund Jacobi wieder, sah in Weimar das Grab Schiller's, aber, lebend noch und rüstig, wenn auch nicht unberührt von den Alles erschütternden Weltbegebenheiten, Göthe. Hier, wo die blutigen Loose geworfen worden waren, hier, wo das Reich der Aesthetik und der Literatur seine Residenz gehabt hatte, hier und im Gespräch mit Göthe werden ihm Betrachtungen gekommen sein, ähnlich denjenigen, welche später Göthe aussprach, als er durch die Herausgabe des Briefwechsels mit Schiller seinem Zu-



sammenwirken mit diesem jenes unvergleichliche Denkmal setzte. Er mochte inne werden, daß durch die letzten Ereignisse eine Epoche deutschen Lebens abgeschlossen sei und daß eine neue Epoche im Werden sei. Er mochte sich sagen, daß die alte, in einer langen Friedensperiode erwachsene und immerfort gesteigerte Bildungsweise auf lange hin unterbrochen sei, daß die anders gewordene Zeit andere Aufgaben stelle und daß sie dem Einzelnen andere Pflichten auferlege. Ueber solchen Betrachtungen wird es gewesen sein, daß ihn in Erfurt am 6. Januar 1809 von Königsberg aus die Aufforderung seines Landesherrn traf, in der neugebildeten Regierung die Stelle eines Directors der Section für den Cultus und öffentlichen Unterricht im Ministerium des Innern zu übernehmen.

Humboldt's Ankunft in Deutschland nämlich traf zusammen mit dem schwersten Schlage, welchen Preußen noch erleiden konnte, nachdem es zuvor schon besiegt, beraubt und niedergetreten worden. Es hatte dem Willen des Siegers den Mann zum Opfer bringen müssen, welcher der Einzige war, um den am Boden liegenden Staat wieder aufzurichten. Stein war zum zweiten Mal entlassen worden, und bald nöthigte ihn die Napoleonische Aichtserklärung, in den österreichischen Staaten Schutz und Zuflucht zu suchen. Die Regierung war anderen Händen übergeben worden. Allein das Ministerium Altenstein-Dohna war wenig geneigt und befähigt, die von Stein gegebenen Impulse fortzuleiten und in seinem Sinn den Staat im Stile der Freiheit umzugestalten. Es wußte die Verheißung ständischer Einrichtungen, zu denen Stein durch die Städteordnung den Grund gelegt hatte, zu cassiren. Es kehrte von dem begonnenen Wege der Reform in den Weg des alten Schlendrians zurück und es begann gleich damit, einen Theil der von Stein vorgeschlagenen Einrichtungen und Persönlichkeiten zu beseitigen. Einen glücklichen Griff, — einen Stein'schen Griff that es dennoch. Es berief den bisherigen Gesandten in Rom zum Leiter des Cultus und Unterrichts. Wilhelm von Humboldt nahm den Ruf an. Anfang Januar 1809 verfügte er sich von Erfurt nach Berlin. Monate lang festelten ihn hier vorbereitende Anordnungen in seinem neuen Amte. Im April erst traf er in Königsberg, dem damaligen Sitze der Regierung, ein.

Rom aufzugeben, in der That, kostete Humboldt kaum einen

Entschluß. Die Stellung, die er dort — zuletzt mit dem Titel eines bevollmächtigten Ministers — inne gehabt, war überflüssig und unmöglich geworden. Schon während des letzten Jahres seines dortigen Aufenthalts war er Zeuge gewesen, wie die Stadt von französischen Truppen besetzt und der Papst in seiner eigenen Residenz ein Gefangener geworden war. Das Schicksal des Kirchenstaats war bereits entschieden, als er denselben verließ. Nur wenige Monate, und der Sieger über Oesterreich decretirte von Schönbrunn aus das Ende der weltlichen Herrschaft des Papstes. Es gab keinen Kirchenstaat mehr; der heilige Vater ward wie ein Verbrecher von Rom weggeschleppt. Rom war nicht mehr Rom; es war eine ville impériale et libre, — eine napoleonische, eine französische Stadt. Was bedeutete in dem Munde des Kaisers die prahlerische Anerkennung der großen Erinnerungen, die an dieser Stätte haften, wenn er sie doch gleichzeitig mit roher Willkür unter die Füße trat? Ohne Zweifel, selbst für Humboldt würde es schwer gewesen sein, diese Aenderung der Dinge zu ignoriren, sich über die Gegenwart hinwegzusetzen und inmitten eines neuen Ruins noch immer träumend über den Ruinen des alten Rom zu hängen. Mit seiner amtlichen Stellung hatte auch das Glück seiner dortigen Existenz allen Boden verloren. Er beschloß, seinem wirklichen Vaterlande anzugehören, in dem Augenblick, wo ihm der Ort, den er als sein zweites, geistiges Vaterland betrachtet hatte, durch dieselbe Macht entrissen und verleidet war, unter deren Druck auch Preußen und Deutschland darniederlag.

Der Entschluß indeß, in so schwieriger Lage eine neue, so verantwortungsreiche Stellung anzunehmen, kostete ihn darum nicht weniger und ist darum nicht geringer anzuschlagen. Nichts hinderte ihn, auch in Deutschland wieder sich selbst zu leben und zu der alten Studienmuße zurückzukehren, — nichts, als das Gefühl seiner Pflicht und als der Sinn, welcher seinem ganzen bisherigen Bildungsstreben zu Grunde gelegen. Er zeigte, wenn er jetzt auf einmal in ein ganz öffentliches und thätiges Leben übertrat, daß es ihm Ernst mit seinem Bildungsideal, daß seine Gedanken von dessen Werth keine Träume, seine Versicherungen von dessen Ziel und Zweck keine Nebenarten oder Selbsttäuschungen gewesen. Er brach dabei nicht etwa plötzlich mit seinem bisherigen Lebensgange, sondern er setzte ihn nur fort; er warf seine Ueberzeugungen von dem höchsten Gut

des Lebens nicht mit Eins über Bord, sondern er bewährte und beglaubigte sie nur. Noch immer war es ihm um individuelle Vervollkommnung zu thun; aber er fühlte, daß es für jetzt nur Einen Weg dazu gebe, den Weg des Verzichtens auf bloß theoretische Selbstbildung, den Weg des Handelns für das Gemeinwohl. „Dieselben Vorzüge,“ so hatte er sechszehn Jahre früher in seiner Skizze über die Griechen gesagt, „dieselben Vorzüge, die den Griechen zum großen Menschen machten, machten ihn auch zum großen Staatsmann; so fuhr er, indem er an den öffentlichen Geschäften theilnahm, nur fort, sich selbst höher auszubilden.“ Genau dies war sein eigener Fall; im Sinn jener Worte schritt auch er hinüber in die politische Praxis; sie bilden das Motto für die neue Periode seines Lebens und Wirkens. Und weit ließ er nimmehr, indem er diesen Schritt that, diejenigen hinter sich, die sich einst mit denselben Bildungsideen, aber nur zum Luxus, umgeben, die, wie er, in dem Elemente der Theorie und des ästhetischen Genusses gelebt, aber nur mit ihrer Phantasie gelebt, nicht mit lebendigem Glauben und mit ihrem Gewissen dabei theilhaftig gewesen waren. Ein schonendes Schicksal hatte Schiller'n vor der Epoche der Erde entrückt, die beweisen sollte, ob der Glanz seiner Ideale echt sei und ob die ästhetische Erziehung, die er gepredigt und an der er selbst gearbeitet, den Deutschen wirklich gefrommt habe. Theilnahmlos, eigensüchtig und verstimmt wandte sich Göthe von der Aufregung wie von den Leiden seines Volkes hinweg: die poetische Begeisterung hielt nicht Stand vor der ernsten und thatkräftigen Begeisterung, die demnächst die Nation ergriff. Und wie der Stamm, so die Frucht. Die neue auf dem Boden unseres hellenisirenden Klassicismus gewachsene Philosophie huldigte mit gesinnungsloser Constructions-Fertigkeit dem Glückstern des Siegers; sie beruhigte sich mit fatalistischer Weisheit über die Zerstörung deutschen Wesens; sie sah hochmüthig auf den Redner-Philosophen herab, dessen Herz, aller Metaphysik zum Trotz, gesund genug war, im Momente der Niederlage die Nationalität als das Absolute und den Patriotismus als kategorischen Imperativ zu formuliren. Nicht anders die neue unserer klassischen Literatur eng verbundene Philologie. Sie spielte dieselbe Rolle, welche zur Zeit der Reformation der Humanismus gespielt hatte. Wolf stellte sich zu dem Kampf um die nationale Selbständigkeit

ähnlich wie sich einst Erasmus zu den Kämpfen um die Freiheit des Glaubens und Gewissens gestellt hatte. In dem Unglücksjahre 1807 zog er die Summe der Gedanken und Beschäftigungen, in denen er mit Humboldt in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts geschwelgt hatte: jetzt faßte er seine Darstellung des Alterthumsstudiums ab und fand diese Arbeit anziehend vor Allem „durch die Entfernung von den Drangsalen der Zeit, die uns mahnen, in angenehmeren Perioden der Geschichte Erholung und frische Energie zu suchen.“

Aber nicht so Humboldt. Hatte sich Jemand vor aller Berührung mit der Politik gescheut, so war er es. Hatte Jemand ganz nur in der Innerlichkeit gelebt und sich behaglich an dem Glanz der Ideale gesonnt, so war er es. Fester und länger als irgend ein Anderer hatte er sich unter den Gemälden und Ruinen Rom's in eine Welt von Träumen und Phantasien eingesponnen. An dem Becher des Sinnen- und Phantasiegenusses hatten seine Lippen inniger gehangen als selbst die Lippen des Dichters. Niemand hatte in tieferen und wollüstigeren Zügen den Zaubertrank der Schönheit geschlürft. Mit der Ruhe und Kummerlosigkeit eines Olympiers hatte er denselben bis auf die trüben Hefen am Boden ausgeleert, ohne den Geschmack für den nach oben perlenden Schaum zu verlieren. Er war dennoch nicht berauscht worden. Er war dennoch nicht zum Weichling geworden. Seine Sinnlichkeit hatte nicht seinen Idealismus und sein ästhetischer hatte nicht seinen moralischen Idealismus todt gemacht. Ueber allem Träumen hatte er dennoch nicht den Sinn und Verstand für die Wirklichkeit, über allem Genießen doch nicht die gesunde sittliche Kraft eingebüßt. Inmitten so vieler Genüsse hatte er sich selbst die Mahnung gegenwärtig gehalten, „nicht in üppiger Trägheit nur hinzuschwelgen das Leben.“ Unter dem Himmel von Spanien hatte ihn der Gedanke begeistert, „von des Süd's verzärtelnder Sonne voll freudigen Muths zurückzukehren zum heimischen Norden.“ Bei allem Schwelgen an und in Rom hatte ihn nicht am wenigsten auch die weltliche Größe der alten Republik ergriffen, und im Gedichte hatte er den „arbeitfühnen“ Römersinn gepriesen, der „nimmer scheut, das Erd'sche muthig zu berühren.“ Eine geistige Ergözung war ihm das Studium des äußeren und des inneren Menschencharacters gewesen; es hatte ihm immer zugleich

als die Grundlage aller Erziehung und als eine Schule aller Gesetzgebung gegolten. Immer wieder hatte er von dem moralischen Einfluß der Aesthetik und der Beschäftigung mit den Werken der Kunst und Poesie gesprochen. Aber nicht bloß gesprochen davon. Er hatte Schiller überlebt, um an dessen Statt jetzt die Theorie der ästhetischen Briefe an sich selbst zu bestätigen, um in einem großen Beispiel den Beweis zu führen, daß die Bildung durch das Schöne, ernstlich und ganz ergriffen, zu der Thatkraft und Sittlichkeit endlich doch zurückführe, die sie zu untergraben drohe. Er stand neben Wolf, um das Beispiel Wolf's Lügen zu strafen. Er zeigte, daß er nicht, wie dieser, seinen Demosthenes umsonst gelesen. Er zeigte, persönlich eintretend für die Noth des Vaterlandes, daß das Alterthumsstudium thatsächlich eine Quelle jener frischen Energie sei, welche Wolf nur mit eitler Rede im Munde führte.

Ein Wunder freilich wäre es gewesen, wenn Humboldt, der Staatsmann, auf Ein Mal den theoretisch-ästhetischen Charakter seiner Bildung vergessen gemacht hätte. Durch und durch idealistisch, es ist wahr, war seine Ansicht auch von praktischem Wirken. Seine Philosophie des Handelns war, wie er sie in jenem poetischen Glaubensbekenntniß während der spanischen Reise niedergelegt hatte. Es war Kantischer Transscendentalismus. Der Punkt, von dem aus die Welt sittlich und praktisch bewegt werden könne, lag ihm, wie der, von wo aus sie theoretisch und ästhetisch ergriffen werde, in dem „Schooß des wirkenden Busens.“ Er dichtete ebenso, gerührt von der Erinnerung an das Unglück seines Vaterlandes, in Albano:

„An ehernen Gesetzen führt gekettet  
 Der irdischen Geschlechter Wandkreisen  
 Das Schicksal unerbittlich seinen Pfad;  
 Zufrieden, wenn das hohe Ziel es rettet,  
 Bleibt kalt es, ob sie leiden, ob sich freuen.  
 Auch uns hat es auf Rosen nicht gebettet;  
 Doch aus des Busens Tiefe strömt Gedeihen  
 Der festen Duldung und entschlossner That.  
 Nicht Schmerz ist Unglück, Glück nicht immer Freude:  
 Wer sein Geschick erfüllt, dem lächeln beide.“

Das ist nicht die Sprache eines Mannes, welcher ungeduldig ist, den Lauf der Dinge zu ändern und auf alle Fälle seine Hand im Spiele der Geschichte zu haben. Das Vergnügen, welches wahrhaft

praktische Naturen an der Thätigkeit als solcher, an deren Aufregung und an deren Erfolgen finden, war ihm fremd. Das Handeln hatte nicht ein primitives sondern ein secundäres Interesse für ihn: es galt ihm als etwas Accidentelles gegenüber der Stimmung und Beschaffenheit des Innern. Er war ohne jene Leidenschaft des Wirkens und Schaffens, ohne jenen Durst nach Ruhm, die in der Regel die Triebfedern großer Unternehmungen sind. Er war eben, wie er sich selbst nannte, ein Idealist. Allein sein Idealismus leistete ihm einen ähnlichen Dienst wie Anderen die unmittelbare praktische Begierde. Es war kein hohler, sondern ein gediegener Idealismus; es war der Idealismus Kant's und Schiller's. Auch in ihm lebte jener ausdauernde Muth,

der früher oder später

Den Widerstand der sumpten Welt besiegt,

— ein Muth, welcher nicht mit der romantischen Situation verfliegt, die ihn herausgefordert hat, sondern Stand hält gegen die Prosa, die ihn zu dämpfen und zu ersticken droht. Statt vordringlicher und spontaner Leidenschaft für das Große und Gute, wohnte ihm der stille und unerschütterliche Glaube an das „immer siegende Gute“ ein. Ihm stand das Wort in der Seele geschrieben, daß denjenigen alle Dinge zufallen, die am ersten nach dem Reiche Gottes trachten. Frömmigkeit, in der That, war die Stimmung, mit der er dem thätigen Leben gegenüberstand, — jene heitere Frömmigkeit, wie sie dem Vertrauten der Aeschyleischen und dem Ausleger der edelsten deutschen Dichtung ziemte. „Wenn die Bande der Welt sich lösen, so sind wir es, die sie wieder zu knüpfen vermögen,“ das war es, was er aus Hermann und Dorothea sich herausgelesen hatte; „sich mit festem Muth gegen alle äußeren Stürme zu behaupten, jedem Geist der Verwirrung und Unruhe mit Macht zu widerstehen,“ das war die Moral, die er dem Dichter abgelauscht, das war der Geist, in welchem er jetzt die tragischen Zustände des Vaterlandes und die Aufgabe ansah, so viel an ihm sei, zu bessern, zu helfen und zu retten.

Er nahm in diesem Sinne den ihm angetragenen Posten an, er ertrug in diesem Sinne dessen Lasten und erfüllte dessen Pflichten. Alle brieflichen Aeußerungen aus dieser Zeit sind Zeugnisse dafür. Ein schönes und gleichmäßiges Temperament liegt der Gemüths-

verfassung, die sich darin ausspricht, zu Grunde; aber unverkennbar zugleich sieht man, wie sich dieselbe an unvergänglichem Ideenstoffe nährt. „Von der Zerfallenheit der Dinge, wie Sie es nennen“ — so schreibt er an Wolf aus der Mitte seiner Königsberger Thätigkeit<sup>1)</sup> — „zeigt sich nicht eben mehr, vielleicht, ja, man kann wohl sagen gewiß, weniger als sich vor einiger Zeit besorgen ließ. Niemand kann die Zukunft enträthseln; aber ich weiß nicht, ich habe einen vielleicht Manchem wunderbar scheinenden Muth. Lassen Sie uns nur mit Raschheit fortarbeiten; ich glaube nicht, daß uns das Gebäude zusammenstürzt, so toll es manchmal aussehen mag. Am wenigsten hilft es, daran zu denken. Man kann vielmehr mit Sicherheit behaupten, daß das nur schadet.“ Und wenige Tage darauf an denselben: „Man muß am Rande des Abgrundes das Gute nicht aufgeben. Ich arbeite mit ununterbrochenem Eifer fort, und wie schlimm auch die Sachen kommen könnten, sehe ich doch den Zeitpunkt nicht, wo uns nicht von irgend einer Seite ein lebendiges und nützlichendes Wirken übrig bliebe.“ Nicht eben erfreulich, schreibt er später von Berlin aus an seinen Königsberger Freund Motherby,<sup>2)</sup> sei seine dermalige Existenz; — und gewiß, eben jetzt mochte er dies doppelt empfinden, da ihm die entzückten Schilderungen, die er von den Seinigen aus Neapel über die Schönheit des dortigen Himmels empfing, die Erinnerung einer genußreicheren Vergangenheit in die Seele riefen; — dennoch, fügt er hinzu, ziehe ihn Eins an dieser ruhelosen Gegenwart an, — das Eine, daß dabei etwas Wohlthätiges für Andere sich ergebe. Einen Augenblick indeß hatte er doch aus seiner Thätigkeit heraus einen ruhigen Rückblick thun, einen Augenblick die langentbehrte Muße und Stille kosten dürfen. Es war am Ende des Jahres 1809, als ihn, kurz vor der Uebersiedelung des Hofes und der Regierung von Königsberg nach Berlin, der inzwischen erfolgte Tod seines Schwiegervaters zu einer Urlaubsreise nach Thüringen nöthigte, um daselbst Erbschafts- und andere Familienangelegenheiten zu ordnen. In Auleben sah er bei diesem Anlaß die Zimmer wieder, in denen er einst mit Wolf frohe Stunden in ernstem Gespräche durchlebt hatte. Er sah den Platz wieder,

1) B. 14. Juli 1809, G. W. V. 268; vergl. weiter ebendaf. S. 272 u. 276.

2) In No. 2 der Dorow'schen Facsimile's.

wo ehemals die „Tafelbibliothek“ gestanden, den Tisch, an welchem er mit seiner Frau den Homer und Herodot gelesen. Das Bild jener idyllischen Zeiten ward lebhaft vor seinem Geiste. Da, am Weihnachtsabend 1809, schrieb er an Wolf: „Es waren damals eigentlich schönere Zeiten; doch bin ich der jetzigen auch nicht abhold. Die Gegenwart ist eine große Göttin, und selten spröde gegen den, der sie mit einem gewissen heiteren Muth behandelt.“

Dieser heitere Muth, in Wahrheit, die Zuversicht auf mögliche Rettung inmitten des äußersten Verfalls, das vor Allem waren die Eigenschaften, die den Männern nicht fehlen durften, welche jetzt in Preußen am Ruder standen. Mehr als das. Nur mit dem Glauben, daß „Gedeihen aus des Busens Tiefe strömt,“ nur mit jenem Idealismus, wie ihn Humboldt in der Seele trug, war der Staat zu retten. Die Situation dieses Staates entsprach, ja sie forderte eine Gesinnung heraus, wie die, mit welcher ihr Humboldt entgegenkam.

Denn auf Zweierlei hatte seit den Tagen Friedrich's des Großen das Ansehen und die Macht Preußens beruht. Es war ein waffenmächtiger Staat und es war der Staat der Aufklärung gewesen. Es hatte mit dem Ruhm von Sparta den Ruhm von Athen vereinigt. Eine einzige Schlacht jedoch hatte die Gestalt der Dinge verändert. Die unbefiegten und gefürchteten preussischen Truppen waren gänzlich geschlagen, die Festungen waren dem Feinde ausgeliefert, die Furcht vor Preußens Schwert war gebrochen worden. Auf die Hälfte seines Areals beschränkt, physisch gebrochen, materiell erschöpft, war es darauf angewiesen, sich auf das Princip seiner ursprünglichen Gründung und auf die Kräfte des Geistes zurückzuwerfen. Es mußte sich der zweiten Basis seiner gesunkenen Bedeutung erinnern, nur aus dem Geiste heraus und durch die Mittel des Geistes konnte es sich wieder erheben. Nichts hinderte, daß Preußen noch immer der Staat der Bildung und Intelligenz, die Pflegestätte der Wissenschaft, der Heerd des Fortschritts und der Geistesfreiheit sei. Auf's Tiefste war diese Schätzung der höheren Güter des Lebens in die Bedingungen seiner Existenz verwebt. Auch ehe seine Grenzen verengt worden waren, hatte es nur durch einen Mehraufwand moralischer Mittel das, was ihm an natürlicher Stärke abging, ersetzen können. Nur mehr war man jetzt dazu aufgefordert,



diese Feder auf's Neue in Spannung zu setzen. Dies war das Einzige, was man noch in der Hand hatte, und es war zugleich dasjenige, wodurch man am sichersten sich wieder aufzurichten hoffen durfte. Es galt, wie es in einer Denkschrift des Oberpräsidenten von Vincke ausgedrückt wird, „im Innern wiederzuerobern, was dem Staate an äußerem Umfange genommen worden.“ Es galt, den Ruhm der Beförderung aller geistigen Interessen mitten in dem großen politischen und national-ökonomischen Bankerutt aufrechtzuerhalten. Es galt, die Neugründung des Staates auf dieselben Motive zu stellen, aus denen er ursprünglich erwachsen war, — auf den Geist des Protestantismus, den Geist der Selbständigkeit, der Sittlichkeit und der echt menschlichen Bildung. Es galt, alle Reformen mit diesem Princip in Verbindung zu setzen und ihnen durch die wichtigste von allen, durch die geistige und sittliche Hebung und Veredlung des Volkes Halt und Dauer zu geben.

Nichts Andres war der Grundgedanke des Mannes gewesen, an den man sich in den Tagen der Noth als an den Einzigen, welcher retten könne, zuerst gewandt hatte. Das praktische Genie Stein's hatte sich kein anderes Ziel gesteckt als jenes idealistische der Wiedergeburt des Staates aus dem Geiste. Allen Maasregeln seiner einjährigen Wirksamkeit hatte diese Eine Idee zu Grunde gelegen. Mit praktischem Blick und mit durchgreifender Energie hatte er sie in die untersten Fundamente des Staats- und Nationallebens hineingearbeitet. Von den geistigsten und höchsten Motiven durchdrungen hatte er die größte Arbeit verrichtet. Die Philosophie der französischen Revolution hatte er durch den Geist der gesündesten Sittlichkeit geläutert; ihre Freiheitsidee hatte er germanisirt und praktisch consolidirt. Auf den Geist der Selbstachtung und der Selbständigkeit der einzelnen Glieder des Staats hatte er die Hoffnung auf die Wiederbefreiung des Ganzen gegründet. Durch die Befreiung des Eigenthums und durch Mündigerklärung der Städte hatte er den ersten großen Schritt gethan, um die lebendigen Kräfte der Freiheit und der Sittlichkeit in der Nation zu entbinden, zu steigern und für das Vaterland in Wirkung zu setzen. Er war gezwungen worden, seinen Wirkungskreis zu verlassen, ehe noch diese Grundlagen ausgebaut waren; allein sein politisches Testament hatte in wenigen scharfen Linien die Schritte vorgezeichnet, die zur Durchführung der

großen friedlichen Umwälzung noch übrig seien. Die Beseitigung aller noch stehen gebliebenen Reste des Mittelalters, die Annäherung der bisher getrennten Stände, die Einführung allgemeiner Wehrpflicht, die Vollendung des Systems der Selbstregierung durch Einführung einer allgemeinen Nationalrepräsentation, die Sorge endlich für die Erziehung, namentlich des heranwachsenden Geschlechtes, — das waren die Aufgaben, die er scheidend seinen Freunden an's Herz gelegt hatte.

Der Sinn dieser Aufgaben, der Sinn von Stein's Wirken war der Sinn Humboldt's. Mit kräftiger Hand, mit praktischer Einsicht und Umsicht hatte jener verwirklicht und formulirt, was dieser längst, theils als seine Ueberzeugung bekannt, theils in eine idealistische Doctrin gebracht hatte. In demselben Maaße zunächst wie Stein huldigte auch er dem guten Geiste der französischen Revolution. Er hatte einen echt deutschen Abscheu gegen die Gallicismen derselben gefaßt. Er hatte sich erzürnt über die „Entweihung der göttlichen Freiheit“ und über die Feigheit, die „beim halben Beginnen“ das mit Blut Erkaufte wieder aufgibt. Er hatte vor Allem und hatte von vorn herein den Aberwitz der Vernunft verurtheilt, im Zerwürfniß mit der Geschichte, aus ihren eigenen und alleinigen Mitteln einen Idealstaat herzustellen. Aber berechtigt hatte ihn darum nicht weniger der Kampf gegen den Wust der Vergangenheit und gegen den „türkischen Wahn“ des Despotismus geschienen. Göttlich war ihm darum nicht weniger die Freiheit geblieben, weil er sah, wie sie „mit Unbedacht gepflanzt ward, wo sie der Boden nicht trug.“ Auf dem Schauplatz so vieler durch die Revolution angelegener Verwüstungen hatte er den Glauben nicht fahren lassen, mit welchem er gleich anfangs die große Begebenheit begrüßt hatte, — den Glauben, daß die wohlthätigen Wirkungen derselben nicht auf die Gegenwart und auf die Grenzen Frankreich's beschränkt bleiben würden, den Glauben, daß „nicht darum Alles sich bewege und umkehre, um Alles auf Ein Mal in derselben Verwirrung zu begraben, sondern um die Welt und die Menschheit besser zu gestalten.“ Durch den Geist der Aufklärung, durch den Geist des Alterthums, durch den Humanismus vor Allem, der seinen philosophischen Ueberzeugungen wie seinen poetischen Neigungen zu Grundlage war er unumgänglich auf die Seite der Freiheit und des Fort-

schritts gestellt. Niemals hätte er den tollkühnen Schritt seines Forster gebilligt; aber schwerlich auch das Xenion gebilligt, welches dem Unglück des Mannes den Spott zugesellte. Etwas zu schroff fand er den Demokratismus, welchen Kant hin und wieder in seiner Schrift vom ewigen Frieden blicken ließ; aber Kant's Rechtsansichten waren im Wesentlichen doch die seinigen, und die Rede von der natürlichen Gleichheit aller Menschen, von gewissen unveräußerlichen Rechten des Menschen und des Bürgers galt ihm nicht als eine Thorheit. Er war wie Stein der Ansicht, daß man die französische Revolution bekämpfen müsse, indem man alle ihre berechtigten Forderungen auf dem Wege der Reform verwirkliche; er war wie Stein, wie der damalige Stein, von so demokratischer Gesinnung, daß er die Nivellirung der Stände für eine Pflicht der Humanität und für ein Mittel zur Erweckung des Patriotismus hielt. Um den Adel zu reformiren, wäre schon Stein gegen alle exclusiv adlichen Bildungsanstalten gewesen. Er hatte in der That die Idee gehabt, die Liegnitzer Ritterakademie z. B. „ad saniora zu verwenden.“<sup>1)</sup> Gerade dies Institut faßte in demselben Sinn der nunmehrige Leiter des öffentlichen Unterrichts in's Auge. Es war seine Absicht, daraus eine höhere, zur Universität vorbereitende Lehranstalt zu machen, zugleich, wenn möglich, eine landwirthschaftliche Specialschule damit zu verbinden. Die betreffenden Entwürfe und Verhandlungen von Humboldt's Hand liegen uns theilweise vor.<sup>2)</sup> Sie zeigen deutlich den conservativen Demokratismus des Mannes; zeigen — wie sich Knebel vornehm, aber treffend gegen Göthe über die Humboldt'sche Wirksamkeit ausdrückte<sup>3)</sup> — daß er in gewissen Punkten sich nicht scheute, „bis an den gemeinen Aufklärungssinn heranzugehn.“ Denn auf das Bestimmteste erklärte er sich gegen das specifisch-Ritterliche dieser Ritterakademie und gegen den Junkerzopf, demzufolge der Stallmeister die Hauptperson der Anstalt war. Immerhin soll, der ursprünglichen Stiftung gemäß, der Adel der Provinz für Benutzung der Akademie den Vor-

1) Scheffner an Stein, bei Perz II. 418.

2) Brief Humboldt's an den Breslauer Gymnasialprofessor Reiche vom 4. Juni 1809; mitgetheilt von Guhrauer in den Blättern für literarische Unterhaltung 1847 No. 120, und „Ueber die Liegnitzer Ritterakademie,“ G. W. V. 344 ff.

3) Briefwechsel zwischen Göthe und Knebel I. 367.

tritt haben, aber nicht nur soll den Bürgerlichen der Zutritt nicht verschlossen sein, sondern verworfen wird, was die Hauptsache ist, vor Allem das aristokratische Princip der Anstalt. Recht aufklärerisch-nüchtern, ganz nackt und kategorisch erklärt der preussische Unterrichtschef, „daß die Spuren des ehemaligen Vorurtheils, daß eine adliche Erziehung von einer anderen verschieden sein müsse, vertilgt werden müßten.“

Aber noch weiter ging, noch echter und tiefer war sein Demokratismus. Nun war die Zeit gekommen, wo die Grundüberzeugung seines Lebens von dem einzigen Werthe des Individuellen und der individuellen Freiheit sich praktisch bewähren konnte. Eine Zeit war das zugleich, in welcher die allgemeine Noth und das Bedürfniß des Zusammenhaltens die Theorie des Individualismus auf ihr richtiges Maaß beschränken mußte. Zum staatsmännischen Handeln berufen, nach Stein und in einem Momente berufen, wo der Staat augenscheinlich nicht ein nothwendiges Uebel, sondern zugleich das Nothwendigste und zugleich der einzige Ort der Rettung war, so mußte Humboldt wohl das abstracte Rechenexempel seiner politischen Jugendschrift einer Revision unterwerfen. An der factischen Lage der Dinge und an dem großen Vorgang der Stein'schen Wirksamkeit konnte er sich über die Wahrheit wie über die Irrthümer seiner ehemaligen Theorie orientiren. Die Grundvoraussetzung dieser Theorie mußte er festhalten; von den extremen Folgerungen, die er gezogen, mußte er zurücklenken. Nun erst recht mußte er dem bürokratischen Mechanismus feind sein, nun erst recht auf das Princip der individuellen Selbstthätigkeit zurückgreifen. Aber der Zweck, die Einzelnen vom Staat frei zu machen, mußte sich ihm nun in den anderen verwandeln, sie im Staat und für den Staat frei zu machen. Der Staat, vor dessen Uebergreifen er ehemals die Einzelnen hatte sichern wollen, existirte nicht mehr; es galt die Herstellung eines solchen, der ganz zusammenfiel mit dem, was er einst den „Nationalverein“ genannt hatte. Ohne sich selbst im Mindesten untreu zu werden, konnte und mußte er durchaus in die Principien Stein's einlenken. Seine jugendlichen Ideen von den Grenzen der Staatswirksamkeit mußten umschlagen in das Stein'sche System, die Nation durch Selbstregierung am Staate Theil nehmen zu lassen und das Gefühl patriotischer Verpflichtung durch Erweiterung staatlicher Be-

rechtigung zu erhöhen. In den Schranken seiner speciellen Aufgabe war sein Handeln durchaus in Harmonie mit diesem System. Im Zusammenhang mit der neuen Städteordnung und deren „wohlthätigem Zweck“ will er in der einen seiner Denkschriften für Verbesserung der mit den Stadt-Obrikeiten verbundenen Musik Sorge getragen wissen. In einer anderen Denkschrift — dem Antrag auf Gründung der Berliner Universität — erklärt er, daß es für die Section des öffentlichen Unterrichts ein Hauptgrundsatz sei, es nach und nach dahin zu bringen, daß das gesammte Schul- und Erziehungswesen sich durch eignes Vermögen und durch die Beiträge der Nation erhalte. Denn die Nation — so motivirt er diesen Grundsatz — „nimmt mehr Antheil an dem Schulwesen, wenn es auch in pecuniärer Hinsicht ihr Werk und ihr Eigenthum ist, und wird selbst aufgeklärter und gesitteter, wenn sie zur Begründung der Aufklärung und Sittlichkeit in der heranwachsenden Generation thätig mitwirkt.“<sup>1)</sup>

Eben Humboldt's specielle Aufgabe aber, die Leitung des Unterrichts und der Erziehung, war auch an sich ein Glied jenes allgemeinen Systems, welches die Wiedereroberung der Selbständigkeit des Staats auf die Selbständigkeit seiner Bürger gründen wollte. Ein Erziehungssystem war die ganze beabsichtigte Regeneration der preussischen Monarchie; nur die Spitze dieses umfassenden Planes sollte die Reform der Erziehung der Jugend bilden. In diesem Sinne hatte Vincke die Neuorganisation des Schul- und Kirchenwesens gefordert, ja diese Fürsorge für die geistigen Interessen der Nation geradezu als die Hauptsache bezeichnet, ohne welche alle andern Reformbestrebungen in sich zerfallen müßten.<sup>2)</sup> Neubelebung des religiösen Sinns im Volke und geistig-sittliche Bildung der Heranwachsenden hatte ebenso das Stein'sche Testament als die Bedingungen genannt, unter denen allein alle sonstigen Einrichtungen ihren Zweck erreichen könnten. Auch der österreichischen Regierung empfahl weiterhin Stein in einer in Brünn von ihm aufgesetzten Denkschrift nachdrücklich und mit Hinweis auf Preußen die Sorge für

1) „Ueber geistliche Musik,“ G. W. V. 319 ff.; das. S. 321, und „Antrag zur Gründung der Universität in Berlin,“ a. a. D. S. 325 ff.; das. S. 330.

2) Bodelschwingh, Leben Vincke's I. 387. 427.

das Erziehungs- und Unterrichtswesen.<sup>1)</sup> Humboldt leistete, was die Winke und Stein gefordert hatten. In der Einen, ihm zugefallenen Sphäre wenigstens wurde in Preußen auf dem Wege fortgeschritten, den jene bezeichnet und angebahnt hatten. Bei allem Tadel, welchen mit Recht die Freunde Stein's gegen dessen Nachfolger richteten, ward dem von Humboldt verwalteten Departement mit Recht das Lob gezollt, daß in ihm allein der Stein'sche Geist lebendig und die Stein'schen Intentionen mächtig seien. Es war nur der Widerhall dieser anerkennenden Stimmen, wenn der Verbannte selbst dem preussischen Unterrichtschef wiederholt das Zeugniß ausstellte, daß er durch Geist und Charakter sich vorzugsweise für seine Stellung eigne, daß er diese Eigenschaften mit ruhmvoller Treue in seinem Wirkungskreise brauche, und daß der wohlthätigste Einfluß auf die deutsche Nation nicht ausbleiben könne, sobald auch in Oesterreich ein Mann wie Humboldt mit der Leitung des Erziehungswesens betraut würde, um mit diesem zu gleichem Ziele zusammenzuwirken.<sup>2)</sup>

Am wichtigsten vielleicht, am sichtbarsten und unmittelbarsten eingreifend in die politischen Maaßregeln zur Regeneration des Staates war die Sorge für das Elementar-erziehungswesen. Hier am meisten ließ sich dem Volksleben an die Wurzel greifen. Hier gerade gab es einen Punkt, wo die Politik und die Pädagogik sich ungesucht begegneten. Dem politischen Principe der Erweckung der Selbstthätigkeit nämlich kam eben damals eine neue Unterrichtsmethode zu Hülfe. Pestalozzi hatte die Gedanken des Amos Comenius von Neuem aufgenommen. Im Gegensatz zu der einseitigen intellectuellen und literarischen Bildung des Zeitalters sollte nach Pestalozzi die Erziehung der neuen Generation die Erweckung der Grundkräfte des menschlichen Wesens sich als Aufgabe stellen. Selbst dabei sein sollte der Mensch bei allem Lernen. Nicht blos verbunden sollte die Erziehung mit dem Lernen, sondern das Lernen sollte selbst schon Erziehung sein. Von innen heraus, nicht von außen her sollte das Kind gebildet werden. Alle Unterweisung sollte den

1) Berk, Leben Stein's II. 423 ff.

2) Spalding an Stein, bei Berk II. 406; Winke an Stein, bei Bodelschwingh I. 465; Stein's Denkschrift, bei Berk II. 432.

ewigen Gesetzen unterworfen werden, nach welchen der menschliche Geist, seiner eigenen Natur überlassen, sich von der sinnlichen Anschauung zu deutlichen Begriffen erhebe. Der Geist dieser neuen Pädagogik, welche den Schaden der modernen Bildung so richtig bezeichnete und im Ganzen so treffliche Grundsätze, so würdige Ziele der Reform aufstellte, ward mit Lebhaftigkeit von Allen willkommen geheißen, welche das Elend der Gegenwart tief empfanden und ihre Hoffnung auf die Zukunft setzten. Fichte forderte eine Neubildung der ganzen Nation: er erkannte mit Recht in der Pestalozzi'schen Pädagogik den Geist seiner Philosophie wieder und wies auf sie seine Zeitgenossen hin. Mit gleichem Rechte aber erkannte auch Stein in der Pestalozzi'schen Methode, die „die Selbstthätigkeit des Geistes erhöht, den religiösen Sinn und alle edleren Gefühle des Menschen erregt, das Leben in der Idee befördert, und den Hang zum Leben im Genuß mindert, und ihm entgegenwirkt“ — er fand in dieser Methode den Geist seiner Politik wieder, erblickte wie Fichte in ihr einen Verbündeten für den Zweck der Befreiung des Vaterlandes. Mit Fichte und Stein, aus den gleichen, philosophischen und politischen Gesichtspunkten, faßte Humboldt für die neue Methode Interesse. Bereits vor seinem Eintritt in's Ministerium hatte man Einleitungen zu einer Reform des Elementarschulwesens nach Pestalozzi'schen Grundsätzen getroffen. Ein Pestalozzi'sches Normalinstitut sollte von einem Schüler des wackeren Schweizers, von Zeller, in Königsberg gegründet werden. Humboldt war es, welcher dem talentvollen Pädagogen Raum und Freiheit für seine Thätigkeit schaffte. Wiederholte Besuche des Instituts befreundeten ihn immer mehr mit einer Sache, welche nicht blos den Staatsmann, sondern auch den Menschenergründer und Philosophen, ja selbst den Sprachforscher anziehen mußte. In der That, nicht blos „als Glanzpartie und des Aufsehens wegen,“ wie Scheffner an Stein schreibt, sondern aus lebendigstem Interesse und aus innigster Ueberzeugung betrieb er die Angelegenheit.<sup>1)</sup> Er übergab seinen eigenen Sohn, den er aus Italien mit sich genommen, einer Pestalozzi'schen Erziehungsanstalt. Ja, so sehr beschäftigte ihn die neue Lösung des

1) Siehe Schlesier's auf Mittheilungen von Zeller beruhende Angaben II. 164 ff.; dazu Scheffner an Stein, bei Pertz II. 418. 419.

pädagogischen Problems, daß er noch später, während der Arbeiten des Wiener Congresses, die Methode zu studiren und zu erproben Zeit fand.<sup>1)</sup>

Aber es handelte sich nicht minder um die Hebung des höheren Unterrichts. Wenn im Einverständniß mit den materiellen Erleichterungen, welche die neue preussische Politik den unteren Ständen zu gewähren bemüht gewesen, die Nation auch geistig vor Allem von unten herauf gehoben werden mußte, so lag es doch im Geiste dieser Politik und im Geiste zumal ihres am meisten ideellen Theils, daß die Erziehungs- und Bildungsanstreben gleichzeitig von oben her in Bewegung gesetzt würden. Wie sollte Vaterlandsliebe und Gesinnungstüchtigkeit in den niederen Schichten der Gesellschaft bestehen, wenn nicht diejenigen mit gutem Beispiele vorangingen, die im Verkehr mit den Wissenschaften ihr inneres Leben mit den Ideen des Guten und Wahren zu nähren die beständige Gelegenheit haben? Und wie, wiederum, sollte das Feuer nicht zünden, das dem Tempel der Wissenschaft entnommen wäre, wie die Begeisterung nicht durchdringen, die mit der überlegenen Macht der Bildung verbündet wäre? Es handelte sich um die Verbesserung der Gelehrten-Schulen, um die Pflege der Universitäten, um die Begünstigung des wissenschaftlichen Studiums überhaupt. Von F. A. Wolf mannigfach berathen,<sup>2)</sup> von Säuern redlich unterstützt, suchte Humboldt das Ziel des Gymnasialunterrichts höher als bisher zu stecken, legte er den Grund zu der nachmaligen Blüthe dieser Anstalten in Preußen. Er faßte vor Allem die Universitäten als die höchsten Sitze und Ausgangspunkte des wissenschaftlichen Geistes, die Bildungsstätten der Lehrer und Beamten des Staates, die Mittelpunkte literarischen Einflusses in's Auge. Er gab auf der einen Seite durch Aufhebung der früheren beschränkenden Bestimmung den Besuch auswärtiger Schulen und Universitäten frei.<sup>3)</sup> Er sorgte auf der anderen Seite mit größerer Liberalität, als die Umstände es zu gestatten schienen, für die möglichst würdige Besetzung und Ausstattung der inländischen Universitäten. Königsberg vor Allem, auch Frankfurt hatte sich seiner

1) Barchagen, Denkwürdigkeiten IV. 296.

2) Wolf an die Section des öffentlichen Unterrichts, bei Körte, Leben und Studien Wolf's II. 50. Humboldt an Wolf, G. W. V. 274.

3) Erlaß vom 28. April 1810.



Zürsorge zu erfreuen. Als das größte Denkmal aber seiner Wirksamkeit und als das echteste Zeugniß für den Geist, in welchem er seine Aufgabe faßte, steht die Berliner Universität da. Die Gründung derselben ist ganz und allein das Werk Humboldt's.<sup>1)</sup>

Nicht neu zwar war der Gedanke, das Lehrmaterial, welches sich in Bibliotheken, Sammlungen und anderen Anstalten in der Hauptstadt befand, zur Grundlage einer allgemeinen, mit der Akademie der Wissenschaften in Zusammenhang zu bringenden Lehranstalt zu machen. Schon vor dem Kriege hatte Beyme den Plan einer solchen Schöpfung mit Engel besprochen. Der Verlust der Universität Halle hatte sodann zur Wiederaufnahme dieses Planes geführt. Männer wie Wolf und Schleiermacher hatten sich eifrig für denselben verwandt, und Beyme erklärte die Realisirung desselben nunmehr für eine Sache der ersten Nothwendigkeit. Durch Beyme war der Erlaß einer Cabinetsordre von dem Könige erwirkt worden, welche bereits unter dem 4. September 1807 die Errichtung einer höheren Lehranstalt in Berlin genehmigte. Humboldt's war das Verdienst, das auf diese Weise Eingeleitete zum Ziele zu führen. Nachdem er das Unternehmen hinreichend vorbereitet, namentlich um die Gewinnung tüchtiger Lehrkräfte sich umgethan, richtete er in Königsberg unter dem 10. Juli 1809<sup>2)</sup> den formulirten Antrag zur Gründung der Universität in Berlin an den König. Denn den Charakter einer Universität, mit allen Rechten und Attributen einer solchen, mußte nach ihm die neue Anstalt nothwendig besitzen. Aber, gereinigt von den Mißbräuchen und Unvollkommenheiten anderer Universitäten, sollte sie eine Muster-Universität sein. Sie sollte noch mehr sein. Denn mit der Akademie der Wissenschaften und der Künste sowie mit allen in Berlin bereits vorhandenen wissenschaftlichen Instituten sollte sie dergestalt zu einem organischen Ganzen verbunden werden, daß jeder Theil zwar bis auf einen gewissen Grad selbstständig bliebe, aber

1) „Diese neue Gründung wird mir noch viel Sorge und Mühe, indeß auch, da sie wirklich nur durch mich allein betrieben worden ist, viel Freude machen“ Humboldt an Motherby, bei Dorow, a. a. O.

2) So nach der Ueberschrift des in den G. W. V. 324 ff. mitgetheilten Antrags. Bei Dieterici, geschichtliche und statistische Nachrichten über die Universitäten im preussischen Staate (S. 62. 63) ist der 12. Mai als Datum angegeben.

doch gemeinschaftlich mit den anderen zu Einem höchsten Zwecke zusammenwirke. Eine Anstalt sollte auf diese Weise erwachsen, welche Alles, was zur höheren Wissenschaft und Kunst gehöre, wie in einen Brennpunkt vereinige. Gerade deshalb sollte sie sich am Sitze der Regierung befinden, um so zugleich mit dieser im wohlthätigsten Wechseleinfluß zu stehen. In der That: das hieß dem Gedanken der Solidarität des preußischen Staates und der geistigen Bildung, dem Gedanken, daß die Kraft Preußens in der Kraft der Intelligenz ruhe, einen entscheidenden und imposanten Ausdruck geben. Die heutige Generation weiß nur noch durch Hörensagen von dem Nothstande der damaligen Jahre. Eine unerschwingliche Kriegsteuer lastete auf dem Lande. Die Felder des Landmanns waren zertreten oder lagen unbebaut. Grund und Boden war entwerthet. Die Preise aller Lebensmittel standen ungeheuer hoch, das courante Geld stand tief unter seinem Nennwerth. Auf Opfer, auf Entbehrungen und Einschränkungen war der Staat, war vom König bis zum letzten Unterthan herab jeder Einzelne angewiesen. War es eine Caprice der Vornehmheit, gerade in diesem Momente einen unermesslichen Aufwand für die Realisirung der Idee zu machen, daß in Preußen eine wissenschaftliche Lehranstalt entstände, die nicht ihres Gleichen hätte, und daß die Hauptstadt des Landes zur Metropole der Intelligenz würde? Ein Gedanke vielmehr war es, so echt preussisch und so heroisch wie nachmals die Thaten preussischer Männer und Jünglinge auf den Schlachtfeldern des Befreiungskrieges. Nicht vornehmer war dieser Gedanke, als es der Glaube an die Macht der Bildung und der Wissenschaft überhaupt ist. Er war gleich gemeinnützig und populär wie die Maaßregeln Stein's und Scharnhorst's, wie die Aufhebung der Erbunterthänigkeit und die Einführung des Systems allgemeiner Wehrpflichtigkeit. Nicht eine Luxus-einrichtung, sondern eine Maaßregel der Sparsamkeit war es. Wenn Humboldt die Armuth des Staates zu einer schweren Steuer für die Wissenschaft und für die anständigste Ausstattung einer neuen Hochschule heranzog, so wußte er, daß auf den Geist speculiren eine gute Speculation sei. Er sah voraus, daß unter dem Panier der Wissenschaft der Muth und die Gesinnung sich wiederfinden werde, das eigne Leben freudig für des Vaterlandes Ehre und Freiheit zu verschwenden, sah voraus, daß aus den Hörsälen der Fichte und

Schleiermacher eine Schaar hervorgehen würde, bereit, mit ihrem Blute dem Vaterlande zurückzuzahlen, was sie geistig demselben verdanke. „Aus des Busens Tiefe strömt Gedeihn:“ — ganz auf diesem Glauben stand Humboldt's neue Schöpfung. Denn er hatte diese, und hatte noch weitere, noch staatsmännischere Gesichtspunkte in seine Rechnung aufgenommen. Auch sogleich und unmittelbar schon sollte sich der Aufwand bezahlt machen, den Preußen auf die Errichtung einer solchen Bildungsanstalt verwende. Bezahlt machen durch den moralischen Einfluß, den es nur so auf ganz Deutschland auszuüben fortfahren könne; bezahlt machen durch das Vertrauen, die Hoffnung und die Hilfswilligkeit, die sich in Folge dessen für Preußen auch in den nicht-preussischen Staaten entwickeln werde. Gerade auf dieses Motiv legt der Humboldt'sche „Antrag“ das Hauptgewicht. Denn auf's Neue, so lauten die Worte dieses Actenstücks, würden Sich Eure Königliche Majestät dadurch „Alles, was sich in Deutschland für Bildung und Aufklärung interessirt, auf das Festeste verbinden; einen neuen Eifer und neue Wärme für das Wiederaufblühen Ihrer Staaten erregen, und in einem Zeitpunkt, wo ein Theil Deutschlands vom Kriege verheert, ein anderer in fremder Sprache von fremden Gebietern beherrscht wird, der deutschen Wissenschaft eine vielleicht kaum jetzt noch gehoffte Freistatt eröffnen.“ Solchen Erwägungen war Friedrich Wilhelm III. hochherzig genug beizupflichten. Durch Cabinetsordre vom 16. August 1809 ertheilte er dem Unternehmen seine definitive Genehmigung. Humboldt verdoppelte seine Bemühungen, die Sache in's Werk zu richten. Ueberallhin schaute er nach Männern aus, die in jedem Sinn der neuen Anstalt Ehre machen und deren Zweck verstehen und fördern könnten. Mit Wolf insbesondere verhandelte er diese Personenfragen, und Spuren wenigstens von der Umsicht seiner Wahl und von der treffenden Schärfe seines Urtheils liegen in den stehengebliebenen Stellen seines Briefwechsels mit diesem vor. Preussische und außerpreussische Gelehrte wurden für „die Berliner Weisheitszellen“ geworben. Männer wie Fichte und Schleiermacher, wie Wolf und Böckh, wie Keil und Savigny standen mit einer Reihe andrer ebenbürtiger Namen gleich in dem ersten Lectionsverzeichnis. Es war ein glänzender Anfang voll Verheißung, ein Sporn und eine Mahnung für die Zukunft.

Der Plan der neuen Universität war ein genauer Ausdruck der allgemeinen idealistischen Ansicht Humboldt's. In der Ausführung bewährte sich die Gediegenheit und der Universalismus seiner Bildung. Er entnahm das Pathos seiner Wirksamkeit dem Innersten seiner Gesinnung: er drückte dem Gehalt derselben den Stempel derjenigen Geistesreise auf, die er sich selbst erworben hatte. Bildung war das Motto seines bisherigen Lebens gewesen: Preußen als den Staat der Bildung zu fassen, war das Motto seiner nunmehrigen Thätigkeit. Er hatte bis dahin an sich selbst die Kunst der Bildung geübt: er übte sie jetzt an dem Körper des preussischen Staates. So war der Sinn; ebenso war der Inhalt seines Wirkens als Leiter des öffentlichen Unterrichts. Er führte die erworbene Selbstbildung in die Bildung seines Volkes über: er faßte die Bildung, die er hier zu pflanzen und zu pflegen übernommen hatte, in derselben Weise und nach demselben Maaßstabe, wie er seine eigne gefaßt hatte.

Der Charakter von Humboldt's individuellem Bildungsideal war der humanistische. Sich allseitig und harmonisch zu edlerer Menschlichkeit zu bilden, das war die Formel seines Strebens gewesen, zu der die Bildungseinflüsse des Zeitalters mit dem, was in seinem Wesen selbst angelegt war, zusammengewirkt hatten. Er kannte kein anderes Ideal und keine andere Formel auch für die Erziehung seines Volkes. Die Section des öffentlichen Unterrichts — so spricht er sich in einem seiner amtlichen Entwürfe über die Bestimmung dieser Behörde aus — hat die Beförderung der allgemeinen Bildung in's Auge zu fassen, sie hat dafür zu sorgen, „daß die wissenschaftliche Bildung sich nicht nach äußeren Zwecken und Bedingungen einzeln zersplittere, sondern vielmehr zur Erreichung des höchsten allgemein menschlichen in Einen Brennpunkt sammle.“ Fern also liegt ihm jene rohe Nützlichkeitsansicht, welche, gegen Bildung gleichgültig, nur das Wissen, auch das Wissen nicht um seiner selbst, sondern um des praktischen Ertrages willen schätzt. Fern liegt ihm die Tendenz der Begünstigung des Fachwissens, die Abriechung an Stelle der Erziehung. Er ist nicht der Meinung, daß in Sachen der Bildung der kürzeste und billigste Weg der beste sei. Er hält nicht dafür, daß derjenige am treuesten und tüchtigsten in seinem Beruf sei, der so wenig wie möglich über denselben hin-

auszusehn vermögen. Er steht, wie gegen die utilistische, so gegen die materialistische Richtung. Schon damals, ohne Zweifel, erkannte er die Gefahr, die dem Geiste echter Wissenschaftlichkeit von Seiten des Uebergewichts der Naturwissenschaften drohe, sah er voraus, daß der Hochmuth des Erfahrungswissens zur Verachtung derjenigen Lebens- und Wissensmotive führen könne, die als die letzten und tiefsten den Fortschritt auch der echten Naturerkenntniß bedingen. Er ging in dieser Beziehung vielleicht sogar weiter, als sich mit einer richtigen Schätzung des Werthes der Naturwissenschaft vertragen dürfte. Die wissenschaftliche Deputation, die er innerhalb der Section des öffentlichen Unterrichts schuf, sollte zu ihren ordentlichen Mitgliedern ausschließlich Männer zählen, die sich dem philosophischen, mathematischen, philologischen und historischen Studium widmeten. Die eigentliche Naturwissenschaft blieb so gut wie die Theologie unvertreten. Die Wissenschaft, als solche, war Humboldt's Meinung, sei vollkommen durch jene Fächer umschlossen; gerade nur sie, meint er, sind im Besitz der Form, „durch welche alle einzelnen Kenntnisse erst zur Wissenschaft erhoben werden können, und ohne welche keine auf das Einzelne gerichtete Gelehrsamkeit in wahre intellectuelle Bildung übergehen und für den Geist fruchtbar werden kann.“<sup>1)</sup> Wohlgemerkt; wie hätte der Bruder Alexander's von Humboldt der wissenschaftlich betriebenen Naturforschung abgeneigt sein können? Er hatte selbst lange Zeit hindurch naturhistorischen Dingen eine beiläufige Aufmerksamkeit geschenkt. Er hatte noch während seiner Thüringer Urlaubsreise zu Anfang des Jahres 1810 sich von Göthe dessen Farbenlehre vorlegen lassen.<sup>2)</sup> Er hatte bei der Besetzung seiner neuen Universität das naturwissenschaftliche Fach nichts weniger als stiefmütterlich behandelt. Nur als die Pflegerin und Wächterin des wissenschaftlichen Geistes konnte er die Naturwissenschaft nicht betrachten. Er erkannte mit Recht, daß gerade sie am meisten unter die Obhut der den sittlichen und rein intellectuellen Interessen des Menschen näher gelegenen Disciplinen gestellt werden müsse, wenn sie nicht zu geist-

1) „Ideen zu einer Instruction für die wissenschaftliche Deputation bei der Section des öffentlichen Unterrichts.“ G. W. V. 333 ff., daselbst S. 334.

2) Briefwechsel zwischen Göthe und Knebel I. 364. 367.

verachtendem Materialismus und zu ideenloser Empirie entarten solle. Er erblickte mit Recht in der Isolirung des Realwissens von dem Studium der Humaniora eine Einseitigkeit, die durch allen Nutzen, den sie mit sich bringe, nicht für die Zerstörung des Geistes der Humanität entschädigen könne. Es war aus diesem Grunde, daß er sich gegen die Errichtung abgezonderter Realschulen und gegen die Verbannung der alten Sprachen vom Unterricht an derartigen Instituten erklärte. Nicht durch eine geringere, sondern durch eine größere Zahl von Lehrgegenständen, durch eine Verlängerung ebendeshalb des ganzen Lehrcurfus sollten sich nach seiner Ansicht Realinstitute auszeichnen.<sup>1)</sup>

Den Ansprüchen und Einflüssen der Naturwissenschaft ein ideelles Gegengewicht zu geben, bietet sich freilich noch ein anderer Standpunkt dar. Man hat vor Alters und man hat neuerdings die Theologie für diejenige Macht gehalten, die am geeignetsten sei, jene zuchtloseste und keckste aller Wissenschaften in Zaum zu halten. Das Kindische eines Einfalles, der nach seinem eigentlichen Sinne dem Zeitalter der Scholastik angehört, hat sich hinter den Schein geistreicher Anschauungen zu verstecken, und in den Schutz theils der Autorität, theils der Frechheit zu flüchten versucht. Man hat mit pfäffischer Unverschämtheit den Primat der Dogmatik über die Wissenschaft unter der Formel der nothwendigen Umkehr der Wissenschaft gefordert. Man kämpft auf diese Weise, es ist wahr, gegen den schlechten Materialismus und Utilismus der Zeit und gewisser wissenschaftlicher Richtungen der Zeit. Aber nicht anders leider, als mit den verrosteten Waffen eines gleich schlechten Idealismus — mit dem phantastischen Idealismus des theologisch-dogmatischen Systems. Man tritt zugleich, ebendeshalb, in Gegensatz gegen die Wissenschaft als solche und gegen denjenigen Idealismus, der das freie Product des Gewissens und der gesunden Vernunft ist. Mit der utilistischen Richtung zugleich tritt man der humanistischen in den Weg, und an die Stelle freier und echt menschlicher Bildung sucht man eine Glaubens- und Knechtschaftsbildung zu setzen, die zuletzt auf gemeinere Zwecke ausläuft, als die materialistische Bildung des Zeitgeistes.

Diesem theologischen Wesen nun lag die Bildung und die Bil-

1) Humboldt an Reiche. Blätter für liter. Unterhaltung 1847 No. 120.

dungsansicht des Mannes, der die geistige Wiebergeburt Preußens mit vollziehen half, ganz so diametral gegenüber wie dem einseitig realistischen Wesen. Auch hierin blieb seine praktische Wirksamkeit durchaus dem Humanismus seiner eignen Bildung und den Ideen seiner Jugend treu. Seine eigne Religion war noch immer, was die Theologen Heidenthum nennen würden. Seine Frömmigkeit war noch immer eine etwas aparte und aristokratische Frömmigkeit. Er stand nicht auf dem Boden des christlichen Dogma's und er hatte für seine Person nicht das Bedürfnis kirchlicher Gemeinerbauung. Selbst diejenigen Männer, die seinem Wirken übrigens allen Beifall zollten, vermiften an ihm die „religiöse Gemüthlichkeit,“ die in Zeitlagen, wie die damaligen, demjenigen unerläßlich sei, der auf die Masse der Nation zu wirken berufen sei. Unsere Meinung weicht wenig von der Meinung dieser Männer ab. Es scheint uns ein Vorzug, den die Stein und Bincke vor Humboldt voraus hatten, daß sie in religiösen Dingen dem schlichten Bedürfnis und dem populären Bewußtsein näher standen. Ihr Wirken hatte damit einen Schwung, welcher demjenigen unmittelbarer verwandt war, den es in der Menge zu erwecken galt. Sie konnten ohne Dolmetscher zu dem Herzen des Volkes reden; sie hatten einen Hebel mehr in Bewegung zu setzen; sie konnten ihren Einfluß tiefer und inniger gründen. Aber wir sind völlig der Meinung, welche Spalding gegen Stein äußerte: „daß mit so viel Geist und Gründlichkeit des Charakters Ein Unfrommer nützlicher werden kann, als tausend Eiferer mit Unverstand.“ Wir wissen überdies, was es mit der Unfrömmigkeit des Mannes für eine Bewandniß hatte. Er war für sich und in seiner Weise so fromm wie die Frömmsten. Er besaß in jener antiken Seelenfassung, in seiner philosophischen Denkweise und seiner humanistischen Philosophie einen vollen Ersatz für den christlich-religiösen Sinn der Anderen. Je höher und vielleicht einsamer er über dem Glauben der Menge stand, desto sicherer war er im Stande, denselben anzuerkennen, ihm gerecht zu werden, ihn frei gewähren zu lassen. Da seine eigne Religion nichts Anderes war als tiefempfundener Humanismus und Idealismus, so achtete er auf's Innigste die humane und ideale Seite an den religiösen Ueberzeugungen und dem kirchlichen Leben des Volkes. Er redete zwar nicht die Sprache der Menge; wohl aber besaß er in der seinigen den Schlüssel

zu dem Verständniß derselben. Er handelte jetzt wie er in seiner Jugendschrift geredet und wie er beim Anblick der Kreuze auf dem Montserrat gedacht hatte. In der Religion des Volkes erblickte er den Idealismus, der für Alle ist. Er sah, wie er sich in dem Entwurf einer seiner Denkschriften darüber ausdrückt, die Bedeutung der Religion darin, daß sie und nur sie diejenige Angelegenheit sei, „welche alle Glieder der Nation ohne Ausnahme tief und ernsthaft beschäftigt und gleich nahe den Gefühlen verwandt ist, die sie durch Familie und Vaterland an die Welt, als mit denen, die sie durch ihr Gemüth an etwas Ueberirdisches knüpfen.“ Er sah den Zweck des Gottesdienstes darin, daß derselbe „alle Glieder der Nation nur als Menschen, und ohne die zufälligen Unterschiede der Gesellschaft vereinigt.“<sup>1)</sup> Von diesen Gesichtspunkten geleitet konnte der Mann, der seiner eigenen Erbauung wegen niemals die Schwelle einer Kirchthür überschritten hätte, von ganzem Herzen für die Hebung und Beredlung des öffentlichen Gottesdienstes Sorge tragen. Von diesen Gesichtspunkten aus konnte er redlich mit einem so frommen und frommen Manne wie Nicolovius zusammenwirken. Unter Humboldt's Oberleitung leitete dieser die geistliche Abtheilung des Humboldt'schen Departements, wie Humboldt selbst die Unterrichtsabtheilung. Er ließ dem Manne, der sich ausdrücklich die Aufgabe gestellt hatte, das Volk zu religiösem Glauben wiederzuerwecken, vollkommen freie Hand. Er wachte nur darüber, daß ihre beiderseitige Thätigkeit eng ineinandergreife und daß Ein Geist der Freiheit ihre beiderseitigen Bestrebungen verbinde.

Hatte aber in der Richtung auf die religiösen Angelegenheiten die Humboldt'sche Thätigkeit eine allgemein humanistische Färbung, so war dagegen sein Humanismus und sein auf diesen gebautes pädagogisches Wirken nicht ohne eine andere specifische und bis auf einen gewissen Grad fremdartige Färbung. Der Mann, der den besten Theil seines Lebens mit den Alten und mit denjenigen zugebracht hatte, die in Wissenschaft, Kunst und Dichtung den Geist des Alterthums unter uns wieder wachzurufen unternommen hatten, mußte auch für die jetzt erstrebte sittlich-patriotische Aufklärung der Nation, den Aestheticismus und das Hellenenthum als die edelste Un-

1) S. die gestrichenen Stellen des Aufsatzes: Ueber geistliche Musik V. 319 ff. daselbst S. 323.



terlage ansehen. Wir haben bereits berührt, was er in dieser Richtung für die Gymnasien that. Er räumte dem Unterricht im Griechischen einen größeren Platz ein. Er forderte selbst für Realinstitute die Beibehaltung der alten Sprachen. Ganz besonders charakteristisch aber ist ein Antrag, den er unter dem 14. Mai 1809 wegen Errichtung einer obersten musikalischen Behörde zum Behuf der Verbesserung der öffentlichen Musik an des Königs Majestät richtete. Er, der Unmusikalische, beantragte die Ernennung des ihm von Göthe empfohlenen Zelter zum Professor an der Akademie der Künste und Aufscher der öffentlichen Musik im preussischen Staate, damit auf diese Weise theils die Kirchenmusik, theils die städtische Musik, theils auch der Musikunterricht in den Schulen allmählig auf eine höhere Stufe gehoben würde. Es handelte sich ihm dabei gleichzeitig um die Veredlung der Kunst selbst und um die Einwirkung auf die Bildung der Nation. Seine Gründe waren die Gründe Platon's und Aristoteles'. Sein Gesichtspunkt war den Anschauungen entnommen, aus denen auch in Sparta und Athen die musische Erziehung einen Haupttheil der bürgerlichen Erziehung bildete. Wenn er in seiner politischen Jugendschrift so weit gegangen war, in gewissem Sinne „aus allen Bauern und Handwerkern Künstler“ bilden zu wollen,<sup>1)</sup> so blieb er nun wenigstens bei dem Satze, daß „Kunstgenuß einer Nation unentbehrlich sei.“ Wie er dort, in Beziehung auf bildende Wirkung, der Musik wegen ihrer Eindringlichkeit den Vorzug vor der Poesie, der Malerei und der Plastik gegeben hatte, so hob er auch jetzt wieder hervor, daß gerade diese Kunst „tief und bildend auf die Empfindung und die Gemüther selbst der niederen Volksklassen“ einzuwirken im Stande sei, daß sie vor Allem, anklingend an das rein und allgemein Menschliche, sich zu einem Bande zwischen den untern und höhern Schichten der Nation eigne. Aus diesem humanistisch-ästhetischen Grunde empfahl er die Verbesserung der gottesdienstlichen Musik. Er empfahl den musikalischen Schulunterricht, damit „das Gemüth früh an Wohlklang und Rhythmus gewöhnt,“ und so „der sonst so leicht einreisenden Rohheit entgegengearbeitet werde.“

Es kann scheinen, daß Gesichtspunkte wie diese zu fein und zer-

1) Ideen zu einem Versuch etc. S. 23.

brechlich seien, als daß sie zur Anwendung in der Praxis tauglich wären. Nicht sowohl die Gesichtspunkte indeß, als die Form, in welcher sie gewonnen und auseinandergesetzt sind, steht in Mißverhältniß zu dem groben Stoffe der Wirklichkeit. Die Lectüre einer Humboldt'schen Denkschrift macht einen ähnlichen Eindruck auf uns, wie ein mikroskopischer Blick in das innere Gefüge, in die zarten Röhrengänge und das regelmäßige Zellengewebe eines mächtigen, von rauher Rinde umgebenen Stammes. Nur aus den besten Gedanken und den edelsten Empfindungen des Menschen gestaltet sich, was im Leben Werth und Bestand haben soll. Auch öffentliche Zustände bilden sich am sichersten über der feinsten Grundlage: auch die politisch-praktische Thätigkeit gedeiht nur aus Ideen heraus. Den idealistischen Sinn, in welchem Humboldt mit seiner ganzen Wirksamkeit feststand, führte er in alle einzelnen Maaßregeln und Entwürfe über. Er gab demselben schon in der Organisation seines Departements einen Ausdruck. Der Section des öffentlichen Unterrichts nämlich gesellte er eine eigene wissenschaftliche Deputation bei. In dem ersten Entwurf der Instruction<sup>1)</sup> für dieselbe giebt er den Zweck dieser Behörde an. Sie war bestimmt, „die allgemeinen wissenschaftlichen Grundsätze unverrückt gegenwärtig zu halten,“ damit die Section „ihr Verfahren immer nach seiner allgemeinen Richtung übersehen und würdigen könne.“ Es war nach Humboldt's Absicht eine Körperschaft, welche die leitenden Ideen, von denen alle Geschäftsthätigkeit ausgehen müsse, gleichsam selbständig repräsentirte, und es sollte ihr daher auch vor allen Dingen freistehn, mit allgemeinen Vorschlägen und Bedenken, der Geschäftsbehörde gegenüber, die Initiative zu ergreifen. In solchen und ähnlichen Einrichtungen war sicherlich nichts Unpraktisches und Ueberspanntes. Humboldt fehlte nur darin, daß er zuweilen zu sehr seine vorgängigen Ueberlegungen in die praktischen Anordnungen mit hinüberführte. Er löschte vielleicht nicht sorgfältig genug die Hilfslinien weg, die er in Gedanken gezogen hatte. Er verrieth vielleicht zu viel von der geistigen Methode seiner praktischen Conceptionen. Es ist klar; er hatte fortwährend mit seiner Vorliebe für die theoretische

1) Sie liegt uns, wie schon angegeben, G. W. V. 333 ff. vor; vergl. an Wolf; ebendaf. S. 276.

Seite der Dinge zu kämpfen. Er verlor sich zu leicht in der Metaphysik seiner Projecte. Es kostete ihn Mühe, die Subtilität seiner Erwägungen in seinen Geschäftsarbeiten zu verstecken und seinen Vortrag zu vereinfachen. Er fühlte das selbst lebhaft. In einer zweiten Redaction der Instruction für die wissenschaftliche Deputation war er bemüht, dasjenige zu ändern, was in der ersten „zu metaphysisch scheine.“<sup>1)</sup> Es ist augenscheinlich, daß er aus demselben Grunde in dem Aufsatz über geistliche Musik die Stellen strich, die wir jetzt aus dem ursprünglichen Entwurf in den G. W. nachgetragen finden.

Aber dieser „metaphysische“ Charakter der Form ging in der That nicht auf die Sachen und auf das Handeln Humboldt's als solches über. Verwundert rühmten die Männer, die mit ihm zusammen früher in der ästhetischen Welt gelebt hatten, daß er wisse „was ungefähr in der Welt gehn und gelten könne.“<sup>2)</sup> Dies hatte er vor seinen ästhetischen Freunden voraus, daß er auch im Elemente der Praxis weder unterging noch seine vorige Bildung verläugnete, daß er mit dem Geiste der Aesthetik die Fähigkeit des Handelns und das Talent des Geschäftsmannes verband. Weit entfernt, daß ihn seine Studien und Speculationen für das Leben unbrauchbar gemacht hätten, so hatte er gerade durch die Beschäftigung mit der Kunst auch den Sinn für die Kunst des Handelns, durch seine Beschäftigung mit dem Menschen das Talent der Menschenbehandlung geschärft. Wie er sich frühzeitig gegen den politischen Apriorismus erklärt hatte, wie er von Hause aus das Gesetz des Handelns und Lebens nicht minder als das des Denkens nach dem Schema der Aesthetik gefaßt hatte, so übte er nun überall, ein praktisch-politischer Künstler, die Kunst der Einbildung der Ideenform in den Stoff der Wirklichkeit. Ein Hauptpunkt bei der Organisation seines Geschäftskreises bestand darin, daß sich die ideelle Seite desselben innig mit der bloß geschäftlichen verbande, und daß weder da, wo Grundsätze zu vertreten seien, die Ausführbarkeit, noch da, wo es die Ausführung gelte, die Rücksicht auf die leitenden Ideen aus den Augen gelassen werde.<sup>3)</sup>

1) An Wolf G. W. V. 277.

2) Knebel an Göthe a. a. D. I. 367.

3) Ideen zu einer Instr. a. a. D. S. 338. 341. Brief an Wolf a. a. D. S. 287.

Umwälzend und neuernd, ebenso, wie seine Wirksamkeit war, war sie doch nichts weniger als schroff revolutionär. Aus dem innersten Geiste seiner bisherigen Bildung sprach er den Grundsatz aus, daß es „nie gut sei zu zerstören, ehe etwas Anderes völlig an die Stelle getreten sei.“<sup>1)</sup> Es war der Grundsatz des fortschrittstüchtigsten Conservatismus, das Bestreben, welches auch Stein beseelt hatte: eine Revolution auf dem Wege der Reform zu bewerkstelligen.

Anderer Tugenden seines staatsmännischen Wirkens hingen mit seinem ganzen Charakter zusammen und bewährten sich jetzt nur auf neuem Felde. Von seiner wissenschaftlichen Thätigkeit übertrug er auf die politische das reine, von allem Persönlichen absehende Interesse für die Sache, die schöne Wahrheitsliebe, die sich stets zur liberalsten Erörterung bereit finden läßt, die strenge Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit, den pflichttreuen, unermüdblichen Arbeitseifer. Freunde und Feinde mußten diese Eigenschaften anerkennen. Keiner aber erfuhr sie mehr, gegen Niemand zugleich verschwendete Humboldt mehr seine ganze persönliche Liebenswürdigkeit und Seelengüte, als gegen Wolf. Es war ein schöner Traum, welchen Humboldt geträumt hatte, daß er an dem ehemaligen Genossen seiner Studien einen ebensolchen Gehülfen seiner praktischen Thätigkeit finden werde. Er war alsbald bedacht, dem Freunde ein Verhältniß zu schaffen, welches seinen Verdiensten wie seiner Würde entspräche, welches zugleich belohnend und ehrenvoll wäre, welches ihm die Gelegenheit zum fruchtbarsten Eingreifen in die Dinge gewährte und ihn doch seinem wissenschaftlichen Beruf, seinen Arbeiten und seinem eignen Ruhme erhielt. Wolf sollte die Direction der wissenschaftlichen Deputation übernehmen, und eigens auf Wolf waren die Bestimmungen über die Stellung und über die geschäftlichen Aufgaben eines solchen Dirigenten berechnet. Aber Wolf nahm die ihm angetragene Stelle nur an, um sofort wieder zurückzutreten.<sup>2)</sup> Der Mann, körperlich kränklich, war geistig um Vieles kränker. Er hatte sich in eine unleidliche Anmaaßung hineingewöhnt und war aus Anmaaßung in eine hysterische Reizbarkeit und Verstimmtheit verfallen. Es schien, als ob der wilde und ungemessene Hochmuth Bentley's in den großen

1) Antrag zur Gründung der Universität a. a. D. S. 328.

2) S. Rörte a. a. D. S. 34. ff.

deutschen Kritiker gefahren sei. Allen Vorstellungen des Freundes gegenüber, verschloß er sich in die Einbildungen seines von Ruhmesgenuß und Geniesucht kranken Geistes und in die Launen eines verhärteten Egoismus. Die Briefe, welche Humboldt in dieser Angelegenheit an Wolf schrieb, liegen als ein schönes Zeugniß des „heiteren Muthes,“ der Treue, der Geduld und Milde, — aller der Gemüthseigenschaften vor, die nicht Jedem, sondern nur seinen Vertrauten bekannt sein mochten. Wohl hätte er mit Herzog Alphons sagen können, daß ihm „zur Prüfung der Geduld ein Freund gegeben:“ —

„Ich kenne nur zu gut den Sinn des Mannes,  
Und weiß nur allzu wohl, was ich gethan  
Wie sehr ich ihn geschont, wie sehr ich ganz  
Vergessen, daß ich eigentlich an ihn  
Zu fordern hätte.“ — —

Dieselben Briefe aber lassen auch noch einmal einen Blick in den allgemeinen Sinn seiner ganzen Wirksamkeit und in den edlen und fleckenlosen Stil seiner Geschäftsthätigkeit thun. Denn nun war er genöthigt, Wolf darauf hinzuweisen, daß billig jede andre Rücksicht der Rücksicht auf die Sache weichen müsse. Auf die Sache, die — so fügte er hinzu — „wenigstens ich, wenn ich auch weit entfernt bin, von Andern Aufopferungen zu fordern, auch nie einen Augenblick aus den Augen verliere.“ Willig ließ er sich herbei, dem verbitterten Tadel Rede zu stehen, welchen Wolf gegen seine ganze Verwaltung und deren einzelne Maaßregeln ausgelassen hatte. Er that es, aus dem Bewußtsein heraus, daß er überall „mit ernster Ueberlegung und mit Eifer“ gehandelt habe. Ein einzelnes Fehlschlagen, schreibt er, dürfe nicht abschrecken. Wenn man das zulasse, mache man eigentlich nichts. „Das Ende der Tage,“ fährt er fort, „ist nicht gekommen. In Geschäften ist es mein Grundsatz, daß man nur dann gut wirkt, wenn man ruhig, geduldig und beharrlich ist. Auch die reifste Ueberlegung kann durch Zufälligkeiten ihres Zwecks verfehlen, aber wenn man nur diesen im Auge behält und immerfort redressirt, so kommt man doch an's Ziel.“<sup>1)</sup>

1) Au Wolf a. a. O. S. 288. 289. S. übrigens die Nummern LXVIII, LXIX, LXXII, LXXIV, LXXV, LXXVII und LXXVIII des Briefwechsels.

## Zweiter Abschnitt.

### Diplomatische Thätigkeit.

---

Nicht die Zerfallenheit der Dinge, nicht die Noth des Staats als solche hatte Humboldt entmuthigen können. Aus der Arbeit des Wiederaufbauens selbst hatte er Muth geschöpft; es war ihm gelungen, auch unter den Beschwerden des Actentisches und in den Discussionen des Rathszimmers den heiteren Gleichmuth der Muße zu bewahren. Aber gegen Eins war nicht aufzukommen und Eins war nicht zu ertragen. Der Dinge getraute er sich, Herr zu werden: an den Menschen schien alle Aussicht auf Rettung zu scheitern. „Das wahre und bedeutendste Unglück,“ so äußerte er, sei dies, daß es an Männern von großem Kopf und Energie, von dem Geist und Charakter Stein's mangle. Das, in der That, war ein sehr mildes Wort, wenn es sich auf die Dohna und Altenstein, die Goltz und Beyme bezog. Kein höherer Zweck, kein gemeinsamer Plan, kein Begriff auch nur von der zu lösenden Aufgabe leitete die Wirksamkeit dieser Minister. Man hatte das Eine Princip, statt nach Principien nach Chancen zu regieren, die Dinge zu benutzen wie sie kämen, sie kommen zu lassen, statt sie herbeizuführen. Ohne die einheitliche Leitung eines Staatsraths zerfiel die Regierung in die verschiedenen Departements. Je weniger die einzelnen Zweige in einander eingriffen, desto häufiger erfolgten gegenseitige Uebergriffe. Je weniger ein herrschender Kopf an der Spitze stand, desto mehr suchte Einer den Andern zu beherrschen, desto offeneres Feld hatte die persönliche Intrigue. Die Nation war unvertreten und ohne

Stimme: gerade in dem Geheimniß suchte man eine Stütze der Mißregierung. Die Schwäche des Königs machte die Schwäche seiner Rathgeber noch verhängnißvoller. Nachdem der Staat durch einen furchtbaren Stoß von außen erschüttert war, nachdem ihm die rettende Hand Stein's entzogen war, so ging er jetzt durch die Rath- und Thatlosigkeit seiner Leiter mit raschen Schritten seiner inneren Auflösung entgegen.

Das Peinlichste mußte sein, in einer solchen Regierung mitten inne zu stehn, ihre Schwäche und Elendigkeit zu übersehn und nicht helfen zu können. Unter allen Verwaltungszweigen war derjenige, welchem Humboldt vorstand, der einzige, in dem eine höhere Auffassung der Dinge, ja der einzige, in dem Ordnung und eine zweckmäßige Thätigkeit herrschte. Es war klar, daß auf die Dauer selbst das gesunde Glied unter dem Siechthum des Ganzen leiden, daß durch die Zerrüttung der ganzen Maschine über kurz oder lang auch die einzigen noch brauchbaren Räder zum Stocken gebracht werden müßten. Der Leiter des Cultus und Unterrichts war nicht so gestellt, daß er selbst und allein für sein Wirken verantwortlich gewesen wäre. Seine Stellung im Ministerium des Innern machte ihn zum Untergebenen eines Mannes, der zwar das Beste, aber nur mit dem schwächsten Willen und mit den kürzesten Gedanken wollte. Durch diese Schwäche war der Graf Dohna in völlige Abhängigkeit von Altenstein gerathen. Der Wirthschaftsinspector, wie Schön klagte, befand sich in den Händen des Rentmeisters. Das Finanzministerium, selbst in der äußersten Haltlosigkeit und Zerrüttung, beherrschte und verwirrte die Verwaltung des Innern. Es gab Collisionen ohne Unterlaß, und die immer wachsenden Finanzverlegenheiten waren am Ende das allein dominirende Princip. Ein Mann, der, wie Humboldt, seine ganze Wirksamkeit von einer großen Idee bestimmen ließ, paßte überhaupt nicht in diese ideenlose Gesellschaft. Allein das Schlimmste war, daß seine Ideen Geld, und viel Geld kosteten. Bald sah er sich die Hände gebunden und in der Ausführung seiner Entwürfe von allen Seiten gehemmt und beengt. Dies nahm zu seit der Verlegung der Regierung von Königsberg nach Berlin. Im März 1810 hatte die Verwirrung und mit der Verwirrung die Kopflosigkeit den Gipfel erreicht. Ausdrücklich erklärte Altenstein und mit ihm die übrigen Minister, daß es unter

den dormaligen Umständen, bei der völligen Erschöpfung der Finanzen unmöglich sei, „große Reformen in der Organisation des Innern zu wagen.“ Jede Ansicht mußte damit für Humboldt schwinden, in der bisherigen Weise fortzuwirken. Und nicht das bloß. Die jüngsten Erklärungen Altenstein's waren von der Art, daß jede Gemeinschaft mit dem Regiment, welchem er den Namen gab, zum Verbrechen am preussischen Staate ward. Denn mit nichts Geringerem als mit der Ehre dieses Staates hatte er endlich seinen Verlegenheiten abhelfen, den Staat selbst hatte er des Staates wegen verschleudern wollen. Gedrängt durch die Forderungen Napoleons wegen der Rückstände der Kriegsteuer, hatte er sich nicht entblödet, die Abtretung Schlesiens als das einzige Rettungsmittel aus der Noth vorzuschlagen. Es war hohe Zeit, zu thun, was schon früher die Merckel und Vincke gethan. Es galt, sich loszusagen von einer Regierung, die sich ihrerseits von den geheiligtesten Ueberlieferungen preussischer Größe und preussischen Ruhms, von dem Andenken Friedrichs, von dem Glauben an Preußens Zukunft los sagte. Schon bei der Annahme seines neuen Postens hatte sich Humboldt den Rücktritt in die Diplomatie vorbehalten. Er bat jetzt, am 29. April 1810, um die Erlaubniß, sich aus der Verwaltung zurückziehen zu dürfen.

Zwar, so schlimm stand es noch nicht mit den Hohenzollern, daß sie vor dem Gedanken nicht zurückgeschreckt wären, den staatsmännischen Bankerutt eines unfähigen Ministers mit dem besten Capital der Monarchie, mit der Eroberung des großen Königs zu decken. Jener Vorschlag kostete dem Altenstein'schen Ministerium den Besitz der Gewalt. Hardenberg, aus seiner Zurückgezogenheit hervorgerufen, hatte die Möglichkeit eines anderen Regierungssystems dargelegt. Mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt, war er am 7. Juni mit dem Titel eines Staatskanzlers an die Spitze der Geschäfte getreten. Der Entschluß Humboldt's blieb nichtsdesto weniger derselbe. War es, daß er auch nach dieser Veränderung die Erneuerung peinlicher Conflict in einer so wenig selbständigen Stellung besorgte, war es, daß er auch Hardenberg nicht für den Mann der Situation hielt, war es, daß ihm auf alle Fälle die Thätigkeit des Verwaltens zu sehr verleidet war, um es selbst mit neuen und fähigeren Menschen auf's Neue zu versuchen:



genug, er begnügte sich, den ihm anvertrauten Verwaltungszweig in's beste Geleise gebracht und wenigstens Eine große Schöpfung in's Leben gerufen zu haben. In der That, es scheint, daß ihn vorzugsweise der Wunsch bei seinem Entschlusse festgehalten hat, aus dem Druck der Geschäfte zu einem seinen Neigungen und seinem individuellen Plan mehr entsprechenden Leben zurückzukehren. Dem Ruf der Pflicht hatte er sich nicht entzogen. Gerade die Gewissenhaftigkeit, mit der er sie erfüllt hatte, ließ ihn nicht länger als unentbehrlich erscheinen. Unter solchen Umständen trat die Erwägung in ihr Recht, ob er seine Kräfte noch ferner, in einer immerhin prekären Lage, demjenigen, was ihm als das Höchste galt, völlig entziehen sollte. Seine Absicht war nicht, wie im Anfang der neunziger Jahre, dem Staate gänzlich den Rücken zuzukehren. Er wünschte eine Lage, in der er noch immer dem Vaterlande nützen könne, in der ihm aber zugleich gestattet wäre, sich und seinen Ideen zu leben. Seinem Wunsch ward entsprochen. Er wurde bestimmt, den Grafen von Finckenstein abzulösen. Durch Cabinetsordre vom 14. Juni wurde er zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister in Wien mit dem Charakter eines Geheimen Staatsministers ernannt. Die Leitung der Section übernahm für's Erste Nicolovius. Sie ward später dem Geheimen Staatsrath von Schuckmann übergeben, nachdem Hardenberg vergeblich versucht hatte, Alexander von Humboldt von seinen wissenschaftlichen Arbeiten abzurufen und diesen an des Bruders Stelle für den erledigten Posten zu gewinnen.

Nicht ganz so trat Humboldt in die diplomatische Laufbahn zurück, wie er einst, acht Jahre früher, in dieselbe eingetreten war. Die Gedanken und Stimmungen, mit denen er nach Wien ging, waren nicht genau die, mit denen er nach Rom gegangen war. Er hatte eine ernste Schule durchgemacht. Er hatte die Noth und das Bedürfniß des Vaterlandes von Nahem gesehen. Er hatte tief in den öffentlichen Dingen mitteninne gestanden. Die Folge war, daß ihn bei seinem Rückzuge aus der Verwaltung ein stärkeres Interesse an Staats- und Geschäftsfachen begleitete, als er je zuvor besessen hatte. Auf Schritt und Tritt während seiner Wirksamkeit in Preußen war ihm der Geist eines Mannes begegnet, mit dem er schon von seinem römischen Gesandtschaftsposten aus gelegentlich correspondirt

hatte.<sup>1)</sup> Von hundert Lippen hatte er den Namen Stein's mit Ehrfurcht und Bewunderung aussprechen hören, und Zeuge war er gewesen, wie das Andenken an den großen Verbannten um so kräftiger in den Herzen fortlebte, je mehr die neue Verwaltung aus der von ihm vorgezeichneten Spur wieder ausbog. Ein herzliches Verlangen hatte ihn daher ergriffen, diesen Mann persönlich kennen zu lernen. Im September — ohne die Eröffnung der Berliner Universität abgewartet zu haben — befand er sich auf dem Wege nach Wien. Auf diesem Wege, oder auf einem Umwege vielmehr, den er eigens zu diesem Zwecke machte, sah er zunächst in Teplitz Gents wieder und verweilte zwei Tage bei demselben.<sup>2)</sup> Von Teplitz aber wandte er sich nach Prag; denn dorthin hatte Stein sich seit dem Juni von Brünn übersiedelt. Des freundschaftlichsten Empfanges durfte er gewiß sein. Denn Stein hatte mit billiger Theilnahme die Wirksamkeit Humboldt's als Leiter der Section des Unterrichts und Cultus verfolgt. Ja, so günstig war die Ansicht, die er über den Charakter und die Talente des Mannes gefaßt hatte, daß er in der Denkschrift, die er gleich nach Hardenberg's Ernennung zum Staatskanzler an diesen einschickte, den Rath erteilen konnte, Humboldt neben der Section des Unterrichts zugleich an Stelle des unfähigen Grafen Goltz mit der Leitung des Auswärtigen zu betrauen.<sup>3)</sup> Diese günstige Ansicht ward durch das persönliche Zusammentreffen beider Männer nur bestärkt. Es legte den Grund zu einer Freundschaft, welche ungeachtet der außerordentlichen Verschiedenheit ihrer Naturen bis an's Ende ausdauernte und durch brieflichen wie persönlichen Verkehr beständig unterhalten wurde. Stein bedauerte nunmehr, nicht früher die Bekanntschaft eines Mannes gemacht zu haben, der ihm der würdigste und nützlichste Genosse bei der Regeneration des preussischen Staates gewesen wäre. Besonders tief aber war der Eindruck des großen Reformers auf Humboldt. Persönlich, in einer individuellen Erscheinung,

1) Wenn anders Wilhelm von Humboldt in dem Citat bei Berg, II. 614, Anmerkung 36, gemeint ist.

2) Gents an Adam Müller in Schlesier's Ausgabe von Gents' Schriften, IV. 366, und an Rahel, ebendaf. I. 117.

3) Berg, II. 498.

standen jetzt die Interessen vor ihm, mit denen er seit seiner Rückkehr nach Deutschland, halb wider Willen und mehr als halb gegen seine Neigung vertraut geworden war. Nicht reiner war ihm ehemals in Schiller der Ernst des künstlerischen Schaffens im Elemente der Idee entgegengetreten, als jetzt der Ernst patriotischer und staatsmännischer Praxis. Der gute Geist der echten, von tief sittlicher Gesinnung getragenen Politik stand leibhaftig vor ihm. Er mußte inne werden, daß diese vollkommene Hingebung an das Schicksal des Vaterlandes, diese einzige Leidenschaft für die sittliche Ordnung des Gemeinwesens, dieser Feuereifer für gemeinnütziges Wirken, daß das Alles doch auch etwas sei. Als die Hoffnungen Deutschlands, die Lage Preußens, die Pläne Hardenberg's, der nur eben jene geheime Zusammenkunft mit Stein gehabt hatte, als das Verhältniß Oesterreich's zu Preußen, als Menschen und Dinge, Grundsätze und Maßregeln zwei Tage lang zwischen den Beiden besprochen worden waren, da war Humboldt durchdrungen von dem unschätzbaren Werth, da hatte er ganz den großen Kopf und den größeren Charakter Stein's erkannt. Er bedauerte nun — so schrieb er bald darauf von Wien an den neu gewonnenen Freund — „nicht zu der Zeit in Deutschland gewesen zu sein, wo Sie bei uns thätig waren; mit und unter Ihnen zu arbeiten, würde mir jetzt doppelte Freude und Beruhigung sein.“ Noch warm von den Gesprächen, die er mit Stein geführt hatte, gestand er nun, daß auch er die Pflicht kenne, die er dem Vaterlande schulde. Er sei zwar überzeugt, daß er nie mehr in Berlin werde gebraucht werden: dennoch sei sein Vorsatz, sich keinem Ruf zu entziehen. Die schöne Muße einer Zwischenzeit wolle er eben deshalb nicht bloß wie früher zu gelehrten Arbeiten, sondern nebenher auch zu finanziellen und staatswissenschaftlichen Studien benutzen.<sup>1)</sup>

Allein freilich, wie schon diese Aeußerungen zeigen: seinen jetzigen Posten sah Humboldt vorwiegend wie einen Ruhe- und Mußeposten an. Für die Zukunft zwar hielt er sich bereit: vorläufig betrachtete er sich wie einen aus dem Geschäftsjoch Ausgespannten, der nur gleichzeitig dem Gemeinwesen seine guten Dienste nicht gänzlich ent-

1) Humboldt an Stein. Pertz II. 534. Das richtige Datum des Briefes ist wahrscheinlich der 18. October; vgl. ebendaf. Stein an Humboldt d. d. 28. October.

zöge. Und ein Mußeposten war, wie die Dinge standen, der Wiener Gesandtschaftsposten in der That. Ohne Zweifel war auch Humboldt mit Stein der Ansicht, daß das letzte Ziel, welches die preussische Diplomatie anzustreben habe, dasselbe mit dem der inneren Verwaltung, daß es die Befreiung Preußens und Deutschlands von dem Joch der französischen Herrschaft sei. Ohne Zweifel waren die beiden Staatsmänner unter sich und waren beide mit Hardenberg übereingekommen, daß nichts zur Erreichung dieses Zieles so wichtig sei, als die Herstellung eines Einvernehmens zwischen den beiden deutschen Staaten, deren Eintracht schon im Jahre 1804 Geng für die „letzte und gleichsam sterbende Hoffnung Deutschlands“ erklärt hatte. Es war dies jetzt viel klarer noch als es im Jahre 1804 gewesen war; denn beide Staaten waren durch die Erfahrung belehrt worden, daß einer ohne den anderen der Uebermacht Frankreichs nicht gewachsen sei. Es war nicht minder klar, daß der Versuch einer Annäherung von Preußen ausgehen müsse; denn als sich Oesterreich 1809 von Neuem zum Kriege entschlossen hatte, waren die beiden Rivalen quitt gewesen, und dennoch hatte Preußen abermals dem Heldenkampfe der Oesterreicher mit verschränkten, oder, wie es selbst sich entschuldigte, mit gebundenen Armen zugehört. Allein leider war eine solche Annäherung auch niemals schwieriger, niemals die Aussicht, daß sie Erfolg haben werde, entfernter gewesen. Auch Oesterreich war jetzt zum Tode erschöpft. Auf die höchste Kraftanstrengung war die höchste Ermattung gefolgt. Das System des Widerstandes hatte dem System der Ergebung Platz gemacht. Die Fesseln der Knechtschaft waren durch die Bande der Freundschaft und der Verwandtschaft scheinbar gemildert, in Wahrheit verstärkt worden. Jeder Gedanke an Krieg war fahren gelassen, seit Metternich an Stadion's Stelle getreten, und die Sorge, den zerrütteten Finanzen des Staates aufzuhelfen, absorbirte vollständig die Aufmerksamkeit der österreichischen Regierung. Gebunden, auf der anderen Seite, und bewacht, erschöpft und verzagt war auch Preußen. Es hätte, auf's Höchste, conspiriren mögen: es fand, daß es im gegenwärtigen Augenblick zwar vielleicht mit den versteckten Gesinnungen, aber nicht mit der Macht und der Politik Oesterreich's conspiriren könne. Die Instructionen und die Geschäfte eines preussischen Gesandten in Wien waren daher vorläufig von geringer Be-

deutung. Sie beschränkten sich auf Beobachten und Berichterstaten. Es galt, die Stimmung der Bevölkerung wahrzunehmen. Die Hauptaufgabe war, Vertrauen zu Preußen zu erwecken, und für alle Eventualitäten die Möglichkeit einer Annäherung vorzubereiten. Am besten gelöst wurde diese Aufgabe, wenn der Gesandte mehr sah als that, wenn er sich möglichst still und discret verhielt.

Humboldt war sicher der discreteste und Hardenberg, wenn es sein mußte, der vorsichtigste der Menschen. Es war viel, daß der Staatskanzler dem österreichischen Hofe die vertrauliche Mittheilung zugehen ließ, daß er für seine Maasregeln in der inneren Verwaltung die Billigung Stein's bei einer geheimen Zusammenkunft in Schlesien erhalten habe.<sup>1)</sup> Es war im Uebrigen nicht seine Gewohnheit, die Gesandten von anderen als denjenigen Dingen zu unterrichten, die unmittelbar auf den Ort ihrer Mission Bezug hatten; noch im Anfange des Jahres 1812 hatte Humboldt nur dunkle und unvollständige Nachrichten von dem Zustande in Preußen.<sup>2)</sup> Seine Pflicht legte ihm demgemäß wenig Arbeit auf. In der redlichsten Gesinnung that er diese Pflicht, aber er that schlechterdings nicht mehr. Wie bereit er unter andern Verhältnissen gewesen wäre, eine größere politische Wirksamkeit auf seine Schultern zu nehmen, es war natürlich, daß er unter den gegenwärtigen wieder sich selbst, nicht die Geschäfte als den Mittelpunkt seines Lebens betrachtete. Je länger er in Wien war, desto mehr sah er die Berliner und Königsberger Zeit, wo er genöthigt gewesen, dies umzukehren, wieder wie eine Anomalie in seinem Lebensgange an. Sie hatte ihn zu einem Andern gemacht. Nun sei er wieder der Alte, schreibt er im Sommer 1812 an Wolf,<sup>3)</sup> derselbe, der er vor 1809 gewesen, der Alte in Absicht seiner Interessen und seiner Art, die Dinge anzusehn. „Denn das Gesandtengeschäft,“ fügt er hinzu, „ist so locker und lose, daß es mir die Gedanken nicht sonderlich einnimmt, und so wie weiland Rubens dabei große Bilder malte, kann auch ich vielerlei treiben, habe es gethan, und thue es noch.“ Kaum war er, Mitte October 1810, in Wien angekommen, so packte er seine Bücher aus, um

1) Perz, II. 571 nach einem Briefe Humboldt's an Stein vom 16. Februar 1811, vergl. a. a. O. S. 621 Anm. 71.

2) Humboldt an Stein, den 3. Januar 1812, bei Perz, III. 594.

3) G. W. V. 294.

vor Allem seine alten, seit dem Eintritt in das Ministerium liegengeliebenen linguistischen Studien<sup>1)</sup> wieder aufzunehmen. Dieselben bezogen sich in erster Linie noch immer auf das Baskische. Er hatte über der Masse der Berufsgeschäfte, in denen er sich plötzlich seit 1809 befand, den von lange her gehegten Plan, ein eignes Werk über die Basken und deren Sprache auszuarbeiten, aufgeben zu müssen geglaubt, und war um so bereitwilliger auf den Vorschlag des Professor Vater in Königsberg eingegangen, in den dritten Band des von diesem fortgeführten „Mithribates“ einen ausführlichen Aufsatz über die Baskische Sprache einzurücken; allein auch dieser Aufsatz war nicht zu Stande gekommen. Er nahm jetzt die Idee einer eignen Schrift über diesen Gegenstand wieder auf, begann dieselbe auszuarbeiten und verhiess in einer ausführlichen Ankündigung zu Ende des Jahres 1812 das Erscheinen derselben in einem oder höchstens anderthalb Jahren.<sup>2)</sup> Er kehrte gleichzeitig an die Erfüllung des dem Fortsetzer des Mithribates gegebenen Versprechens zurück, beschränkte sich aber nun auf eine Reihe von Berichtigungen und Zusätzen zu dem Adelung'schen Artikel über das Baskische.<sup>3)</sup> Aus dem erwähnten Briefe an Wolf erfahren wir, daß er sich jetzt, in Wien, auch mit der Erlernung der Ungarischen Sprache abgab. Auf's Neue endlich, und abermals durch seinen Bruder, wurde ihm das Studium der americanischen Sprachen näher gebracht. Alexander von Humboldt hatte einen Theil seiner großen Reisebeschreibung vollendet. Im November 1811 war er bei seinem Bruder in Wien zum Besuch. Er drückte den Wunsch aus, daß dieser ihm für sein

1) An Stein, bei Perz, II. 534.

2) In F. Schlegel's deutschem Museum Bd. II., Heft 12. Auch dem Königsberger Archiv vom Jahre 1812 war die „Ankündigung“ beigelegt; sie fehlt dagegen in den G. W.

3) Diese „Berichtigungen und Zusätze zum ersten Abschnitt des zweiten Bandes des Mithribates“ erschienen dann freilich erst 1817 im 4. Theil des Mithribates, S. 275 ff., und, in besonderem Abdruck, in demselben Jahre, Berlin bei Voß. Einweilen ward nur der Schluß dieser Arbeit („Proben Baskischer Schreibart und Dichtung“) von Vater im Königsberger Archiv (für Philosophie, Theologie, Sprachkunde und Geschichte, Jahrgang 1812, 3. Stück, S. 277 ff.) veröffentlicht. In die G. W. ist auch dies Stück nicht aufgenommen. Vergl. übrigens auch die Vorrede zur 1. Abthl. des dritten Bandes des Mithribates, S. III. IV. und 2. Abthl. desselben Bandes, S. 432 Anm. 2.

Reisewerk eine Abhandlung über die americanischen Sprachen schreibe. Der Versuch, diesem Wunsch zu entsprechen, führte Wilhelm zu anhaltender Beschäftigung mit Sprachen, die durch ihre grammatische Analogie mit der Vaskischen seine Aufmerksamkeit doppelt reizten.<sup>1)</sup> Sprachstudien und sprachphilosophische Betrachtungen füllten so den größten Theil seiner Zeit. Andres spielte jetzt mehr nebenher, oder machte sich als Reminiscenz vergangener Tage geltend. Wolf hatte sich durch Uebersendung seiner Ausgabe von drei Platonischen Dialogen dem alten Freunde wieder mehr genähert. Die Widmung erinnerte ausdrücklich an den Antheil, den Humboldt an den Vorbereitungen zu dieser Arbeit genommen habe. Humboldt las die drei Dialoge auf einer Reise, die er im Sommer 1812 von Wien aus nach Thüringen machte, um daselbst Rechnungen und Privatgeschäfte zu besorgen. Kurz vorher hatte ihn die Reise seines Monarchen nach Prag und Töplitz, auch mit Göthe in Karlsbad zusammengebracht, und alte und neue Themata, Wolf's Aristophanesübersehung und Niebuhr's römische Geschichte<sup>2)</sup> waren dabei zur Sprache gekommen. Noch lebhafter endlich war er an die Zeit von Jena durch ein Schreiben von Körner erinnert worden, welcher mit der Abfassung einer Skizze von Schiller's Leben umging.<sup>3)</sup> Besuchsweise fand sich Körner auch persönlich in Wien ein. Er hatte außer dem Freunde einen Sohn hier. In dem Talente Theodor Körner's trieb das alte Verhältniß der Körner'schen Familie, die Pietät zu Schiller und der Glaube an die Schiller'schen Ideale lebendige Blüthen. Der junge Dichter war ein gern gesehener Gast in dem Humboldt'schen Hause.

In Beziehung auf literarischen Umgang fand sich übrigens Humboldt in Wien nicht viel besser gestellt als in Rom. Er fand bei Friedrich Schlegel, der jetzt im Dienste Oesterreich's und des Katholicismus die literarischen und philosophischen Ausschweifungen seiner Jugend büßte, zwar Anknüpfungspunkte für sein sprachwissenschaftliches Interesse; in Sachen des Alterthums jedoch konnte er ihn nicht für voll ansehen, und er konnte sich noch weniger mit

1) Humboldt an Stein, Pers. III. 595.

2) Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr, I. 527. 528.

3) Auf diesen Brief ist der Humboldt'sche vom 26. Januar 1811 („Aus Weimar's Glanzzeit,“ S. 30 ff.), den wir im Obigen öfters angezogen, die Antwort.

seinen geschichtspphilosophischen Schrullen, mit dem katholisch-romantischen Doctrinarismus des Mannes vertragen. Wien überhaupt war der Sitz, die Zufluchts- und Versorgungsstätte der toll oder faul gewordenen Romantik. Außer Schlegel hatte sich, durch Hardenberg an Humboldt empfohlen, auch Adam Müller in Wien eingefunden, nachdem er in Preußen vergeblich die unverschämtesten Literatenkünste angewendet hatte, um sich eine Anstellung zu erschwindeln. Vor Allem, und als ältester Ueberläufer, war Gutz hier. Mit diesem ließ sich doch reden. Denn auf die romantische Doctrin wenigstens war dieser nichts weniger als veressen. Nur aus Politik im Grunde und aus Frivolität cultivirte er gelegentlich diese Richtung, und nur seine Nüchternheit war es, die ihn zuweilen nach den Luxusartikeln der neuesten Poesie und Metaphysik lüftern machte. Er war eben jetzt, im Gegensatz zu den phantastischen Speculationen seines Freundes Müller, mit ernsten Studien über die Natur des Papiergeldes beschäftigt, mit Dingen also, denen auch Humboldt seine Aufmerksamkeit zuzuwenden begonnen hatte.<sup>1)</sup> Alte Erinnerungen der familiärsten Art kamen dem Verhältniß zu Hülfe, waren aber doch, wie wir überzeugt sind, nicht im Stande, dasselbe zu jener tieferen geistigen Vertraulichkeit zurückzubringen, die ehemals in Berlin zwischen Beiden bestanden hatte, und die später bis auf einen gewissen Grad sich von Neuem einstellte. Wenn Gutz jetzt gegen Rahel renommirte, daß er sich gegenwärtig weit über Humboldt fühle, daß derselbe nichts mehr als ein ungemein angenehmer Gesellschafter sei, daß „alle Furcht und alles Imponiren“ verschwunden sei, so war es, weil Humboldt nicht für gut fand, dem auf bloße Verstandes- und Lebensroutine Heruntergekommenen mehr zu zeigen, als er verstand und verdiente. Ueberhaupt war ihm in der geistigen Atmosphäre Wien's nicht wohl. Abgewandt von der ganzen „modernen“ Richtung, die sich hier breit machte, lebte er sein besseres Leben still in sich. Wohl verstand er es, in der üppigen und glänzenden Kaiserstadt sich mit all' der Salongewandtheit, mit all' dem liebenswürdigen aristokratischen Anstand zu bewegen, der in den Circeln der österreichischen Aristokratie geschätzt und gepriesen ward:

1) Humboldt an Stein vom 3. Januar 1812 a. a. D. Vergl. Gutz an Perthes in Perthes' Leben II. 231.



lieber saß er über seinen Büchern gebückt, oder genoß des Glücks, mit den Seinigen wieder vereint zu leben. Und er hoffte, dieses Glücks noch lange zu genießen. Daß der Strudel der öffentlichen Angelegenheiten ihn aus aller häuslichen und wissenschaftlichen Ruhe herausreißen und hin und her werfen werde, ließ er sich noch in der Mitte des Jahres 1812 entfernt nicht träumen. Für jetzt schrieb er um diese Zeit an Wolf, bleibe er gern noch einige Jahre in Deutschland. Im Grunde aber habe er doch nur die Schwelle Deutschland's betreten. Er und seine Frau lebe in Wien eigentlich immer mit den Gedanken in Italien; Italiänisch bleibe meist noch die Hausprache in der Familie. Dorthin kehre er daher gewiß zurück, wenn sich auch die Zeit noch nicht bestimmen lasse. Genug, wenn man nur die Ueberzeugung festhalte, daß jede Aenderung vernünftigerweise nirgends anders hinführen könne.

Eine gewaltige Aenderung, in der That, stand bevor; aber sie führte nicht nach Italien. Die Aussicht auf dieselbe hatte Stein nach Rußland geführt. Humboldt fand den großen Agitator schon nicht mehr in Prag, als er im Juni daselbst mit seinem Souverain zusammengetroffen war. Friedrich Wilhelm war kurz vorher in Dresden gewesen; er hatte durch die demüthige Huldigung Napoleon's das schmählische Bündniß besiegelt, welches Preußen zur Theilnahme an dem Kriege gegen Rußland verpflichtete. Schon hatte Napoleon den Niemen überschritten, als Humboldt, von Burgörner aus, jene Zeilen an Wolf schrieb, die keine Silbe von Krieg oder Politik enthielten. Kaum wird der Gesandte in Berlin, wohin er sich, vor seiner Rückkehr nach Wien, Ende Juli zu einem zehntägigen Aufenthalte begab, schon Nachrichten vorgefunden haben, welche irgend ein Urtheil über den Ausgang der Napoleonischen Expedition gestatteten; noch weniger wird er politische Instructionen von einer Regierung mitzunehmen gehabt haben, welche durch ihre völlige Unterwerfung unter Frankreich jeder selbständigen Politik entsagt hatte. Bald genug indeß, und Nachrichten der wunderbarsten Art drangen nach dem Westen. Der Tag der Rache, der Tag der Befreiung war im Anbruch. Die Flammen von Moskau und das Eis der russischen Felder waren dem Eroberer zum Verhängniß geworden. Die schönste und größte Armee der Welt war bis auf wenige bejammernswürdige Trümmer vernichtet; in jäher Flucht war

Napoleon über die Grenze des Reiches zurückgejelt, das er zu beherrschen gedacht hatte. Es folgte der hochherzige und glorreiche Verrath York's; es folgte die Erhebung der Provinz Preußen. Die Völker des Ostens waren in Bewegung gegen den Westen; lange genug hatte der Strom der Eroberung von Westen nach Osten gefluthet. Noch ein kurzes Zaudern und Schwanken in Berlin; endlich hatte der Geist und Rath Scharnhorst's den Sieg davon getragen. Preußen war der Verbündete von Napoleon's Feinden. Von Breslau aus hatte der König dem Sieger von Jena den Krieg erklärt, und auf den Ruf „An mein Volk“ stürzte zu den Waffen was Waffen tragen konnte.

Der Wiener Gesandtenposten hatte aufgehört, ein Mußeposten zu sein; auch über die Schwelle des preußischen Gesandtenhotel's drang die Begeisterung ein, welche Preußens ganze Bevölkerung ergriffen hatte. Nur desto schwieriger war die große Aufgabe zu lösen, der sich Humboldt jetzt gegenüber fand. Es handelte sich, den Beitritt Oesterreich's zu gewinnen; aber Oesterreich war seiner politischen Natur, wie seiner Lage nach so ganz anders gestellt als Preußen. Auch Oesterreich war durch die französischen Waffen besiegt und gedemüthigt worden: es theilte insofern die Sympathien und die Interessen der Verbündeten von Kalisch. Allein es hatte seitdem mit Napoleon seinen Frieden gemacht, es war durch menschliche und politische Bande mit Frankreich verknüpft, und es war insofern an der Erhaltung des Thrones und der Macht des französischen Kaisers interessirt. Oesterreich war eben Oesterreich. Wie jedes Land seine Landesart und Landessprache hat, so hat die anomale Beschaffenheit dieses Staates seiner Politik einen Charakter aufgeprägt, der verschieden ist von der Politik aller andern Staaten. Dieser Staat ist nicht auf große Wagnisse nach Außen: er ist im Innern auf Ruhe und Stillstand angewiesen. Noch waren die Wunden nicht vernarbt, die man in drei blutigen Kriegen davongetragen, noch waren die Niederlagen von Austerlitz und Wagram in schreckendem Andenken. Eine neue Furcht erwuchs aus dem demokratischen Geiste, den die Proclamation von Kalisch und die Aufrufe der preußischen Regierung athmeten, den die Stein und Scharnhorst schürten, der ganz Preußen in fieberhafte Bewegung versetzte. Schon zu viel, daß man Ein Mal einen Volkskrieg zu führen ver-

sucht hatte; lieber doch als mit der Revolution wollte man mit Frankreich gehn. Die Freiheit Europa's und die Unabhängigkeit Deutschlands endlich kamen für Oesterreich nur erst in zweiter Linie in Betracht. Diese Dinge waren blos Mittel zum Zweck; der große Zweck hieß Machtgewinn und Selbsterhaltung. Zu beiden gegenüberstehenden Parteien hingezogen, von beiden abgestoßen, war man entschlossen, die Gunst dieser Lage zum eignen Vortheil auszubenten. Beide sollten auf Oesterreich bieten und um seine Hülfe werben. Die zerrütteten Finanzen machten es wünschenswerth, daß man ohne Schwertschlag und lediglich in der Rolle des Vermittlers zum Ziele gelangte; man wollte im Nothfall den Beistand des österreichischen Schwertes so theuer wie möglich, an die meistbietende und an die sicherste Partei verkaufen. Egoistisch, lavirend und zweizüligig war daher jetzt, wie immer, die österreichische Politik. Sie glich dem Verfahren des Arztes, der in Anbetracht der gebrechlichen Constitution seines Kranken die Anwendung drastischer Mittel scheut und den Triumph seiner Kunst nicht in die Heilung, sondern in die Lebensverlängerung setzt. Sie glich auch darin dem Staate, dem sie angehört, daß sie, so gemischt wie dieser, die italienische List und Verstellungskunst unter der Maske deutscher Biederkeit und Gutmüthigkeit zu verstecken wußte. Und es traf sich, daß ein Mann an der Spitze der österreichischen Regierung stand, dessen einzige Tugend die war, durch und durch österreichisch zu sein. Der Charakter Metternich's bestand darin, daß er so ganz ohne Sinn und Gefühl für individuelle Sittlichkeit war, daß jene specifisch österreichische Politik vollkommen die Stelle der Moral bei ihm einnahm. Er war kein wahrhaft großer und er war kein ganz schlechter Mann. Die verwickelte Lage und die Gebrechlichkeit des österreichischen Staates war das Maas seiner Weisheit und Kühnheit: das Deficit seiner Sittlichkeit und Rechtlichkeit wurde gedeckt durch seinen Patriotismus. Er war vollkommen stumpf gegen jedwede idealere Forderung: er besaß die feinste Fühlung für die Bedürfnisse seines Landes. Er war jetzt, seit der russischen Katastrophe, schlechterdings entschlossen, sich um Treue und Glauben sowenig wie um die Interessen der deutschen Nation zu kümmern, sondern lediglich zu thun und zu lassen, was seinem Oesterreich, dem so hart mitgenommenen, nur eben in der Erholung begriffenen, gut thun möchte.

Wir kennen leider die Berichte nicht, welche Humboldt von Wien aus an seinen Hof sandte, und es fehlt uns damit das beste Mittel, uns über sein Benehmen und seine Wirksamkeit seit dem Januar 1813 ein genaues Urtheil zu bilden. Wir sind nichts desto weniger vollkommen überzeugt, daß Niemand, wer immer in Wien residirt hätte, im Stande gewesen wäre, das österreichische Cabinet früher, als es nun geschah, zum Beitritt zu bewegen; ja, es scheint uns vielmehr, daß Humboldt in mehr als Einer Beziehung vorzugsweise geeignet war, die den Allirten günstige Wendung der österreichischen Entschlüsse herbeiführen zu helfen. Eine heftige oder leidenschaftliche, eine harte oder spröde Natur würde sehr wenig am Platze gewesen sein. Mit Bestürmen und Zubringen würde schwerlich viel ausgerichtet, gewiß viel verdorben worden sein. Wer auf die Politik Oesterreich's einen wenn auch noch so leisen Einfluß ausüben wollte, mußte sich in die eigenthümliche Lage und Weise des österreichischen Staates hineingefunden haben, mußte vertraut mit dem Charakter und der Individualität Metternich's sein. Es war die Stärke Humboldt's, der Eigenthümlichkeit der Dinge und der Menschen gerecht zu werden. Durch seine Gesinnung und durch seine ideale Auffassung stand er im Vertrauen und in der Achtung von Stein: er hatte sich dessenungeachtet durch seinen weltmännischen Sinn und vermöge seines geselligen Humors auch mit Metternich auf den besten Fuß gesetzt. Er billigte von Herzen den Aufruf des Königs und er jubelte im Stillen über den Geist, der in seinen Landsleuten erwacht war; aber er wußte, daß Kaiser Franz einen Schander vor dieser neusten Form des Jacobinismus hatte, und daß es der Gipfel der Thorheit gewesen wäre, am Hofe zu Wien die Sprache des Lagers und Hofes von Kalisch und Breslau zu reden. Er wird ohne Zweifel sein Bestes gethan haben, das Wiener Cabinet über diesen eiglichen Punkt zu beruhigen. Schwerlich hätte er der Auffassung beige stimmt, welche den Verbündeten nach der Schlacht bei Rügen den Entschluß jener Sendung Scharnhorst's eingab. Das Erscheinen Scharnhorst's in Wien hätte Metternich's Plan, die Franzosen über die Absichten Oesterreich's völlig im Dunkeln zu lassen, gekreuzt; es hätte die Entwicklung zu Gunsten der Allirten eher verschüttet als befördert. Es ist bekannt, daß ein Wink Metternich's den Abgesandten zur Umkehr bewog: der uner-

müßliche Treiber war an seinem Ende, er kehrte nach Prag zurück, und bald hatte das edelste und festeste deutsche Herz, ein Herz voll Weisheit und Muth, zu schlagen aufgehört. Aber nicht bloß das Drängen Scharnhorst's, auch jede Einmischung von Seiten des regelmäßigen Gesandten hätte Oesterreich in den Augen Frankreich's compromittirt. Schon längst hatte Metternich alle sichtbaren Beziehungen und allen Verkehr mit Humboldt abgebrochen. Der preussische Gesandte spielte nur noch die passive Rolle, an dem großen Betrüge mitzuwirken, der so erfolgreich gegen den französischen Gesandten durchgeführt wurde. Er begnügte sich, zu beobachten, zu berichten und abzuwarten. Er täuschte sich wahrscheinlich, trotz aller Versicherungen Metternich's, auch darüber nicht, daß jener Betrug, unter Umständen, ebenso gut nach der anderen Seite gewandt werden könne. Er glaubte nicht an seinen Freund Metternich, allein er glaubte, trotz Metternich, an die Macht der Dinge, an den Genius Deutschland's und an das Glück der guten Sache.

Wenn seine Rechnung so war, so hatte er sich nicht verrechnet. Es war unmöglich, Napoleon auf die Dauer zu täuschen. Der Graf von Narbonne, welcher den früheren französischen Gesandten Otto in Wien ablöste, hatte bald das doppelte Spiel des österreichischen Ministers und die anti-französische Gesinnung der österreichischen Aristokratie durchschaut. Er benachrichtigte seinen Herrn von dem, was er gesehen und gehört hatte. Es stimmte mit dem überein, was diesem ungefähr gleichzeitig aufgefangene Depeschen der in Wien accreditirten Gesandten, darunter auch Humboldt's an den König von Preußen, verrathen hatten. Von diesem Augenblick an war der Unwille Napoleon's gegen Oesterreich der beste Verbündete Preußen's und Rußland's. Durch Napoleon selbst ward Oesterreich auf die Seite seiner Gegner, ward es endlich von der gehofften Vermittlerrolle in den Krieg gedrängt. Unvergessen ist dem Kaiser Franz jener Brief, in welchem er nach der Schlacht bei Lützen seinen kaiserlichen Schwiegersohn zum Frieden aufforderte, „nachdem eine erste Affaire die Leidenschaften abgekühlt und viele Trugbilder zertheilt habe.“ Frieden nun erst recht, aber ein Frieden, bei dem es selbst gewönne, war das mit den heißesten Anstrengungen verfolgte Ziel Oesterreich's. Um Frieden war es auch Napoleon zu thun; aber am wenigsten sollte dieser Frieden Oesterreich, über dessen Treu-

losigkeit er nunmehr enttäuscht war, zu gute kommen. Seine Absicht ging auf eine Einzelverständigung mit Kaiser Alexander. Er hielt die Hoffnung darauf fest, selbst als ein erster Versuch dazu völlig gescheitert war. Nur in dieser Hoffnung ging er endlich, nachdem er bei Bautzen die Verbündeten zum zweiten Male geschlagen hatte, auf den österreichischen Vorschlag eines Waffenstillstandes und eines Friedenscongresses, ja sogar auf die von den Verbündeten gestellte Bedingung ein, daß die österreichische Vermittelung schlechterdings als Basis für diese Friedensverhandlungen gelten müsse.

Denn auf das Geschickteste hatte Oesterreich inzwischen bei den Verbündeten die Aussicht aufrecht zu erhalten gewußt, daß es zuletzt doch mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen werde. Nur um Oesterreich entgegenzukommen, hatte man von dieser Seite eingewilligt, die kriegerischen Unternehmungen durch diplomatische Verhandlungen zu unterbrechen. Und Oesterreich, von Napoleon abgestoßen, schien in der That seinen Feinden Schritt für Schritt näher zu kommen. Kaiser Franz, von seinem Hofe und Ministerium begleitet, hatte am 1. Juni Wien verlassen und war seit dem 12. auf dem Schlosse zu Gitschin, dem russisch-preussischen Hauptquartier in Reichenbach bei Weitem näher als dem französischen in Dresden. Mit diesem Schritte änderte sich auch die Lage Humboldt's. Er hatte die Weisung erhalten, sich während der Abwesenheit des Kaisers und Metternich's von Wien in's Hauptquartier zu begeben.<sup>1)</sup> An demselben Tage wie der Kaiser verließ er die Hauptstadt und erschien in Reichenbach, um hier zunächst bei der Abschließung der Subsidienverträge mit England seine Hülfe zu leihen. Das eigentliche Hauptquartier aber der Diplomatie, der Centralpunkt aller großen Verhandlungen war Ratiborzitz, ein Lustschloß der Herzogin von Sagan. Hierher begab sich daher Humboldt von Reichenbach aus, in Begleitung des Staatskanzlers, zum Behuf einer Zusammenkunft mit Metternich. Die weitere Entwicklung des Verhältnisses Oesterreich's, das Ergebnis der Verhandlungen Metternich's mit Napoleon mußte abgewartet werden. In dieser abwartenden Situation ließ der Staatskanzler Humboldt in Ratiborzitz zurück. In

1) Vergl., auch für das Folgende, Humboldt an die Prinzessin Louise von Preußen, den 28. Juni 1813, bei Perz, III. 673.

vielen Betracht war diese Situation nicht ohne Annehmlichkeiten. Außer Humboldt hatte sich auch Genty hier niedergelassen, und Genty war gerade der Mann, um Alles, was in den Dingen selbst Peinliches lag, vergessen zu machen und für sich und Andre die vergnügliche Seite hervorzukehren. Auch Humboldt wußte es, wie Genty zu schätzen, daß man als Gast der Herzogin von Sagan besser als irgendwo sonst aufgehoben war. Es war ohne Zweifel höchlich interessant, in der Mitte von vier Höfen gleichsam einen eigenen Hof zu halten. Man empfing und man erwiderte die Besuche der höchsten Herrschaften; kein Tag verging ohne politische Neuigkeiten, ohne Gäste und Gastereien, ohne ein kaiserliches oder königliches Diner. Das Unsichere des allgemeinen Zustandes mußte nichts desto weniger von einem Manne wie Humboldt schwer empfunden werden. Seit der großen Wendung der Dinge, seit der Erhebung des preussischen Volkes hatte die lebendige Geschichte wieder einen neuen Reiz für ihn bekommen. Der Anblick eines für seine Unabhängigkeit begeisterten, zu jedem Opfer bereiten Volkes hatte auch ihn erhoben. Seine während zweier Jahre der mattesten diplomatischen Thätigkeit ziemlich blaß gewordene Theilnahme an den staatlichen und nationalen Angelegenheiten, hatte auf einmal wieder Farbe, und eine frischere Farbe bekommen, als selbst 1809 und 1810. Zu sehr aus kalter Pflicht, zu sehr aus idealer Höhe herab hatte er damals an der Restauration der Monarchie mitgearbeitet. Zu erhoben über die Noth der Zeit, hatte er, als Erzieher des Volkes, zu wenig herzliches und gemüthliches Eingehn in die Leiden desselben gezeigt. Seine Thätigkeit war die gediegenste und würdigste, aber sie war nicht eigentlich volksthümlich und specifisch national gewesen. Die Ideen, welche ihn geleitet, waren groß und trefflich, aber sie waren ein wenig zu klassisch, mehr antik als preussisch, mehr allgemein menschlich als populär gewesen. Ein Staatsmann war er gewesen, wie die Göthe und Schiller Poeten waren, — zu Perikleisch für einen preussischen Minister, wie jene zu Homerisch und Sophokleisch waren. Und viel zu tief lag ja das in seiner Bildung und Gesinnung begründet, als er je davon hätte loskommen können. Aber diesem Strom der Begeisterung, diesem wunderbaren Ausbruch patriotischer Empfindung, wie er jetzt zum Vorschein gekommen, dieser unmittelbaren Gewalt des Nationalgefühls war nicht zu widerstehen. Etwas

wenigstens von dem eigenthümlichen Pathos der Befreiungskriege drang ein in die Seele Humboldt's. Jene Worte: „An mein Volk“ klangen auch in ihm nach. Ein Volk, welches auf den Ruf seines angestammten Fürsten aufsteht, um seine Fesseln zu zerbrechen und seine Nationalität zu retten, das war ein Anblick, der auch ihn im Innersten ergriff. In der tiefsten Aufregung folgte Caroline von Humboldt der ungeheuren Bewegung, die die liebsten Menschen ihr von der Seite in Kampf und Gefahr hinwegriß, die, ach! den Dichter von Leier und Schwert allzufrüh die Süßigkeit und den Ruhm des Todes für's Vaterland kosten ließ. Hatte doch auf den Ruf zu den Waffen auch Theodor von Humboldt die Hochschule von Heidelberg wieder verlassen, um als Freiwilliger zur Armee zu gehn; schon hatte er dem Feinde gegenübergestanden und hatte Narben aufzuweisen, als er seinen Vater in Ratiborzitz aufsuchte. Es ziemte sich für den Jüngling, war die Meinung des Vaters, „an dem Kriege Antheil zu nehmen, der einmal sein und der Seinigen Dasein sichern soll.“<sup>1)</sup> Wie hätte er bei solcher Gesinnung nicht die Sorgen theilen sollen, welche bei dem Stillstand der kriegerischen Operationen und bei der Hinzögerung des Entschlusses Oesterreich's alle diejenigen erfüllten, die nur in kräftiger Fortführung des Kampfes Heil sahen? Längst stand er mit mehreren Mitgliedern der königlichen Familie in nahen Beziehungen. Seit der Königsberger Zeit waren diese Beziehungen sowie die Theilnahme an dem Schicksal des königlichen Hauses noch inniger geworden. Einen continuirten Briefwechsel unterhielt er namentlich mit der Fürstin Radziwill, Prinzessin Louise von Preußen, und gegen diese eröffnete er sich jetzt über seine Ansicht der Dinge. Wie gern möchte er das beunruhigende Dunkel zerstreuen können, welches die Zukunft verhülle, aber er sehe noch keinesweges klar über die bevorstehende Entwicklung. „Wohl glaube ich sagen zu können,“ fährt er fort, „daß die Dinge nicht eigentlich schlecht gehen werden; aber noch weniger wahrscheinlich ist es, daß sie wirklich gut gehen sollten, und eben das ist es, was mich, nach so schönen und edlen Anstrengungen, in Verzweiflung setzt. Ich irre mich vielleicht, aber mir scheint, daß der Zustand, der sich gegenwärtig ergeben wird, eine eiserne Mauer sein wird, die man

1) An Caroline von Wolzogen, a. a. D. S. 13.



nicht so leicht von Neuem wird durchbrechen können, und darum gerade zittre ich, daß er nicht auf hinreichend soliden Grundlagen zu Stande kommen dürfte.“ Er besorgte, man sieht es, daß die österreichische Vermittelung dennoch einen Frieden herbeiführen werde, und er besorgte, daß dieser Friede ein fauler Friede sein werde.

Noch wenige Wochen indeß, und es war ihm gestattet, an seinem Theil diese Befürchtungen vereiteln zu helfen. Eine bedingte Beitrittsversicherung war endlich in Reichenbach von Oesterreich erlangt worden; in Dresden hatte darauf Metternich dem französischen Kaiser selbst gegenübergestanden; das Bündniß zwischen Oesterreich und Frankreich war zerrissen; Oesterreich hatte freie Hand, zwischen den kriegsführenden Parteien zu vermitteln, und in Prag sollte nach alle dem der letzte Versuch zu Herbeiführung des Friedens gemacht werden. Unter Verlängerung des Waffenstillstandes war der Termin zur Eröffnung des Prager Congresses zuletzt auf den 12. Juli angesetzt worden. Von französischer Seite wurden der Graf von Narbonne und Caulaincourt, Herzog von Vicenza, als Unterhändler erwartet. Rußland sollte durch den Staatsrath von Anstett, Preußen durch Humboldt vertreten werden. Beiden Bevollmächtigten war es ausdrücklich zur Pflicht gemacht worden, die ganze Würde ihrer Höfe aufrecht zu erhalten, und vollständig und gewissenhaft auch England's Interessen bei den Unterhandlungen wahrzunehmen.

Es war der seltsamste Congress, der vielleicht jemals Statt gefunden. Niemand, der in der Mitte des Juli nach Prag gekommen wäre, hätte gewahr werden können, daß hier das ungeheure Werk der Herstellung eines Friedens betrieben werde, der nach einem Menschenalter voll Krieg und Verwirrung, dem Welttheil die Ruhe wiedergeben sollte. Der einzige Caulaincourt, erschien mit dem ganzen Gepränge, wie es einem Bevollmächtigten Napoleon's und einem Großwürdenträger des Kaiserreichs anstehen mochte. Aber nicht vor dem 27. traf der Herzog in Prag ein; bis dahin war Alles still; man sah nur Anstett's und Humboldt's Wagen, und sah sie so ruhig durch die Stadt rollen, als ob es schlechterdings für Diplomaten in dieser Zeit nichts zu thun gäbe. Nur die junge und schöne Fürstin Esterhazy war von Wien hierhergekommen, und man erzählte sich, daß sie bestimmt sei, die Honneurs des Congresses zu machen. Ihre Abendgesellschaften und die Mittagsgesellschaften des

Fürsten Metternich sollten die einzige Gelegenheit sein, bei der sich die Gesandten sehen und sprechen würden: im Uebrigen werde es bei diesem Congreß keine Zusammenkünfte und keine Debatten geben. Es war so. Seltsam war das äußere Aussehn, viel seltsamer noch war das Wesen und der Verlauf dieses Congresses.

Keine der hier vertretenen Mächte war unbedingt dem Zustandekommen eines Friedens abgeneigt: jede wollte nur einen solchen Frieden, wie ihn jede der anderen unbedingt verabscheute. Napoleon, nach zwei gewonnenen Schlachten im Vortheil, hoffte und wünschte einen Frieden, der ihn im Besitz des größten Theils seiner Eroberungen ließe. Er dachte ihn zu erlangen, indem er vor Allem Rußland gewönne, und er war entschlossen, Rußland und Preußen lieber erhebliche Zugeständnisse zu machen, als auf die Bestrafung der perfide Oesterreich's Verzicht zu leisten. Oesterreich hinwiederum, den Anstrengungen und Unsicherheiten des Krieges aus hundert Gründen abgeneigt, hoffte und wünschte einen Frieden, bei dem es selbst zum Mindesten die illyrischen Provinzen wiedergewönne. Es lag ihm vor Allem daran, jedes ihm selbst ungünstige Uebereinkommen zwischen den Kämpfenden zu hintertreiben, und es war daher sorgfältig bedacht, seine vermittelnde Stellung in der umfassendsten Weise geltend zu machen und den Parteien jede Möglichkeit einer Unterhandlung ohne Zwischeninstanz zu entziehen. Auch die Verbündeten endlich waren sicherlich einem guten und ehrenvollen Frieden nicht abgeneigt. Aber wie sehr sie ihn gewünscht haben würden, sie waren weit entfernt, ihn zu hoffen. Sie fürchteten vielmehr einen schlechten. Weit mehr als auf Frieden war ihr Auge auf die Fortsetzung des Krieges und, für diesen Fall, auf die Erlangung der thätigen Mitwirkung Oesterreich's gerichtet. Dies lag ausgesprochen in der Instruction ihrer Bevollmächtigten. Dies war die persönliche Ansicht Humboldt's in vollkommener Uebereinstimmung mit der seines Collegen. Humboldt schrieb von Prag aus an die Prinzessin Louise ganz in demselben Sinne wie von Ratiborzig. Pünktlich, so berichtet er unter'm 21. Juli, sei er und Anstett an dem verabredeten Tage eingetroffen; französischer Seits jedoch sei nur erst Narbonne, und zwar bis jetzt ohne Vollmacht und Instruction, zugegen. Das zeuge nicht eben von dem Verlangen, Frieden zu schließen. „Wir andrerseits,“ fährt er fort, „hätten gewiß nichts dagegen, daß ein Frieden zu Stande

käme, allein ein Arrangement, das uns nicht sichere Garantien seiner Dauer gäbe, würde doppelt vom Uebel sein und würde alle unsere Leiden verschlimmern; daß wir aber zu einem wirklich guten gelangen könnten, das halte ich, seit ich hier bin, noch weniger für wahrscheinlich, als früher.“ Gerade deshalb aber gesteht er, guten Muths zu sein, wie wenig angenehm auch seine augenblickliche Lage sei. „Denn ich schmeichle mir,“ fährt er fort, „daß wir hier nichts verderben werden, sondern daß im Gegentheil, wenn die Feindseligkeiten, wie es nur zu wahrscheinlich ist, wieder aufgenommen werden müssen, die Verbündeten durch die Hülfe werden verstärkt sein, die man im Publicum so lange schon erwartet. Eure Hoheit hat vielleicht schon gefunden, daß ich immer zu sehr an einen glücklichen Ausgang der Krisis glaube, in der wir uns befinden. Allein wenn ich die gerechteste Sache sehe, eine Nation, die bereit ist, zu den schon gebrachten Opfern neue hinzuzufügen, eine Armee, die sich die allgemeine Bewunderung erworben hat und welche vor Eifer brennt, den Kampf zu erneuern, endlich materielle Streitkräfte, wie sie vielleicht noch nie vereint waren, so kann ich unmöglich verzweifeln. In einer solchen Lage der Dinge würde, scheint mir, das einzige wahre und nicht wieder gut zu machende Unglück das sein, wenn man einen Zustand der Dinge unterzeichnete, welcher, unglücklich an sich, beinahe selbst die Möglichkeit, jemals zu einem befriedigenderen zu gelangen, zerstörte.“

War dies die Ansicht und Gesinnung des preussischen Bevollmächtigten, so war durch die gegenseitige Stellung aller Betheiligten dafür gesorgt, daß seine Hoffnungen in Erfüllung gehen mußten. Eine Einrichtung sofort wurde getroffen, welche gleich sehr dem Interesse Oesterreich's wie dem Interesse der Verbündeten entsprach. Es war eine zwischen Metternich, Humboldt und Anstett abgekartete Sache, daß alle Verhandlungen zwischen den Bevollmächtigten der Verbündeten und denen Napoleon's lediglich schriftlich und durch die Vermittelung Oesterreich's zu führen seien. In dieser Formalität präcisirte sich die Auffassung, welche alle Theile von dem vorliegenden Unterhandlungsgeschäft mitbrachten: die Begierde Oesterreich's, die Entscheidung in der Hand zu behalten, die Sympathien der Verbündeten für Oesterreich, ihr Mißtrauen gegen Frankreich. An dieser Formalität, folgerichtig, zerschlug sich das Friedenswerk und entschied

sich der Beitritt Oesterreich's. Lächerlich genug war der Vorschlag, in solcher Weise zu verhandeln, von Metternich durch den Zweck größerer Beschleunigung des Geschäftes motivirt. Gleichviel indeß: der preußische und russische Bevollmächtigte erklärten ihre Zustimmung, und Humboldt benutzte überdies diese Motivirung, auf das verspätete Erscheinen Caulaincourt's hinzudeuten und die Schuld der Verzögerung und Erschwerung des Friedensgeschäftes im Voraus von seinem Hofe auf den französischen hinüberzuwenden. Schon dieser erste Vorgang, so scheint es, enttäuschte die Franzosen vollständig über die Gesinnungen der Verbündeten. Hatte Napoleon die Hoffnung gehegt, sich mit Kaiser Alexander verständigen zu können, so hatte ihn hiervon außerdem noch ein anderer Umstand abbringen müssen. Kaiser Alexander hatte Anstett nach Prag geschickt, und Anstett, ein geborner Elsässer und Unterthan Frankreich's, war in den Augen der Franzosen ein Ueberläufer. Die Wahl eines solchen Unterhändlers war an sich eine Beleidigung, und sie ward als solche empfunden. Zu der Erbitterung gegen Oesterreich gesellte sich daher bei Napoleon Erbitterung gegen Rußland. Schwerlich zwar konnte er auch nur einen Augenblick daran denken, es nunmehr mit Preußen zu versuchen: allein die Note, mit welcher endlich am 6. August, nach Einholung neuer Instructionen, die französischen Bevollmächtigten antworteten, enthielt in der Hauptsache nur Zweierlei: Vorwürfe gegen Oesterreich und Insulten gegen Anstett. Hatten die Verbündeten mit Recht aus der Unpünktlichkeit der Franzosen geschlossen, daß es Napoleon mit dem Frieden nur halber Ernst sei, so folgerten die Franzosen mit gleichem Rechte aus dem von Metternich unter Zustimmung Rußlands und Preußens gemachten Vorschlag, daß alle drei Mächte den Abschluß des Friedens eher zu erschweren als zu befördern gewillt seien. Sie beschuldigten Oesterreich, daß es die Rolle eines unparteiischen Vermittlers, über die man übereingekommen, nicht eben innezuhalten scheine. Rußland, sagten sie, indem sie das Verhalten Preußens völlig mit Stillschweigen übergingen, habe zu erkennen gegeben, daß es die Eröffnung der Friedensunterhandlungen lediglich als ein Mittel betrachte, „Oesterreich zu compromittiren und die Leiden des Krieges noch weiter auszudehnen.“ Sie erklärten sich endlich, nach einer unwiderleglichen Kritik des vorgeschlagenen Unterhandlungsmodus, nichts

desto weniger auf denselben einzugehen bereit, sofern nur die mündliche Unterhandlung in Conferenzen dadurch nicht ausgeschlossen sei. Wollte der russische Bevollmächtigte, so fügten sie boshafter Weise hinzu, seinerseits dabei verharren, den Frieden zu unterhandeln, ohne den Mund aufzuthun, so solle es ihm für seine Person freistehn, nur durch Noten die Ansicht seines Hofes kundzugeben. So gereizter Sprache gegenüber war es leicht, auf dem Papiere Ruhe und Würde zu bewahren. Ruhig und würdig, dabei doch kräftig und entschieden protestirte Anstatt gegen die gehässigen Insinuationen und Angriffe der französischen Note, gab den Vorwurf, den Frieden nicht zu wollen, zurück, und erklärte natürlich, daß er bei der von Metternich proponirten Form der Verhandlungen einfach verharren müsse. Eine günstigere Position aber konnte es nicht geben, als die, in welche sich jetzt Humboldt gestellt sah. Er hatte den unermesslichen Vortheil voraus, daß der Gegenpart ihm eine Rücksicht auf Kosten Rußlands und Oesterreichs erwiesen hatte, die er schnöde abzulehnen entschlossen war. Man sieht, dünkt uns, der Humboldt'schen Erwidrungsnote vom 7. August, mit ihrem sicheren und energischen Ton das Vergnügen an, das es dem Diplomaten verursachte, mit Einem Schläge den Gegner zurückweisen und die Freunde sich näher verbinden zu können. Der gemischte Unterhandlungsmodus wird natürlich auch von ihm verschmäht. Der französischen Kritik der Form eines bloßen Notenwechsels und den aus diesem Vorschlag hergenommenen Vorwürfen setzt er natürlich lediglich Gegenvorwürfe entgegen. Die Franzosen, heißt es von Neuem, seien die Verzögerer; an ihrem üblen Willen scheitre das Friedenswerk: — „Europa und die Nachwelt werden urtheilen, welche der beiden Parteien sich dem raschen Zustandekommen desselben widersetzt hat.“ Aber er beeilt sich vor Allem, den Versuch, Preußen und Rußland auseinanderzuhalten, den Versuch, jenem durch Beschimpfung dieses zu schmeicheln, durch die nachdrücklichsten Wendungen zu vereiteln. „Obgleich die Note der französischen Bevollmächtigten sich anstellt, als ob sie ausschließlich das Benehmen und die Ansichten des russischen Hofes rüge (ein Anstellen, welches bis auf die Minister der beiden Höfe ausgedehnt wird), während der Gang Preußens und Rußlands, sowie der ihrer beiderseitigen Unterhändler fortwährend die vollkommenste Uebereinstimmung gezeigt hat, — so hat

der Unterzeichnete nicht nöthig, zu sagen, daß der König, sein Herr, nur um desto empfindlicher von der Stelle berührt werden wird, die sich auf seinen erhabenen Verbündeten bezieht und die es unmöglich wäre, mit den Benennungen zu charakterisiren, die sie verdient. Darauf zu antworten, wäre wider alle Würde.“ Und ebenso wie Rußland wird endlich die vermittelnde Macht in den wärmsten und anerkanntesten Ausdrücken in Schutz genommen. Mit Einem Worte: es wird schon jetzt mit Frankreich wie mit einer feindlichen, nicht zu versöhnenden, von Oesterreich wie von einer befreundeten und verbündeten Macht gesprochen.

Mit diesem Notenwechsel, offenbar, war es entschieden, daß der Prager Congreß nicht den Frieden zum Ergebniß haben werde. Denn enthielten sich nun auch die französischen Bevollmächtigten in ihrer Note vom 9. August alles Eingehens auf die Proteste und Recriminationen der Allirten, so war es doch immer nur erst die Formfrage, die sie von Neuem zu erörtern gezwungen waren, und der 9. August war der letzte Tag vor dem Ablauf des Waffenstillstandes. Humboldt war höchlich zufrieden, in seiner Antwort alle weiteren Debatten über diese Frage durch Ein Argument, — durch den Hinweis auf das Datum ablehnen zu können, an welchem er schreibe. Die Erfindung einer Congreßform, bei der man unterhandelte, ohne sich zu kennen, zu sehen und zu sprechen, hatte sich bewährt. Erst durch ihre Unpünktlichkeit, dann durch ihre Gereiztheit waren die Franzosen den Absichten der Allirten zu Hülfe gekommen. Die geschickte Benützung beider Umstände durch Anstett und Humboldt hatte die Gefahr eines Friedens nach dem Wunsche Napoleon's oder eines Friedens nach dem Wunsche Metternich's vereitelt. Das Andre freilich, was es zu erlangen galt, war der Beitritt Oesterreich's, und eine zweite Gefahr lag in einer möglichen Verständigung Oesterreich's mit Frankreich hinter dem Rücken des Congresses. Es ist bekannt, daß diese Gefahr bis zum letzten Augenblicke über Deutschland schwebte. Von Rußland und Preußen zurückgestoßen, überwand sich Napoleon, noch einmal mit Metternich anzuknüpfen. Noch zwischen dem 6. und 10. August gab sich Caulaincourt alle Mühe, ein Verständniß mit diesem herbeizuführen. Auch diese Vorgänge wußte oder ahnte Humboldt. Noch fünf Tage vor dem Ablauf des Waffenstillstandes hatte er keine Meinung darüber, ob Oesterreich

sich schlagen werde oder nicht. Noch als er, um Mitternacht am 10. August, die Note unterzeichnete, in der er seine Vollmacht für erloschen erklärte, als schon die Feuerzeichen flammten, die das Hauptquartier von dem Abbruch der Unterhandlungen in Kenntniß setzten, hielt er sich der österreichischen Entschliefung nicht vollkommen sicher. Noch in dieser Schlußnote hatte er die Complimente an die vermittelnde Macht nicht gespart. Es wird erzählt, daß er sich nicht eher beruhigt und seine Mission für vollendet angesehen habe, als bis die österreichische Kriegserklärung, unterzeichnet und versiegelt, die Kanzlei des Ministers verlassen habe.<sup>1)</sup>

Mit Recht hob Stein in einem bekannten Briefe an Münster den Antheil hervor, welchen Humboldt nebst Anstett an dem Verdienste gebühren, den Beitritt Oesterreich's endlich herbeigeführt zu haben. Es war nach der Katastrophe in Rußland und nach der Erhebung Preußens das wichtigste Ereigniß, es war die letzte Bürgschaft für das Gelingen des großen Befreiungskampfes. Auch bei seinem Monarchen fand das Benehmen Humboldt's volle Anerkennung. Noch in Prag empfing er aus der Hand desselben das Zeichen des eisernen Kreuzes, — die einzige Ordensauszeichnung, wie er an die Prinzessin Louise schrieb,<sup>2)</sup> die er zu besitzen den Ehrgeiz gehabt hatte. Wohl mochten die Wiener aus diesem edlen Symbol einen Gegenstand des Cultus machen; wohl mochten die Frauen am Wiener Hofe es küssen; denn das Herz, welches darunter schlug, war nicht minder der großen vaterländischen Angelegenheit ergeben, als die Herzen derer, die unter demselben Zeichen im Felde den Sieg oder den Tod suchten.

Nach Wien aber war Humboldt von Prag aus gegangen, unmittelbar nachdem auch die Monarchen sich von hier aus zu ihren Armeen begeben hatten.<sup>3)</sup> Er hatte von den Seinigen Abschied zu nehmen und sich auf eine längere Abwesenheit einzurichten. Seine

1) Soviel wird von der bekannten Hippel'schen Erzählung stehen bleiben dürfen, deren Ungenauigkeit schon Schlesier (II. 234) hervorhebt. Die obige Darstellung des Prager Congresses hat sich vorzugsweise an die officiellen Actenstücke gehalten.

2) Perſy, III. 678; vergl. ebendaſ. S. 682.

3) An die Prinzessin Louise, Perſy III. 678, wodurch Schlesier's Angabe (II. 234) berichtigt wird.

bewährten Dienste sollten ferner so viel wie möglich benutzt werden. Er selbst, durch die Ereignisse getragen, durch den Erfolg seiner Thätigkeit befriedigt, begann dieselbe mit anderen Augen anzusehn und war gefaßt darauf, nicht sobald, wie er wohl früher gedacht, die diplomatische Laufbahn wieder zu verlassen. Nach einem nur achttägigen Aufenthalt in Wien war er schon am 1. September wieder in Prag, welches er indeß nur berührte, um sich in's Hauptquartier nach Teplitz zu begeben. Es gab hier vollauf zu thun; denn der Gang der Kriegseignisse war so gewesen, daß die Diplomatie mit der Sorge für die zukünftige Ordnung der Dinge nicht hinter den Thaten der Feldherrn zurückbleiben durfte. Der gescheiterte Angriff des großen böhmischen Heeres auf Dresden war schon durch Vandamme's Niederlage bei Culm in Vergessenheit gebracht. Siegesbotschaften trafen von der schlesischen wie von der Nordarmee ein. Dort hatte Blücher den großen Sieg an der Katzbach erfochten; hier hatte Bülow die französischen Marschälle erst bei Großbeeren, dann, und glänzender, bei Dennewitz geschlagen. Unter dem Eindruck dieser Siege ward zunächst Oesterreich durch den Vertrag vom 9. September vollständiger in die antinapoleonische Allianz hineingezogen. Ohne Zweifel unter lebendiger Mitwirkung Humboldt's, der jetzt im engsten Vertrauen Hardenberg's und in der vollen Gunst seines Königs stand. Der Teplitzer Vertrag freilich war nicht mehr in dem Geiste des Vertrages von Kalisch gefaßt. Die österreichische Hülfe war durch einen Waffenstillstand und durch einen Friedenscongreß noch nicht theuer genug bezahlt; sie mußte jetzt und fortwährend durch Concessionen an die furchtsame, matte und eigensüchtige Politik Metternich's bezahlt werden. Der Rheinbund sollte zwar aufgelöst werden, aber die verrätherischen Fürsten sollten auch nach ihrer Befreiung von dem Joch, das sie so willig getragen, nicht aufhören, souveraine deutsche Fürsten zu sein. Vergebens stemmte sich Stein gegen diese Politik der Nachgiebigkeit und der schwachmüthigen Rücksichten, durch die er mit Recht die zukünftige einheitliche Gestaltung Deutschlands gefährdet sah, und machte sich durch Ausfälle gegen die flache Schlaueit und den kalten Egoismus des österreichischen Ministers Luft. Daß ein Theil der Schuld an den schwächeren Bestimmungen der Teplitzer Verträge auf Humboldt fielen, ist wenig wahrscheinlich. Gewiß we-



nigstens ist, daß er in Beziehung auf die deutschen Angelegenheiten im Wesentlichen mit Stein einverstanden und unermüdet mit diesem für dieselben thätig war. Er war und blieb der gute Kamerad Metternich's. Wie er in Prag allabendlich dessen Haus besuchte und nächtlich mit ihm und Geng durch die schlechtgepflasterten Straßen herumgezogen war, so verkehrte er auch in Teplitz täglich mehrere Stunden mit dem österreichischen Minister und setzte brieflich den Verkehr mit dessen in Prag zurückgebliebenem Schatten fort. Er schloß sich außerdem, unter den Mitgliedern der diplomatischen Gesellschaft, vor Allem an Lord Aberdeen an, mit dem ihn die Liebe zu Kunst und Wissenschaft, sowie die Kenntniß der griechischen Literatur verband. Derjenige jedoch, an den er sich in politischen Dingen vorzugsweise hielt, war kein Anderer als Stein. Er war in Prag zu der Familie desselben in das engste Verhältniß getreten. Die Gefühle von Achtung und Zuneigung, die er gegen ihn selbst schon längst empfunden, konnten sich nur steigern, seit ihm vergönnt war, sich täglich von dem großen Blick, den reinen Absichten und dem hohen Willen des Mannes zu überzeugen. Der Moment, den er sich früher herbeigewünscht hatte, mit und unter Stein wirken zu können, war nun gekommen. Nicht in Allem zwar konnte er ihn beipflichten. Wenn Stein von Kaiser und Reich sprach, so stimmte Humboldt schon jetzt, wie später, mit Hardenberg aus spezifisch-preussischen Gründen dagegen. Er war dagegen vollkommen einverstanden, daß ein festes Band in Zukunft die deutschen Staaten zusammenhalten müsse, daß die Willkür, die bisher in denselben regiert, nicht besser als durch die Einführung von Repräsentativverfassungen gehemmt werden könne, daß gerade jetzt der geeignete Zeitpunkt sei, derartige Bestimmungen durch einen einträchtigen Entschluß der vier Mächte im Voraus zu sanctioniren. Entwürfe zu einer festen Bundesverfassung der deutschen Staaten wurden gemeinschaftlich von Humboldt und Stein ausgearbeitet. Es fehlte leider dem österreichischen Kabinet an dem guten, allen Uebrigen an dem raschen Willen, sie anzunehmen. Im Drange der Ereignisse fielen diese Entwürfe zu Boden und vage und ungenügende Verabredungen traten an deren Stelle. Genug indeß, wenn durch ein zweckmäßiges Provisorium die richtigen Grundsätze allererst in Kraft träten und eine nützliche Präcedenz für das künftige Definitivum gewonnen würde. Es handelte

sich um die vorläufige Verwaltung der von den Verbündeten zu erobernden Länder, sowie darum, dieselben zur Theilnahme am Kriege heranzuziehn. In häufigen Besprechungen wurde diese Angelegenheit zwischen Humboldt und Stein erwogen. Beide kamen überein, daß die zu besetzenden Länder einer einheitlichen Centralverwaltung unterworfen werden müßten, deren Chef zwar unter der Gesamtheit der vier Mächte stehn, übrigens aber nach einer möglichst weiten Vollmacht unter seiner eignen Verantwortlichkeit handeln sollte. Unbedingt müsse sich der Wirkungskreis dieser Behörde über alle diejenigen, im Laufe des Krieges einzunehmenden Länder erstrecken, welche für den Augenblick herrenlos oder deren Herren dem Bunde gegen den gemeinsamen Feind nicht beigetreten sein würden. Durch besondere Verträge möge bestimmt werden, wie weit sich die Centralbehörde in die Regierung auch derjenigen Länder einzumischen habe, deren Fürsten dem Bunde beiträten: auf alle Fälle werde auch diesen Fürsten ein Agent der Centralbehörde beizuordnen sein. Man sieht es: die Centralbehörde so stark wie möglich zu machen, den gemeinsamen Zweck so wenig wie möglich durch weichliche Schonung der Abtrünnigen gefährden zu lassen, das waren die leitenden Principien für diese Bestimmungen. Noch andere Principien indes wurden von den beiden Staatsmännern in's Auge gefaßt. Eben diejenigen, die in dem Manifest von Kalisch und in dem Aufruf von Breslau einen Ausdruck gefunden hatten. Sie betrachteten diesen Krieg als einen Nationalkrieg. Sie waren der Ansicht, daß jetzt und in Zukunft in Deutschland nicht anders als unter lebendiger Mitbetheiligung des Volkes regiert werden dürfe. Sie kamen daher überein, daß die von dem Chef der Centralverwaltung zu ernennenden Gouverneure allenthalben wo Landstände vorhanden wären, vermittelst dieser wirken und daß sie überall das Volk zu thätiger Hilfsleistung für die große Sache der Befreiung in Bewegung setzen müßten. Humboldt faßte das Resultat aller dieser Besprechungen in einen Entwurf zusammen. Stein wurde unmittelbar nach der Schlacht bei Leipzig mit der Leitung dieser Centralverwaltung beauftragt. Wiederum indes war es der Einfluß der österreichischen Politik, welcher den Plan wie die Ausführung dieser großen Maaßregel durchkreuzte. Die demokratischen Bestimmungen des Humboldt'schen Entwurfes über die Mitwirkung des Volkes und der Stände wurden gestrichen. Allein damit

nicht genug. Hatte Oesterreich schon vor der Leipziger Schlacht dem rheinbündnerischen Bayern eine schmäbliche Amnestie bewilligt, so entzog es nach jener Schlacht auch den König von Württemberg der verdienten Bestrafung, sowie sein Land dem Einfluß der Centralverwaltung. Der Kreis unsicherer Bundesgenossen erweiterte sich. Die österreichische Partei verstärkte sich. Allzufrüh wurden die alten Hindernisse eines Rechtszustandes in Deutschland von Neuem befestigt. Der Wirkungskreis der von Stein und Humboldt projectirten Centralverwaltung verengte sich zugleich mit der Macht und Autorität derselben. Der Vertrag von Ried und der von Fulda hatte die vorläufige Verwaltung der Rheinbündländer durch die Verbündeten thatsächlich zur Unmöglichkeit gemacht. Das Einzige, was sich nach diesen Vorgängen erreichen ließ, war die Annahme einer gemeinsamen Form für die Beitrittsverträge mit den übrigen Fürsten des Rheinbundes.<sup>1)</sup>

Eben dies war das Geschäft, welches Humboldt erwartete, als er Anfang November mit dem Hauptquartier in Frankfurt angelangt war. Er war diesem vor und nach der Leipziger Schlacht beständig gefolgt, und er hatte die schöne Zeit, die man in Weimar verbrachte, seinerseits zum Verkehr mit Göthe benutzt. Solcher Muße folgte jetzt ein um so ärgerer Geschäftsdrang. Der Lohn, welchen die Fürsten von Bayern und Württemberg für ihre Treulosigkeit und Mißregierung aus der Hand Oesterreich's empfangen hatten, machte auch die übrigen Schützlinge Napoleon's lüstern. Sie selbst und ihre Minister erschienen zu Hauf in Frankfurt. Wetteifernd sagten sie sich los von ihrem ehemaligen Protector, wetteifernd suchten sie um den niedrigsten Preis die günstigsten Bedingungen zu erlangen. Humboldt war es vorzugsweise, der die ganze Last der hieraus sich ergebenden Unterhandlungen zu tragen hatte. Denn obgleich ihm zur Führung derselben von Seiten Oesterreich's Binder und von Seiten Rußlands Anstett beigeordnet worden waren, so war er doch bekannter als Beide. Tag und Nacht wurde er belagert. Zahllose Forderungen, die nicht bewilligt werden konnten, zahllose Klagen,

1) Das Thatsächliche der obigen Darstellung fast ausschließlich nach Perz, Band III.

die nicht erledigt werden konnten, wurden in zahllosen Conferenzen durchgesprochen. Ein Glück noch, daß er bei aller ernstern Theilnahme an den Dingen, auch den Humor derselben zu schmecken verstand. Er sei, hatte früher wohl Körner von ihm zu sagen gepflegt, „zu Schimpf und Ernst“ zu gebrauchen. Niemals war Schimpf und Ernst so dicht bei einander, wie in diesem Bettelaufzug der Rheinbundfürsten. Dalberg's mitleidswürdige Gestalt kam glücklicher Weise seinem philosophischen Freunde nicht vor Augen; der Primas hatte es für gerathener gehalten, sich aus dem Staube zu machen. Die Komödie war darum nicht weniger vollständig. „Wir haben,“ schrieb Humboldt an die Prinzessin Louise, „die köstlichsten Figuren von Bevollmächtigten zu sehen bekommen und haben die allerlächerlichsten Auftritte gehabt.“ Man beschuldige ihn, fügt er hinzu, daß er von Allem nur die unterhaltende Seite für sich nehme: „aber Eure Hoheit weiß zu gut, daß mir die Dinge darum nicht weniger am Herzen liegen; es ist nur unmöglich, daß man nicht zuweilen auch Bemerkungen von etwas heitrerer Art machen sollte.“<sup>1)</sup>

Frankfurt blieb noch bis tief in den December der Sitz des Hauptquartiers. Abermals waren es die Interessen des Staates und Hauses Habsburg, die sich mit bleierner Schwere an die Unternehmungen der Verbündeten anhängen. Für Oesterreich waren die Schlachten, die es mitgeschlagen, nichts Anderes als Noten zur Friedensunterhandlung, die es, des größeren Nachdrucks wegen, mit Blut geschrieben hatte. Der von Haß und Nachgefühl durchglühnten Begeisterung der Völker bediente es sich, nicht ohne Mißtrauen und Besorgniß, als eines diplomatischen Apparates. Es rechnete längst, daß nicht die nationale Bewegung alle Dämme altgewohnter Ordnung durchfluthen und mit der fremden zugleich die heimisch-patriarchalische Tyrannei hinwegspülen möchte. Bei Zeiten daher hatte es sich nach Bürgschaften gegen diese Gefahr umgesehen und hatte zweien deutschen Fürsten, von denen Einer der verhärtetste und schaamloseste der Tyrannen war, im Voraus die Hand gegen ihre Unterthanen frei gemacht. Es sah ungern den überwiegenden Einfluß, welchen sich Rußland durch seine Befreierrolle in Deutschland

1) Perz, III. 700.

verschaffen mußte, und fand, daß ein übermächtiger Staat im Osten ihm selbst viel bedrohlicher sei, als ein übermächtiges Frankreich. Es blickte scheel auf den Kriegsruhm, auf die jugendliche Kraft und Reckheit Preußens. Es wollte Napoleon, den Friedensstörer und Eroberer, aber es wollte nicht Napoleon, den Kaiser und den Gemahl von Marie Louise bekriegen. Wie es sich daher am spätesten zum Kriege entschlossen hatte, so sprach es am ersten wieder von Frieden. Schon in Weimar war der in Prag zerrissene Faden der Unterhandlungen von Metternich wieder aufgenommen worden. In Frankfurt wurden dieselben ernstlicher fortgeführt. Das Gebiet der Republik, Frankreich, begrenzt vom Rhein und den Alpen, das waren die Bedingungen, unter denen Napoleon von Metternich und den übrigen Diplomaten durch einen raschen Entschluß im November den Frieden und die Fortdauer seiner Herrschaft hätte erhandeln können. Aber nicht Alle, die im Hauptquartier eine Stimme hatten, waren nach so großen Erfolgen so unermesslich bescheiden, nicht Alle so gutmüthig und so österreichisch. Nicht Stein insbesondere und nicht die Blücher und Gneisenau. Die drohende und trotzige Haltung des Besiegten bewies deutlich genug, daß man den Frieden nur jenseits der Grenzen Frankreich's dictiren dürfe. Stein und Alexander, die Feldherrn und die Preußen trugen es davon. Am ersten December war die Fortsetzung des Krieges beschlossen, und in langgedehnter Linie rückten die Heeresmassen der Verbündeten gegen die feindlichen Grenzen vor.

Vom Einbruch in Frankreich indeß war noch weit bis zur Eroberung der Hauptstadt und bis zum Sturze Napoleon's. Daß man nur hierbei enden dürfe, war die Meinung des preussischen Heers und seiner Führer, die Meinung Stein's und seines kaiserlichen Freundes. Die Metternich und Castlereagh, die Hardenberg und Nesselrode hatten keinen andren Gedanken, als den, durch die Besetzung eines Theils von Frankreich, den unnachgiebigen Uebermuth des Feindes um so sichrer zu brechen. Ebenso waren auch die Gedanken Humboldt's, während er dem Hauptquartier über Freiburg und Basel bis nach Langres folgte. Es ist wahrscheinlich, daß er auch in Frankfurt nur zu den Ueberredeten gehörte. Es ist gewiß, daß er auch jetzt nicht glaubte, daß ihn die Siege Blücher's bis

nach Paris führen würden. „Wenn wirklich,“ schrieb er von Freiburg aus an seine fürstliche Gönnerin, „wenn wirklich unsre Armeen eine gute Strecke in Frankreich vordringen, so muß der Kaiser Napoleon mächtige Gründe haben, den Frieden zu suchen, und sollte er sich gegen die Stimme der Vernunft verstocken, so könnte er vielleicht seinen Thron selbst durch innere Bewegungen erschüttert sehen.“<sup>1)</sup>

Aus Ansichten wie diese, vor Allem durch Metternich's Betreiben, kam es Anfang Februar, mitten unter dem Lärm der Waffen zu dem Friedenscongreß von Chatillon. Wieder wie in Prag erschien Humboldt als preussischer Bevollmächtigter auf demselben. Schon dort hatte die Macht der Dinge der diplomatischen Klugheit nur einen verhältnißmäßig geringen Antheil an der Entscheidung gelassen. Hier vollends hatte die Diplomatie wenig, der Einzelne nichts in der Hand. Ganz anders zwar schien die Stellung Caulaincourt's, des französischen Unterhändlers zu sein. Sie bildete einen vollen Contrast zu der Stellung der Bevollmächtigten Oesterreich's, Preußen's, Rußland's und England's. Ein Einzelner stand er gegen Viele. Der Bevollmächtigte des eigenwilligsten Herrschers, war er angewiesen, nach eignem Ermessen zu unterhandeln. Anfangs ohne alle, weiterhin nur mit den vagsten Instructionen versehen, war er genöthigt, seine ganze Rolle zu extemporiren. Nach einem festen, nach Form und Inhalt verabredeten Programm handelten Humboldt und seine Collegen. Ihre Rolle war ihnen fertig mitgegeben. Was sie thaten, thaten sie als Ein Körper; was sie sprachen, war wie aus Einem Munde gesprochen. Nichts desto weniger stand die Lösung der großen Frage so wenig bei Caulaincourt wie bei einem Einzelnen der ihm gegenübergestellten Diplomaten. Sie stand überhaupt nicht bei dem Congresse. Napoleon war nicht gemeint, einen Frieden auf anderen als den Frankfurter Grundlagen anzunehmen. Die Verbündeten waren nicht gemeint, ihm mehr als das Frankreich der Bourbonen zu bewilligen. Die ganze Unterhandlung beruhte auf dem Glauben Metternich's, daß Napoleon lieber aufhören werde, Napoleon, als Kaiser von Frankreich zu sein, und auf der Hoffnung Napoleon's, daß Oesterreich, um ihn auf

1) Pertz, III. 701.

dem Throne zu erhalten, ihm auch die Eroberungen der Republik werde erhalten wollen. Daher unterstützte Metternich auf dem Congresse die demüthigenden Forderungen der übrigen Allirten, während die Schwarzenberg'sche Armee durch ihre Unthätigkeit und ihre Rückzugsbewegungen zu Gunsten des kaiserlichen Schwiegersohnes diplomatisirte. Daher gestattete Napoleon seinem Minister in Chatillon, bis dicht an die Bedingungen der Allirten heranzugehn, während er im Felde seine ganze Kraft aufbot, jene Bedingungen zu Nichte zu machen. So kam es, daß die Entscheidung sich auf das Schlachtfeld verlegte. Napoleon sollte Recht behalten, daß das bourbonische Frankreich nicht sein Frankreich sei. Die Stein und Blücher sollten Recht behalten, daß nur der Sturz des Usurpators zum Frieden führe. In dem Momente, wo die Waffen der Verbündeten am meisten im Nachtheil waren, kehrte ihre Politik entschiedener als je zu den strengsten Forderungen an den gemeinsamen Feind zurück. Der Vertrag von Chaumont brachte Einigkeit in ihre Entschlüsse, Nachdruck in ihre Kriegsführung. In dem Momente, umgekehrt, wo sich in Folge dessen das Schlachtenglück von Napoleon am meisten abgewandt hatte, führte Caulaincourt auf dem Congresse die kühnste Sprache. Mit der Verwerfung seines am 15. März auf die Forderungen der Verbündeten eingereichten Gegenentwurfes zerschlug sich folgerecht jede Unterhandlung. Die Bevollmächtigten erklärten ihre Vollmacht für erloschen, und das Manifest von Bitry<sup>1)</sup> unterrichtete Frankreich und Europa von dem einmüthigen Entschluß der Mächte, mit bewaffneter Hand fortan den Frieden zu erzwingen, der von Napoleon, und auf dem Wege der Unterhandlung, nicht zu erlangen gewesen sei.

In Paris selbst dictirten endlich die Mächte diesen Frieden. Nach einem letzten blutigen Kampfe unter den Thoren der Stadt, war dieselbe zur Capitulation gezwungen. Schon am 31. März hielten die Monarchen an der Spitze ihrer siegreichen Heere ihren

1) Die Vermuthung, welche Schlesier (II. 243) fallen läßt, daß dies Manifest möglicherweise aus Humboldt's Feder geflossen sei, können wir nicht theilen. Dasselbe ist, hauptsächlich für Frankreich bestimmt, in einem so französischen Tone, einem so colorirten und declamatorischen Stile gehalten, wie Humboldt nie etwas geschrieben hat, noch zu schreiben im Stande war.

Einzug. Napoleon hatte aufgehört zu regieren: seine Abdication und die Herstellung der Bourbonen war Eins. Man gab Frankreich seiner alten Dynastie, den Bourbonen das alte Frankreich zurück. Schwieriger war die Vertheilung der eroberten Länder unter die Sieger. Preußen den ihm gebührenden Antheil zu sichern, war die Sache Hardenberg's und Humboldt's. Leider indeß ist das Ergebniß dieser Unterhandlungen bekannter als der Gang derselben. Ueber Humboldt's Thätigkeit insbesondre, über seine Ansichten, wie über das Maaß seines Einflusses sind wir so gut wie völlig im Dunkeln. Seine Rastlosigkeit und Arbeitsamkeit, die er hier wie bei jeder Gelegenheit entwickelte, konnte nicht gut machen, was Hardenberg's Charakterschwäche verdarb, was dessen Sorglosigkeit schon vorher verdorben hatte. Weder zu Reichenbach, noch zu Teplitz, noch zu Chaumont, weder mit England, noch mit Oesterreich, noch mit Rußland hatte sich der Staatskanzler wegen der Preußen zu gewährenden Entschädigungen vorgesehn. Es war verlorene Mühe, wenn sich Vincke jetzt mit dringenden Vorstellungen wegen der Erhaltung Ostfrieslands an Humboldt wandte.<sup>1)</sup> Ostfriesland war seit den Verträgen von Reichenbach ein an Hannover vergebenes Land. Sachsen war noch unvergeben, aber in Betreff Sachsens beging Hardenberg in Paris denselben Fehler, den er noch bei jeder früheren Verabredung begangen hatte: er gewährte, ohne zu fordern. Indessen Oesterreich und England alle ihre Wünsche erfüllt sahen, duldeten die preussischen Staatsmänner, daß die Abrundung ihres Staates von Paris nach Wien vertagt wurde. Auch Humboldt unterzeichnete, gemeinschaftlich mit dem Staatskanzler, die Friedensurkunde. Schön und ruhmvoll nannte er diesen Frieden in einem Briefe, den er noch mitten aus dem vollsten Geschäftsdrange an die Prinzessin Louise richtete.<sup>2)</sup> Er durfte ihn so nennen, ohne mit Allem, was bestimmt und was nicht bestimmt war, zufrieden zu sein. Es wird erzählt, daß er wirklich die leichtsinnige Behandlung der sächsischen Frage durch Hardenberg gemißbilligt, und wiederholt, aber vergeblich, den Staatskanzler auf die Nothwendigkeit einer rechtzeitigen Erledigung derselben aufmerksam gemacht habe.<sup>3)</sup> Billiger-

1) Bodelschwingh, Leben Vincke's, I. 542.

2) Vom 25. Mai 1814, bei Perz, IV. 614.

3) Schlesier, II. 245, nach „handschriftlicher Quelle.“



weise wird er nichts desto weniger als Mitschuldiger für jene Unterlassungssünde der preussischen Diplomatie in Anspruch genommen. Daß er für die Schwächen, für die Mißgriffe und Versäumnisse des Staatskanzlers den schärfsten kritischen Blick hatte, würden wir auch ohne jene Erzählung für ausgemacht halten. Viel weniger ausgemacht scheint es uns, daß er, wenn er allein oder an erster Stelle gestanden, alles dasjenige durchgesetzt hätte, was Hardenberg preisgab. Die Thatsache ist, daß er nicht Widerstandskraft und Energie genug besaß, um sich von Hardenberg entweder loszusagen oder den Einfluß einer in officieller Hinsicht zweiten Stelle, der Sache nach zu einem Einfluß der ersten Stelle zu steigern. Er und Hardenberg waren ein Zwiespalt, bei welchem das edlere Roß dem minder edlen leider nicht kräftig genug entgegenstrebte. Lenksam wie er in der politischen Praxis war, und bereit, fremden Impulsen zu folgen, hätte er mit Stein zusammengeschnürt werden müssen, um die ganze Tüchtigkeit seiner Natur und den ganzen Umfang seiner Gaben zum Nutzen des Vaterlandes zur Geltung zu bringen.

Daß es so sei, sollte von Neuem auf dem Wiener Congreß an den Tag kommen, jenem Congreß, dem die Mächte die endgültige Ordnung der europäischen Verhältnisse, sowie die Feststellung der deutschen Verfassung zugewiesen hatten. Schon in Paris war Humboldt versprochen worden, daß er bei den dort bevorstehenden Verhandlungen mit thätig sein solle. Weiterhin war ihm der Gesandtschaftsposten am Hofe Ludwig's XVIII. zugebracht. Er folgte einstweilen in Gesellschaft des Staatskanzlers den Monarchen auf ihrer Excursion nach London. Gern lernte er ein Land kennen, von dem er gestand, daß er es liebe.<sup>1)</sup> Er machte die Bekanntschaft und gewann das Vertrauen des Prinz-Regenten. Schon Ende Juni indeß befand man sich wieder auf dem Festlande. Ueber Paris begleitete Humboldt den König nach Neuenburg, Bern und Zürich. Während seine Gattin, mit der er sich in der Schweiz wieder vereinigt hatte, von nun an ihren Aufenthalt in Berlin zu nehmen beschloß, eilte er selbst, noch vor dem Beginn des Congresses in Wien zu sein. Im August bereits war er in dem nahen Baden und verkehrte hier, da noch Alles im weiten Felde war, mit Metternich,

1) An die Prinzessin Louise, Perz IV. 614 — 615.

Genz, und wer sich sonst von der vornehmen Gesellschaft hier eingefunden hatte.<sup>1)</sup>

Ward nun auch die eigentliche Eröffnung des Congresses bald auf den 1. November hinausgeschoben, so begannen doch schon in der Mitte des September die vorläufigen Besprechungen der Staatsmänner. Es begann eine Zeit der angestrengtesten Thätigkeit für Humboldt. Einen reicheren Stoff und eine mannigfaltigere Gelegenheit zu staatsmännischer Arbeit hatte es niemals gegeben. Eine weitere Bahn zu diplomatischem Wettkampf war niemals eröffnet gewesen. Preußen hatte keinesweges die leichteste, der Nebenmann Hardenberg's hatte unfehlbar die mühsamste und voraussichtlich die undankbarste Arbeit. Durch Schwäche des Gehörs war dem Kanzler jede eingreifende Theilnahme an allen mündlichen Verhandlungen wesentlich erschwert. Wie dies körperliche Gebrechen, so hatte seine Klügigkeit und Bequemlichkeit mit den Jahren zugenommen. Sein Leichtsinm endlich und seine Charakterschwäche hatte darum nicht abgenommen. Wer ihn loben wollte, lobte sein feines weltmännisches Wesen, seine unzweifelhafte Liberalität und seine patriotische Wohlgesinntheit. Es waren Tugenden der allerbedenklichsten Art, und von den größten Fehlern, die ein Staatsmann besitzen kann, nur kaum zu unterscheiden. Durch einen starken Zusatz von Eitelkeit und Frivolität verloren sie allen Werth. Es wäre nöthig gewesen, den wohlbedenkenden, aber schwachen Mann beständig unter der Autorität eines kräftigeren und festeren Willens zu halten, welcher ihm imponirt und ihn gestählt hätte. Statt dessen machte ihn seine Stellung zum Ersten, und mit Eifersucht behauptete er die Prärogative dieser Stellung. Der Mann, welcher ihm beigeordnet war, war ihm in Wahrheit untergeordnet. Derselbe besaß die glänzendsten und achtenswerthesten Gaben. Die Gaben, durch welche man schwächeren Gemüthern unwiderstehlich Ehrfurcht abnöthigt und sie zu Entschlüssen fortreibt, besaß er nicht. Er besaß nichts Gebieterisches und nichts Antreibendes in seinem Wesen. Die Natur hatte ihn nicht gemacht, irgendwo ein Führer und ein Erster zu sein. Sein Charakter war fest in sich gegründet, aber ohne jenen Ueberfluß von Kraft, der sich zum Wirken nach Außen und auf Andre

1) Tagebuch von Genz, Grenzboten 1846 No. 42.

drängt. Er war unendlich zäh und ausdauernd, aber nichts weniger als aggressiv und durchgreifend. Seine Art und Weise glich mehr der Gediegenheit des edlen Goldes als der nützlicheren Härte des Eisens, geeigneter, um zu einem Schau- und Kunstwerk verbraucht zu werden, als um Waffen daraus zu schmieden. Solche Eigenschaften, verbunden mit der außerordentlichsten Urtheilskraft und der seltensten Verstandesgewandtheit, reichten aus, um oftmals Hardenberg's wohlmeinenden Absichten Nachdruck und Sicherheit zu geben, aber sie erwiesen sich als unzulänglich, ihm in den entscheidenden Augenblicken die Tapferkeit und Herzensfestigkeit einzulösen, die in der Regel den Sieg und immer die Ehre des Kampfes gewinnt. So standen bereits auf dem Wiener Congresse die preußischen Interessen, daß sie nur durch einen Willen zu retten waren, der Alles einzusetzen bereit wäre. Nicht einmal seinen Posten war Hardenberg bereit einzusetzen. An jenem Willen gerade, der sich überall einen Punkt und ein Ziel setzt, das er will, schlechterdings und unter allen Umständen und ohne Transaction will, fehlte es dem Kanzler in der sächsischen Frage wie in der deutschen Verfassungsfrage. Er ward von Humboldt in jeder Weise geschoben, gehalten, beim Rückzug gedeckt und immer von Neuem gedeckt. Aber ein Moment trat ein, wo der Vordermann rücksichtslos und plötzlich Kehrt machte. In solchen Momenten war der Einfluß Humboldt's vollkommen machtlos. Er sah sich mit zurückgedrängt, und es war viel, wenn es ihm gelang, nur den diplomatischen Anstand zu retten, welchen Hardenberg zugleich mit der Sache preiszugeben bereit war.

Unter diesen Umständen gewährt die erstaunenswürdige Thätigkeit und die erstaunenswürdigere diplomatische Kunst, die von Humboldt an den Tag gelegt wurde, einen wenig befriedigenden Anblick. Es war zum großen Theil weggeworfene Arbeit und verschwendete Kunst. Kein Anderer von gleichen geistigen Fähigkeiten würde es ertragen haben, so viel gebraucht und so oft in Stich gelassen zu werden. Allein der Grund so bescheidener Geduld, der Grund zugleich so geringen Einflusses auf die letzten großen Entscheidungen lag in der Denkweise Humboldt's. Er war nicht der Meinung, daß der Gang der Staatsangelegenheiten das Wichtigste auf der Welt sei. Für das Höchste, wofür man arbeiten könne, erklärte er die Ruhe und Freiheit des Gewissens. Nicht die Rücksicht auf den Stoff und nicht die

auf das äußere Ziel, sondern die Uebung der inneren Kraft an sich selbst beschäftigte und befriedigte ihn. Daß eine so edle und wenig gemeine Denkweise das segensreichste Wirken für das Gemeinwesen möglich macht, das hatte, wenn es bezweifelt werden könnte, Humboldt's eigne Thätigkeit in der Verwaltung bewiesen, das bewies auch sein jetziges und sollte sein späteres Wirken beweisen. Noch weniger scheint bezweifelt werden zu können, daß diese Denkweise vor rein sittlicher Beurtheilung auf ein hohes Lob Anspruch machen dürfe. Derjenige, welcher staatsmännische Zwecke um den Preis der Ruhe und Freiheit des Gewissens zu erkaufen keinen Anstand nimmt, dem es schlechterdings nichts Höheres giebt als den Gang der Staatsangelegenheiten, ist sicher nicht der echte Staatsmann, und er ist sicherer kein Mann, der vor dem rein moralischen Urtheil bestehen könnte. Nichts desto weniger fehlt viel, daß der wahre Staatsmann denken dürfte wie Humboldt dachte, und beinahe ebensoviel, daß diese Denkweise moralisch unverfänglich wäre. Wer nicht die höchste Achtung vor dem Stoff hat, in welchem er arbeitet, wer nicht voll Leidenschaft für die Zwecke ist, denen er nachstrebt, wie sollte den nicht sein Gewissen allzuhäufig vom Kampf zur Resignation, zu skeptischem Verzicht auf Erreichung des Zieles zurückführen? Er mag in der Politik viel Gutes und Nützlichendes wirken: er wird selten weit hinausliegende Entwürfe machen; er wird häufig selbst das Beste und Nützlichste fahren lassen. Ebenso, wer nicht die innere Kraft beständig nach der äußeren Wirkung mißt, wer nicht die gute Absicht beständig am Erfolge prüft, wie sollte der nicht der Gefahr der Selbsttäuschung und der moralischen Sophistik unterliegen? Er mag geschützt sein, jemals das Schlechte und Uedle zu thun: er wird oft das Bedenkliche geschehen lassen, und er wird öfter das mögliche Gute versäumen.

Die höchste Pflichttreue, immer gleichmäßig leidenschaftslos waltend, verbunden mit einem beinahe skeptischen und einem beinahe sophistischen Zuge, bezeichnet die Humboldt'sche Congresswirksamkeit. Er steht nun einmal, durch seine eigne Wahl, an dieser Stelle. Die öffentlichen Dinge und die Geschäfte können nicht verfehlen, bis auf einen gewissen Grad seinen Geist, sein Gemüth, seinen Willen zu interessiren; dies Interesse ist in den letzten großen Zeiten gewachsen;

es muß in Wien, wo die Politik und die Staatsmänner von ganz Europa beisammen sind, einen Höhepunkt erreichen. Ja, ein Funke sogar von jener vaterländischen Begeisterung, von dem volksthümlichen Aufschwung des Jahres 1813 ist in seine Seele geflogen; bis auf einen gewissen Grad ist ihm die politische Unabhängigkeit Deutschlands, die militairische und die staatliche Ehre Preußens zur Herzenssache geworden. Er setzt deshalb seinen ganzen Willen und seine ganze Kraft an die großen Aufgaben der Gegenwart. Nur Wenige giebt es auf dem Congresse, die sich in Arbeitseifer und Unermüdlichkeit mit ihm messen können. Nur er und Geng ist nie unter den Spaziergängern auf der Bastei zu blicken. Er ist es, der neben den Wessenberg und Clancarty, den Geng und Rabesnardière die eigentliche pragmatische Arbeit verrichtet. An allen großen Verhandlungen der Mächte nimmt er Theil. Er fehlt in keiner einzigen von den Sitzungen der Fünf. Neben wie ohne Hardenberg ist er regelmäßig in den Conferenzen der Acht. Er ist der Thätigste und Eifrigste in dem Comité der deutschen Staaten. Unentbehrlich ist die Gewandtheit und das Arbeitsgeschick eines solchen Mannes in den zahlreichen für besondere Gegenstände gebildeten Ausschüssen. In seiner ganzen Stärke zeigen ihn die Protokolle des Comité's für die Freiheit der Flußschiffahrt. Er formulirt hier sofort in großen und einfachen Zügen die Aufgabe, die es zu lösen gelte. Er hält beständig den Berathenden das Ziel und Wesen ihrer Arbeit gegenwärtig. Er weiß ausgleichend und versöhnend die streitenden Ansichten und Interessen zu einem befriedigenden Resultat zusammenzuführen. Er ist es, der überall die letzte Fassung für die einzelnen Bestimmungen ausfindig macht. Er lenkt die Debatten, er redigirt die Beschlüsse, er weiß sich mit den Dingen wie mit den Menschen, mit dem Inhalt wie mit der Form auf das Geistvollste und Geschickteste abzufinden. Deshalb werden ihm vor Allem eine Reihe von Verhandlungen, von Referaten, von Redactionen übertragen. Noch bei der endlichen Schlußredaction der Congreßacte ist er neben Clancarty und Geng thätig. Er theilt mit dem Letzteren das Talent der Formung. Aber auch dieser hat seinen Meister an ihm gefunden. Wie die unglaubliche Thätigkeit, so erwarben sich die Arbeiten Humholdt's die ungetheilte Bewunderung der Congreßmitglieder. Am wenigsten gewogen waren ihm die Franzosen. Auch sie nichtsdesto-

weniger mußten beistimmen, daß an Gebiegenheit wie an Formvollendung seine Arbeiten unübertroffen seien.<sup>1)</sup>

Unvergleichlicher doch und eigenthümlicher noch war der Stil seiner diplomatischen Kunst. Derselbe befremdete und verwirrte selbst diejenigen, die am wenigsten gewohnt waren, sich aus der Fassung bringen zu lassen. Die spitzeste Zunge und den raschesten Verstand, zugleich das weiteste Gewissen und die eifernde Stirn hatte Talleyrand. Sein Leben bestand aus einer Kette von Ueberläufereien. Das Glück und die Geschicklichkeit, womit er dieselben bewerkstelligt hatte, die Erfolge, die er im Interesse Frankreich's auch auf dem Wiener Congreß noch davontrug, bestärkten ihn in der Einbildung, die zugleich die Meinung der Welt war, daß Napoleon nicht gewisser der erste Feldherr, als er der erste Diplomat des Jahrhunderts sei. Zum ersten Mal in seinem Leben begann Talleyrand an seiner Kunst zu zweifeln. Zum ersten Mal kam ihm der Gedanke, daß es vielleicht eine Gattung von Diplomatie gebe, die für ihn unerreichbar bliebe und die zu erlernen er verzweifeln müsse. Mit den Metternich und Hardenberg nahm er es in alle Wege auf: mit Humboldt fertig zu werden fand er unmöglich. Widerwillig ließ er sich zu dem Lobe herbei, dies sei ein Staatsmann, wie deren Europa zu dieser Zeit nicht drei oder vier zähle. Aber im Geheimen quälte ihn das Gefühl, daß er diesem Manne nicht gewachsen sei und das demüthigendere Gefühl, daß er sich von der dämonischen Macht, die demselben innewohne, nicht im Stande sei, vollständige Rechenschaft zu geben. Er half sich am Ende, wie immer, mit einer Pointe. *Le sophisme incarné*, die fleischgewordene Sophistik, das war der Ehrentitel, den er für seinen Gegner münzte, und der aus diesem Munde wie pures Lob klang. Und es war Wahrheit in dieser Bezeichnung, wenn sie auch bezeichnender für Talleyrand als für Humboldt war. Wer so wie Humboldt an den feinsten Windungen und Verschlingungen des Gedankens ein selbständiges Interesse hatte, konnte sich leicht im Laufe der Discussion

1) S. die Zeugnisse bei Gagern, *Antheil an der Politik*, Bd. II. S. 39 ff. und *passim*. Varnhagen in der *Charakteristik Humboldt's* und der Skizze über den Wiener Congreß in den *Denkwürdigkeiten*. Die besten Zeugnisse, wenn auch nicht das beste Bild gewähren die Protokolle in der Silber'schen Sammlung, besonders Bd. III. S. 11 ff. Vergl. die Zusammenstellung bei Schlesier, II. 266 ff.

so weit von dem Substantiellen des Streitigen entfernen, daß nur er selbst den Rückweg zu demselben wieder aufzufinden im Stande war. Wer so gering von dem Stoff der Debatte, so groß von der Macht und dem Recht des Geistes dachte, konnte sich leicht seine Herrschaft über die geistigen Mittel zu Nutze machen, um in dem Netz der bloßen Dialektik den Widersacher zu fangen und ihn zur Capitulation zu nöthigen. Er bediente sich auf einem Felde, wo die List für eine Tugend gilt, der listigsten und erlaubtesten, der feinsten und doch offensten List, der List des Gedankens und der Reflexion. Auf Lug und Trug, auf Hinterlist und praktische Heimlichkeiten verstand er sich nicht. Er überließ es den Talleyrand und Metternich, mit Rächeln und Händedrücken Versicherungen zu beglaubigen, die bestimmt waren, nach vierundzwanzig Stunden gebrochen oder abgeleugnet zu werden. Es war ihm nicht gegeben, was den Oesterreichern natürlich war, unter gutmüthigem Aussehn und mit treuherziger Rede Bosheit und Schadenfreude zu verstecken. Er verachtete herzlich die unruhige Geschäftigkeit der Franzosen, Verschwörungen anzuzetteln, Verwickelungen herbeizuführen, die ganze Politik wie ein unterhaltendes Intriguenstück zu behandeln. So unglaublich es klingt: Alles was einer Intrigue auch nur von Weitem ähnlich sah, verabscheute er auf's Unerferste, und dennoch war er, dieser undiplomatischen Eigenschaft zum Troste, ein diplomatischer Künstler vom ersten Range. Seine Intrigue war die Discussion. Seine einzige Rüstung, die ihm zur Vertheidigung wie zum Angriff ausreichte, war sein unbefieglicher und unermüdlicher Scharfsinn. Stahlblank und stahlhart war diese Rüstung. Seine durch langjähriges Studium erworbene Menschenkenntniß machte es ihm leicht, praktische Fragen jetzt mit derselben Subtilität zu behandeln, mit der er ehemals die höchsten Punkte der Metaphysik, anthropologische, ästhetische oder grammatische Probleme analysirt hatte. Leicht entdeckte sein mit hundert Augen versehenen Verstand die geheimen Absichten und Hintergedanken des Gegners. Ohne Mühe fand er, sobald es zur Debatte kam, die Schwächen desselben aus, umschlich er die Stärke desselben, gewann er ihm die Vortheile ab. Im längsten und schärfsten Rennen behielt er noch ruhigen und starken Athem, während der Andre längst keuchte und nach Luft schnappte. Er war unerschöpflich an Einwendungen, und er fand kein Ende mit Distinctionen. Durch jene ermüdete er, durch

diese verwirrte er die Menschen. Die Talleyrand'sche Kunst des Schweigens vermochte wenig gegen diese Meisterschaft des Sprechens. Die spitz gedrehten Pointen der Franzosen waren zu stumpf für die Schärfe sowohl als für die Härte dieses Geistes. Hier prallte List und Feinheit ab, hier fand noch weniger Zutraulichkeit und Schmeichelei einen Eingang. Vergebens suchten diejenigen, die diesem Gegner auf dem diplomatischen Felde begegneten, hinter den Dornen seines Verstandes, an denen sie sich wund rissen, die vielgerühmte deutsche Herzlichkeit und Gemüthlichkeit. Auf dem Markte der Politik wahrte sich Humboldt vor der Profanation seiner Gefühle. Seines inneren Schatzes gewiß, mit dem ganzen Stolze geistiger Ueberlegenheit, sah er auf das Treiben derer herab, die sich mit aller Leidenschaft an vergänglichem Stoffe abmühten, die Alles, was sie in sich hatten, Schlechtes wie Gutes, an den Tag fehrten, die sich auf der Bahn des Ehrgeizes und auf dem Markte der Eitelkeit völlig verausgabten. Der Mann, dessen Gemüth vom allerweichsten Stoffe war und dessen Empfindung zart wie Weiberempfindung war, erschien, als ob er von Eis oder Stein sei. Die kalte und undurchdringliche Ruhe seines Wesens schüchtertete jede vertrauliche Annäherung zurück. Sein ungemeiner Sinn für das Lächerliche und sein Talent zum Sarkasmus machte ihn zu einem Gegenstand der Scheu und des Schreckens. Er war, wie der Rheinische Merkur schrieb, „kalt und klar wie die Decembersonne.“

Daß solches Wesen nicht immer nützlich war, ist gewiß. Es konnte nicht ausbleiben, daß die eisigen Antworten Humboldt's oft zur Unzeit die Gegner verletzten. Selbst Freunde konnten durch die kühle und zugleich übermüthige Laune des Mannes zu Feinden werden. Aus Anlaß einer derartigen Beleidigung gab es noch kurz vor dem Schlusse des Congresses ein Duell zwischen Humboldt und dem preussischen Kriegsminister von Boyen.<sup>1)</sup> In der Regel jedoch war die Freude, welche Humboldt sichtlich an der Macht des Verstandes empfand, von dem feinsten weltmännischen Takte im Zügel gehalten. Seine Kälte war nichts weniger als Schroffheit. Vor Allem auch Glätte und Biegsamkeit wußte seine Klugheit dem spröden Stoff

1) Das Nähere über den Vorfall bei Schlesier, II. 293, der sich ganz an die Erzählung von de la Garde hält.



abzugewinnen, aus welchem er seine Worte und sein Benehmen formirte. Ebenso oft dienten ihm die feinen Fäden der Reflexion, um entgegenstehende Ansichten in Eins zusammenzuspinnen. Ein Meister im Ausweichen, war er nicht minder ein Meister im Eingehen. Auch dazu kam ihm die Feinheit und Schärfe seines Geistes zu Statten, um sich fremder Eigenthümlichkeit anzuschmiegen und seine Ansicht in eine Form zu fassen, unter der sie dem Andern am leichtesten eingehen mochte. Die Form überhaupt stand ihm uneingeschränkt zu Gebote. Er wußte Gedanken und Ausdruck so zart zu nuanciren, daß die bitterste Wahrheit ihr Bitteres und daß auch der Widerspruch seinen Stachel verlor. Er sprach und schrieb wie nur die Höchstgebildeten sprechen und schreiben können, — mit vornehmer Höflichkeit, auch wenn er es mit Gleichgesinnten, mit fließender Artigkeit, auch wenn er es mit Andersgesinnten zu thun hatte. Wir sind, um uns von diesem Stil seines diplomatischen Benehmens ein Bild zu machen, fast ausschließlich auf die Zeugnisse derer angewiesen, die in dieser Zeit mit ihm in Berührung kamen. Es giebt indeß in den Humboldt'schen Briefen mehr als Eine Stelle, welche diesen Zeugnissen zur Bestätigung dient. Zwei davon, obgleich aus späterer Zeit, sind uns ganz besonders charakteristisch erschienen. Im Sommer des Jahres 1819 wartete Humboldt in Frankfurt am Main vergeblich auf seine endliche Abberufung nach Berlin, wo er bestimmt war, als Minister die Leitung der ständischen Angelegenheiten zu übernehmen. Der Verzögerer war kein Andern als Hardenberg, mit dem er inzwischen in ein Verhältniß feindseliger Spannung gerathen war. Auf einmal erhielt er von dem Staatskanzler ein eigenhändiges Billet. Die Anrede war „cher Humboldt“, der Ton der cordateste, der Inhalt eine nichtsbedeutende persönliche Commission; ganz beiläufig war in einer Phrase von Humboldt's Uebersiedelung nach Berlin wie von einer selbstverständlichen und sehnlichst erwarteten Sache die Rede. Ein Brief Humboldt's an Stein weist uns in die Ueberlegungen ein, die der kluge Mann bei derartigen Anlässen anzustellen pflegte und läßt uns einen Blick in seine diplomatische Methode thun. Handelte es sich wirklich bloß um die Commission einer Wagenbestellung? Oder war die Commission bloß Vorwand, und der eigentliche Zweck der einer Annäherung? Möglich das Erstere; wahrscheinlich das Zweite. Und wie demnach ant-

worten? „Es ging,“ schreibt Humboldt, „gegen meine Gesinnung, auf dieselbe Weise, als wäre der Brief vor drittehalb Jahren geschrieben, zu antworten; ich habe doch aber auch den Mann weder reizen, noch sein Mißtrauen vermehren mögen. Ich habe daher ihm sehr freundlich auf die Commission, die ich besorgt, geantwortet, dann mich kälter gehalten und nur in Mon Prince und Votre Altesse geantwortet.“ Die Schlußphrase aber habe er ergriffen, um dem Kanzler zu sagen, daß er ohne Zweifel ungefäumt kommen werde, sobald sein Frankfurter Geschäft es erlaube. Dies Geschäft aber bestehe in Nichtsthum, während es in Berlin das Allerwichtigste zu thun gebe. Somit habe er mit dem Antrag geschlossen, daß er sofort zurückgerufen, und sein Geschäft einem Andern übergeben werde. — Man kann, dünkt uns, nicht wahrhafter, nicht vorsichtiger, nicht artiger sein. Aber es giebt eine andere Probe von der feinen, bei aller Ehrlichkeit schlaunen, bei aller Freundschaft diplomatisirenden Weise des Mannes, die vielleicht noch charakteristischer ist. Stein hatte die Absicht, die nach Humboldt's Verdrängung aus dem Ministerium immer mehr in's Stocken gerathene ständische Angelegenheit, auch persönlich, durch sein Erscheinen in Berlin zu fördern und kräftiger als es durch Eingaben und Denkschriften möglich war, anzustoßen. Humboldt, nach seiner Kenntniß der Dinge und seiner Kenntniß von Stein's Persönlichkeit, war der Ueberzeugung, daß der Sache dadurch gewiß nicht genügt werden, der Freund selbst sich nur schaden könne. Die Art und Weise, wie er ihm dies in einem Briefe vom Januar 1820 zu verstehen gab, ist unübertrefflich. „Ich freue mich,“ schrieb er, „ungemein, Sie zu sehen; ich fühle auch, wie Sie eine Reise, die auch manches Unangenehme hat, nur in der edlen und selbstverleugnenden Absicht beschlossen haben, dadurch Gutes zu wirken. Allein doch leugne ich Ihnen nicht, daß ich nicht weiß, ob Sie die wahre Befriedigung davon finden werden. Ihr Gutachten ist hier. Ob Ihr mündliches Reden mehr wirken wird, scheint mir zweifelhaft. Oft macht hier das am wenigsten Eindruck, was nicht ausdrücklich herbeigeholt worden ist. Da Sie immer lieben, daß ich Ihnen die Dinge gerade so sage, wie ich sie denke, so gestehe ich, daß ich in Ihrer Stelle eine ausdrückliche Verurteilung erwartet hätte. Sie haben — eine Sache, die Sie weniger fühlen, da Sie immer nur an die Sache, nicht an Sich denken, und was

also Ihre Freunde Ihnen eher sagen können — durch das, was Sie gethan haben, durch Ihren Geist, Ihre Gesinnungen, Ihre Lage eine innere und äußere Würde, der es immer gebührt, daß man sich recht eigentlich und ausdrücklich um Sie bemüht. Ich möchte Ihnen aber darum auch nicht eigentlich abrathen, zu kommen, und gewiß ist es immer, daß die Sache auch jetzt schon darin anders steht, daß man weiß, daß Sie haben kommen wollen.“ Es ist unmöglich, dünkt uns, eine Meinung, unter der Form von Zweifeln und Erwägungen, mit größerer Bestimmtheit auszudrücken, unmöglich, einen guten Rath verbindlicher einzuschmeicheln, unmöglich, mehr Offenheit mit mehr Behutsamkeit und Zurückhaltung zu verbinden.

Offenbar — denn wir kehren auf den Wiener Congreß zurück — es fehlte Humboldt von diplomatischen Talenten keines und von staatsmännischen Tugenden nur Eine: Frische des Interesses an praktischen Zwecken und, was unzertrennlich damit verbunden ist, Hartnäckigkeit und Unbedingtheit des Willens derselben. Vor Allem Eine Angelegenheit war es, bei welcher ebenso alle jene glänzenden Gaben des Mannes wie dasjenige zum Vorschein kam, was ihm nicht gegeben war. Für den Besitz Sachsens stritt er wie für eine schon verscherzte und verspielte Sache: eine starke deutsche Verfassung half er wesentlich mit verspielen und verscherzen. Für keinen von allen Gegenständen der Wiener Berathungen hatte er ein wärmeres Interesse. Keinem widmete er mehr Anstrengung und Sorgfalt. Bei keinem documentirte er mehr Scharfsinn und Gewandtheit. Die Gesinnung, mit der er diese Sache betrieb, war über alles Lob erhaben. Der Geist, in dem er sie auffaßte, war der edelste und reinste. Das Ergebniß war nichts desto weniger die deutsche Bundesacte, und neben der Bundesacte eine ohnmächtige Clausel. Die Geschichte der deutschen Angelegenheiten ist nichts desto weniger eine Reihe von Rückzügen und Niederlagen, von Nachgiebigkeiten und Compromissen. Mit all' seinem Fleiß war er nur behülflich, aus besseren Entwürfen schlechtere zu machen. Seine Feinheit diente nur, den Faden der deutschen Verfassung immer dünner und dünner zu spinnen. Von seiner Gesinnung rettete er nur den Trost, das Gute gewollt und in das Unvermeidliche sich gefügt zu haben.

Schon seit dem Sommer 1813 hatte sich Humboldt lebhaft mit der künftigen Gestaltung Deutschlands beschäftigt. Er hatte mit

dem darüber verhandelt, gestritten und gearbeitet, dem diese Sache von allen lebenden Menschen am meisten am Herzen lag. Keinem wiederum vertraute Stein in dieser Hinsicht mehr als ihm. Vielleicht waren es Humboldt's Einwürfe gewesen, welche Stein von seiner ursprünglichen Idee, die Kaiserwürde wieder herzustellen, allmählig abgebracht hatten. Eine Stein'sche Denkschrift aus der Zeit der Unterhandlungen von Chatillon hatte die Grundzüge einer Directorialverfassung aufgestellt, und hatte für die Commission, die nach diesen Grundzügen eine deutsche Verfassung auszuarbeiten haben würde, an erster Stelle Humboldt in Vorschlag gebracht. Als darauf Stein mit Hardenberg im Sommer 1814 in Frankfurt einen neuen Verfassungsentwurf von wesentlich dualistischer Tendenz verabredete, war Humboldt abwesend; aber er war einer der Ersten, dem noch vor Beginn des Congresses das neue Project in Wien mitgetheilt wurde. Bald genug sollte er für die Angelegenheit in Thätigkeit gesetzt werden. Auf Stein's Betrieb wiederum ward sofort die deutsche Verfassungsfrage von den großen europäischen Fragen abgetrennt und ein eigener Ausschuss für sie gebildet, der freilich wider Stein's Meinung nur aus den Vertretern Oesterreichs, Preußens, Bayerns, Hannovers und Württembergs bestand. Lag aber schon in dieser Zusammensetzung der Keim unbefiegharen Widerstands, so hatte Hardenberg überdies, ehe der Kampf nur begann, im Voraus gezeigt, auf welche Nachgiebigkeit von preussischer Seite zu rechnen sei. Er hatte sich durch Metternich und Münster die wichtigsten und positivsten Bestimmungen seines mit Stein verabredeten Planes aus den Händen winden lassen. Er hatte nicht nur die dualistische Bundes Spitze, sondern auch die namentliche Ausführung der in den Einzelstaaten zu gewährenden landständischen und Unterthanenrechte geopfert. Aus einem vielleicht zu künstlichen war ein leerer und nichtsagender Entwurf geworden. Es hieß vor dem Anfang anfangen und es hieß zugleich, das traurige Ende anticipiren, wenn unter dem Namen von zwölf Deliberationspunkten ein so beschaffener Entwurf einem so zusammengesetzten Collegium vorgelegt wurde. Humboldt hauptsächlich fiel die Aufgabe des Kampfes zu. Mehreren Sitzungen des Ausschusses wohnte er allein, ohne den Staatskanzler bei. Mit redlichem Eifer verfocht er den Grundgedanken eines in Einheit fest verbundenen Deutschlands, hob er die Nothwendigkeit eines Bundes-

gerichts hervor, drang er auf Feststellung eines Minimums von Grund- und ständischen Rechten, wies er die Großmachtsansprüche Bayerns und Württembergs zurück. Vergebens. Bayern und Württemberg waren vollkommen entschlossen, sich auf keinerlei Verbindung mit Deutschland einzulassen, die irgend den Namen einer Verfassung verdiente; ihr Souveränitätssegoismus widersezte sich jeder, auch der leichtesten bundesstaatlichen Controle, ihr Machtdünkel jeder, auch der natürlichsten Bevorzugung Oesterreichs und Preußens. Einen und nur Einen Weg gab es, diesen Widerstand zu brechen. Gegen den unpatriotischen Particularismus der Mittelstaaten mußte der Patriotismus und das Bedürfniß der kleinen Staaten zu Hülfe gerufen werden. In diesem Sinn sezte Stein die Vertreter der kleinen deutschen Höfe in Bewegung. Sie forderten Zulassung zu den Berathungen, erklärten sich bereit, den nothwendigen Beschränkungen der Einzelsouveränität sich unterwerfen zu wollen, forderten Herstellung des Reichs und der Kaiserwürde. Wenn sich gleichzeitig Württemberg eigensinnig isolirte, indem es seinen Austritt aus dem Ausschuß erklärte, — nur desto besser! Mit den Vielen wären die Wenigen zu besiegen, ihnen zum Troß wäre rasch, unter Zustimmung der ganzen Nation, das Verfassungswerk zu schließen gewesen. Allein verhängnißvollere Zerwürfniße als die innerhalb des deutschen Ausschusses hatten begonnen, die Friedensarbeit des Congresses zu stören. Die deutschen wurden durch die sächsisch-polnischen Streitigkeiten gekreuzt. Die am 16. November überreichte Note der neunundzwanzig Kleinstaaten blieb unbeantwortet und der durch Württembergs Austritt gesprengte Fünferausschuß hatte aufgehört zu existiren.

Erst nach Monaten wurden die deutschen Angelegenheiten wieder aufgenommen. Stein und Humboldt waren es vor Allem, welche die unterbrochenen Berathungen wieder in Gang zu sezen versuchten. Beide doch in charakteristisch verschiedener Weise. Praktisch und bündig der Eine; theoretisch und umständlich der Andre. Wäre es nach Stein gegangen, so hätten die verbündeten Mächte für jezt nur eine nachträgliche Erklärung der die deutschen Angelegenheiten betreffenden Artikel der Chaumonter und Pariser Verträge erlassen; Ausführung und Anwendung derselben wären einem nach Frankfurt zu berufenden deutschen Congresse überwiesen worden. Allein Preußen hoffte noch

immer, in Wien selbst zu einer definitiven und befriedigenden Abschließung der Bundesacte gelangen zu können. Nur Fleiß und Mühe durfte nicht gespart werden. Auf alle zum Vorschein gekommene Meinungsverschiedenheit in minder wesentlichen Punkten mußte nur Rücksicht genommen, allen billigen Wünschen mußte entgegengekommen, alles irgend Nachlässige mußte nachgelassen werden. Es mußte nur andererseits der große Zweck, um den es sich handle, mit Nachdruck geltend gemacht, und das Unnachlässliche in echt patriotischer Weise vertreten werden. Es mußte nur endlich den Berathungen soviel wie möglich vorgearbeitet, ein nach allen Seiten Annehmbares im Voraus formulirt und zurechtgemacht werden. So war die Absicht der preussischen Diplomaten, und in ihr, wenn irgend wo, fand das Talent und die Gesinnung Humboldt's einen Spielraum. Die kleinen Staaten hatten auch in der Zwischenzeit nicht gerastet. Gern sah man sich preussischer Seits von ihrem Drängen auf Wiedereröffnung der deutschen Conferenzen mit Zuziehung aller Betheiligten unterstützt. Man befürwortete dies ihr Verlangen. Am 9. Februar 1815 war die Zustimmung Metternich's erlangt, und schon am 10. übersandten Hardenberg und Humboldt dem österreichischen Minister einen zwiefachen, von einer erklärenden Note begleiteten Verfassungsentwurf.<sup>1)</sup>

Es beruht auf dem ausdrücklichen Zeugnisse Klüber's, des Herausgebers der Congressprotokolle, daß der Urheber dieses Doppelentwurfs kein Andern als Humboldt war. Im Grunde waren es nicht zwei, sondern nur Ein Plan. Lediglich durch die Beibehaltung oder Nichtbeibehaltung der in dem Stein-Hardenberg'schen Plane zuerst aufgetauchten Kreiseintheilung unterschieden sie sich. Alle von dieser Einrichtung nicht berührten Bestimmungen: die Unterscheidung zwischen den mächtigeren und den minder mächtigen Bundesgliedern, der pentarchische erste neben einem bloß gesetzgebenden zweiten Rathe, das Bundesgericht, die Grundrechte, alles übrige Wesentliche war durchaus gleich in beiden. Dieselben und die erheblichsten Mängel

1) Alle drei Schriftstücke bei Klüber, Acten des Wiener Congresses II. 6 ff., teils in den G. W. Der Abdruck bei Klüber ist indeß offenbar nicht durchaus correct. Wir machen in den folgenden Noten die Conjecturen bemerklich, denen wir an drei Stellen des Textes gefolgt sind.

drückten ebendeshalb beide. Nichts kläglicher als eine solche Fünferherrschaft. Nichts kleinlicher als die Examenbestimmung für die Mitglieder des Bundesgerichts. Der ganze Entwurf, mit oder ohne Kreiseintheilung, litt an einer verwickelten Künstlichkeit. Die Feststellungen in Beziehung auf das Verhältniß zum Auslande und das Recht der Bündnisse verriethen schon allzuviel Nachgiebigkeit gegen die bairisch-württembergischen Präensionen. Noch nachgiebiger vollends erklärte die Note, daß Preußen auf seine zweite Stimme im Rath zu verzichten bereit sei. Diese Dinge sind schwerlich zu loben: sie blos zu tadeln ist thöricht. Ohne Zweifel wußte Humboldt, was selbst einem Kinderverstande begreiflich ist, daß Einherrschaft eine bessere Sache ist, als Fünfherrschaft. Ohne Zweifel hätte er den Isolirungsgelüsten der Mittelstaaten am liebsten den allerkräftigsten Zaum auferlegt. Ohne Zweifel fühlte er, wenn auch wahrscheinlich nicht stark genug, daß die Maschine, die er aufstellte, im höchsten Grade complicirt sei. Seine Aufgabe war leider noch complicirter. Er hatte nicht blos nach Interessen und Principien eine Verfassung zu entwerfen, sondern er hatte Ansprüche zu befriedigen und Anträge zu vermitteln. Er war nicht blos Gesetzgeber, sondern er war zugleich Diplomat. Er hatte die Erfahrung von dreizehn fruchtlosen Verfassungskonferenzen hinter sich, und er sah den Schluß des Congresses vor sich. Es geschah ebendeshalb, daß er statt Eines Entwurfes deren zwei übergab, unerachtet er für seine Person nicht zweifelhaft war, welcher der bessere sei. Wir mißtrauen billig unserem eigenen Urtheil einem Manne gegenüber, wie der Verfasser der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Aber sicher waren jene zwei Entwürfe nicht in dem Sinne zur Wahl gestellt, welchen Gervinus diesem Verfahren unterlegt: — „als ob nur der Schreiberzweck vorläge, die Vorhand im Entwerfen, den Ruhm zu haben, zu irgend einer Verfassung wenigstens den Plan gemacht zu haben.“ Das Wesentliche zu sichern, das minder Wesentliche preiszugeben, das ist der Gedanke, welcher sichtlich die Bestimmungen beider Entwürfe dictirt hat. Sie tragen überall die Spuren geßfentlicher und doch freier Rücksicht auf die Berathungen des Fünferauschusses. Für das Zustandebringen ferner der Verfassung war Zweierlei wesentlich: Verständigung mit Oesterreich und Beschleunigung des ganzen Werkes. Nun hatte Oesterreich Anstoß genommen an der Kreis-

eintheilung. Diese Kreiseintheilung konnte unmöglich für eine Einrichtung von principieller Wichtigkeit gelten. Sie hatte in den Augen Hardenberg's und Humboldt's große Vorzüge; sie hatte selbst in ihren Augen nicht wegzuleugnende Nachtheile. Stein hatte sie gemißbilligt; er hatte sie dennoch aus dem Hardenberg'schen Plane nicht weggestrichen. War dies ein Gegenstand, an dem die Gewinnung Oesterreichs und die rasche Beendigung des Verfassungswerkes scheitern sollte? Ohne Weiteres offenbar hätte man sie fallen lassen können. Allein Oesterreich hatte gewünscht, diesen Punkt noch einmal in Erwägung zu ziehen. Auf Grund einer ausdrücklichen Verabredung mit Metternich stellte Humboldt die zwiefache Version seines Verfassungsplanes auf. Nicht ein Schreiberzweck, sondern der höchst praktische Zweck waltete dabei ob, dem österreichischen Minister die Consequenzen der einen und anderen Einrichtung so handgreiflich wie möglich und die Entscheidung so bequem wie möglich zu machen. Nicht die Eitelkeit der Planmacherei, sondern das ehrliche Verlangen beseele die preussischen Minister, nach allen Plänen endlich zur Sache und zu einem vernünftigen Resultat zu gelangen. „Die Unterzeichneten,“ sagen sie in der begleitenden Note, „ersuchen nunmehr den Herrn Fürsten von Metternich, diese von ihnen hier gemachten Vorschläge einer aufmerksamen Prüfung zu unterwerfen, und sie, sobald es möglich, wissen zu lassen, welches die Meinung des kaiserlich-österreichischen Hofes: über die Einführung einer Kreisverfassung und über die der Bundesverfassung zu gebende Einrichtung ist. Sobald diese Hauptfragen entschieden sind, wird es nur einige Stunden erfordern, aus den bisherigen Entwürfen einen neuen zusammenzusetzen, welcher der künftigen Verathung zur Grundlage dienen kann.“

Auch diese begleitende Note — wir hegen nicht den mindesten Zweifel — ist aus Humboldt's Feder geflossen. Sie trägt den vollen Stempel seines Geistes, eines Geistes, der unter tausenden zu erkennen und den mit dem Geiste Hardenberg's zu verwechseln unmöglich ist. Es ist ein feiner, subtiler, metaphysischer Geist. Es ist ein milder, veröhnender und vermittelnder Geist. Es ist ein Geist, der an die Macht des Geistes, an den Segen der Freiheit und der freien Discussion glaubt. Zwar auch Hardenberg war für die Kreiseintheilung; aber nur Humboldt konnte sie vertheidigen, wie sie in der Note ver-



theidigt wird. Nur ein mäßiger Vorzug des Entwurfs ohne Kreiseintheilung war es in den Augen des hoch- und feinsinnigen Theoretikers, daß derselbe einfacher und allgemein anwendbar sei. Das Künstlichere war ihm das Tiefere, und das Tiefere schien ihm das Praktischere. Auch in der politischen Wirklichkeit galt ihm stätige und sanfte Vermittelung der Gegensätze als das Wünschenswertheste. In derselben „metaphysischen“ Weise wie ehemals die Organisation der Unterrichtsbehörde, faßte er jetzt die Organisation des deutschen Staatskörpers. Die Kreisverfassung empfiehlt sich ihm als eine „Mittelstufe der Verbindung“ zwischen dem Wirken der Centralgewalt und den Einzelstaaten. Für besonders heilsam erklärt er es, daß durch die anhaltende gemeinschaftliche Beschäftigung der Kreisstände mit Bundesangelegenheiten „manchen Abweichungen auf eine geschickte und sanfte Weise vorgebeugt werden kann.“ Nach einer Vermittelung sucht er ebenso zwischen den mächtigeren und den schwächeren Bundesgliedern; die Aufnahme eines Ausschusses des gesetzgebenden in den vollziehenden Fürstenrath würde ihm als ein zweckmäßiges Verbindungsmittel zwischen beiden, als ein Mittel erscheinen, um zu verhüten, „daß sich nicht im zweiten Rath ein Geist des Mißtrauens und des Widerspruchs gegen den ersten bilde.“ Die vermittelnde Kraft aber der kreisständischen Einrichtung sieht er vorzugsweise in den Versammlungen und Berathungen der Kreisstände. Denn bei gemeinschaftlichen Berathungen, ganz anders, als wenn bloß der Weg diplomatischer Verhandlungen offen steht, „wirkt schon das gegenseitige Erwägen der Gründe und der sich zugleich aussprechende Wille vieler.“ Die Regierungen, wenn ihrer mehrere sich in regelmäßig wiederkehrenden Versammlungen mit der Sorge für das Wohl desselben Theils von Deutschland<sup>1)</sup> beschäftigen, werden mehr und mehr ein lebendiges „und ein solches Interesse daran gewinnen, in welchem die einseitigen und eigensüchtigen Ansichten, die sich sonst bei Großen und Kleinen nur zu leicht einfinden, gegen einander abgeschliffen werden.“ Die Berathschlagungen endlich im zweiten Bundesrath können nur gewinnen, wenn sie durch die kreisständischen Berathungen schon vorbereitet wurden. Es sind Erwägungen sofort von nicht minder feiner, nicht minder für Humboldt

1) „Noch verbundenen Theils;“ wahrscheinlich: „noch näher verbundenen.“

charakteristischer Art, womit er den gegen die Kreiseinrichtung erhobenen Einwendungen begegnet. Auf's Stärkste drängt sich die ihm so eigne schonungsvolle Achtung des Individuellen vor: man glaubt im Hintergrunde die ihm so geläufige, jetzt auch politisch gewendete Parallele zwischen Deutschland und Griechenland zu erblicken. Nichts, heißt es, sei weniger die Absicht der vorgeschlagenen Kreisverfassung als die Zerstörung des politischen Individualismus in Deutschland. Nur zu lebhaft, in der That, ist der Humboldt'sche Protest dagegen; nur zu gering wird die Macht und Einheit des Ganzen dem Einzelrecht gegenüber veranschlagt, nur zu warm die Sache jenes Individualismus geführt. „Niemand fühlt so sehr, daß gerade die Vorzüge, welche die Deutschen auszeichnen, in der Vielsachheit der Regierungen und der Verschiedenheit der Verfassungen ihren Grund haben, wenn auch Deutschland manchmal sehr schwer dafür durch die Bedrohung und den Verlust seiner Unabhängigkeit büßen mußte. Niemand ist daher so sehr jeder Idee entgegen, die auf Beherrschung, Unterdrückung oder Verschlingung des kleineren Staats durch den mächtigeren geht.“ Und damit nicht genug. Selbst für die Herstellung der ohne eigne Schuld mediatisirten Fürsten möchten die preussischen Staatsmänner sich erklären. Beide, offenbar, sahen sich zu dieser Ansicht durch die Erfahrung gestimmt, die sie an den süddeutschen Mittelstaaten gemacht hatten, Humboldt, offenbar, noch außerdem durch seine hellenistrende Individualtheorie. Aber wie idealistisch nun wieder, wie sinnig und geistvoll die Ausführung, daß gerade die Verfassung ein Gegenmittel gegen das Zerfallen Deutschlands in Theile und gegen die Unterdrückung der Kleinen durch die Großen sei! Gerade in der Entwöhnung von aller, auch noch so billigen gemeinschaftlichen Verfassung liege der Keim einer derartigen Gefahr; gerade durch die Wiederherstellung einer Verfassung werde sie abgewandt. Zum mindesten schieß sei das Raisonnement, daß man nicht<sup>1)</sup> der schon beträchtlichen physischen Macht durch die Constitution ein Gewicht mehr zulegen dürfe. Denn, „gerade dadurch, daß man bei Staaten, deren physische Macht richtig geleitet, eine Wohlthat für den Schwächeren wird, derselben auch ihren Platz in der Verfassung einräumt und sie zu einer verfassungsmäßigen macht,

1) Offenbar ist S. 11 a. a. D. dies „nicht“ zu inseriren.

verwandelt man sie in eine moralische, bildet Gesetzmäßigkeit und Verantwortlichkeit, und mindert auf diese Weise den Nachtheil des bloß physischen Uebergewichts.“

Bekannter als das Uebrige ist der Schluß unsrer Note. Derselbe zeichnete mit klaren und entschiedenen Worten die Grenze, bis zu welcher die preußischen Staatsmänner im Nachgeben und Rücksichtnehmen zu gehen bereit seien. Gern wolle man auf andere Vorschläge eingehen oder selbst deren machen, wenn dadurch der dem preußischen Hofe vorzüglich am Herzen liegende Endzweck einer festen Uebereinstimmung der deutschen Fürsten und eines regeren <sup>1)</sup> Eifers in der Theilnahme an der neuen Verfassung erreicht werden könne. „Denn jede Verfassung hat ihr Gedeihen und ihr Fortbestehen nur von dem Geiste zu erwarten, der ihre Mitglieder beseelt.“ Drei Punkte jedoch gebe es, von denen man nicht abgehen könne: eine kraftvolle Kriegsgewalt, ein Bundesgericht, und landständische, durch den Bundesvertrag gesicherte Verfassungen. Unerläßlich seien diese Punkte, weil es sich wesentlich um eine nationale Verbindung handle. „Die Unterzeichneten können sich schmeicheln, daß auch der österreichische Hof die Ansicht theilt, daß die Errichtung einer deutschen Verfassung nicht bloß in Absicht auf die Verhältnisse der Höfe, sondern ebensoviele zur Befriedigung der gerechten Ansprüche der Nation nothwendig sei, die, in der Erinnerung an die alte, nur durch die unglücklichsten Ereignisse untergegangenen Reichsverbinding, von dem Gefühle durchdrungen ist, daß ihre Sicherheit und Wohlfahrt, und das Fortblühen echt vaterländischer Bildung größtentheils von ihrer Vereinigung in einen festen Staatskörper abhängt; die nicht in einzelne Theile zerfallen will, sondern überzeugt ist, daß die treffliche Mannigfaltigkeit der deutschen Völkerstämme nur dann wohlthätig wirken kann, wenn sich dieselbe in einer allgemeinen Verbindung wieder ausgleicht.“

Die Lectio, welche Humboldt in diesen Worten den süddeutschen Höfen ertheilte, war wohl verdient; die Gesinnung, die sie eingegeben hatte, war die allein gemäße und würdige. Zu zweifeln war nur, ob eine so gekünstelte, in der Spitze fünffach getheilte Bundesform jenes so kräftig hervorgehobene nationale Einheitsbedürfniß wirklich

1) Klüber: „engeren.“

zu befriedigen im Stande sei. Der die Bundesglieder beseelende Geist sollte die Mängel der Form vergessen machen: es war nach dem bisherigen Verhalten Bayerns und Württembergs im Gegentheil zu erwarten, daß er jene Mängel doppelt fühlbar machen werde. Kein Wunder daher, wenn dieselbe Gesinnung, welche den Humboldt'schen Entwürfen zu Grunde lag, von einer anderen Seite her einem völlig davon verschiedenen Projecte den Ursprung gab. Dem nationalen Einheitsbedürfnis am nächsten stand das Bedürfnis der kleinen deutschen Staaten. Ihnen zugleich lagen die Gefahren am nächsten, die von einer Fünfherrschaft unzertrennlich schienen. Sie wollten sich gern einem Mächtigsten unterwerfen, aber sie hatten mit Recht keine Lust, dem Ehrgeiz der Mittelmächte Platz zu machen und der organisirten Zwietracht von fünf Regierungen zum Spielball zu dienen. Sie hatten niemals aufgehört, für die Herstellung der Kaiserwürde zu agitiren. Die Kaiserwürde war ebenso Stein's erster Gedanke gewesen. Zwar wußte er, daß sich Oesterreich lau und abwartend dagegen verhielt und daß Preußen schon durch den Sinn der Verträge von Chaumont und Paris die Kaiseridee für beseitigt erachtete. Er beschloß jetzt nichtsdestoweniger, das Verlangen der Kleinstaaten zu unterstützen und demselben durch Rußland Nachdruck zu geben. Von ihm war eine Denkschrift inspirirt, welche Capodistria um dieselbe Zeit dem Kaiser Alexander überreichte, wo die preussischen Staatsmänner mit Metternich über das pentarchische Project zu conferiren begonnen hatten. In jener lebhaften, grostesken und nachlässigen Manier, welche die Schriftstücke des geist- und phantasiereichen Mannes charakterisirt, trug Capodistria die Gedanken Stein's vor. Mit dramatischer Anschaulichkeit schilderte er die Unzuträglichkeiten und die Gefahren der Pentarchie. Unvermeidlich werde dieselbe Eifersucht, Reibungen, Zwietracht erzeugen. Nur zu bald werde, begünstigt von den Intriguen Bayerns und der Rivalität Württembergs, Frankreich von Neuem seine Hand in Deutschland haben. Nun werde Deutschland gegen Deutschland stehn, nun werde sich die ganze Nation im Zustande der Anarchie befinden. Werde Rußland dies ruhig mit ansehen können? Werde Oesterreich nicht, der Einmischung Rußlands gegenüber, zu einer Verbindung mit Frankreich hingetrieben werden? Offenbar, eine starke und dauerbare Constitution sei unmöglich ohne ein einheitliches, sei es erbliches,

sei es wählbares Oberhaupt. Am natürlichsten empfehle sich Oesterreich dazu. Stark durch ganz Deutschland, werde Oesterreich alsdann auf seine unmittelbare Beherrschung Italiens verzichten können und keinerlei Versuchung zu einer Allianz mit Frankreich haben, während Preußen andrerseits, unangefochten in seiner gegenwärtigen Machtstellung, seine politischen Beziehungen zu Rußland werde erhalten können. Gefahr aber drohe keine von dem durch die deutsche Krone verstärkten Oesterreich. Das Uebergewicht, das ihm daraus erwachse, sei nicht angreifender, sondern erhaltender und passiver Natur.

Vortreflich, man sieht es, verstand sich Capodistria auf das Interesse Rußlands: wie ein völlig Unkundiger und mit naiver Oberflächlichkeit sprach er von der Politit Oesterreichs. Weder unkundig noch oberflächlich war Stein. Am 17. Februar trug auch er dem Kaiser Alexander eine Denkschrift über denselben Gegenstand vor. Sie verrieth eine Kenntniß von den Eigenthümlichkeiten Oesterreichs, wie man sie von dem großen Staatsmann erwartet; allein sie hatte ihren Nerv in einer Ausführung, welche, ganz gegen die sonstige Art Stein's, blendend, aber nicht überzeugend, geistreich aber praktisch unhaltbar war. Von den richtigsten Vorderfäßen gelangte Stein zu dem seltsamsten Schlusse. Das größte Interesse, Deutschland stark constituirt und weise verwaltet zu sehn, habe, schon seiner geographischen Lage wegen, Preußen. Das geringste Interesse habe Oesterreich. Zwischen den Bewohnern Oesterreichs und den Deutschen bestehe überdies eine Entfremdung, die ihren letzten Grund in der Verschiedenheit des beiderseitigen Charakters habe. Alles deute auf eine Trennung hin. Man muß daher, — so lautet die Schlussfolgerung, Oesterreich mit Deutschland durch ein Verfassungsband verknüpfen; man muß Oesterreich für Deutschland gewinnen, indem man ihm durch Uebertragung der erblichen Kaiserwürde einen Einfluß und ein Uebergewicht einräumt, wodurch die beiden Länder in eine auf Pflicht und Interesse beruhende Wechselbeziehung treten.

Nicht leicht war es, die in diesen Denkschriften gegen die Zweckmäßigkeit eines Fünferdirectoriums erhobenen Einwände zu beseitigen. Es war so, wie Stein, anknüpfend an die Ausführungen Capodistria's, gesagt hatte: man hatte ein solches Directorium nicht aufgestellt, weil man es für eine gute Einrichtung hielt, sondern es

war lediglich ein Product der zwischen Oesterreich, Preußen und Bayern bestehenden Eifersucht. Nicht schwer, andrerseits, war es, das Ungenügende und blos Speciöse in der von Stein und Capodistria für ein österreichisches Kaiserthum vorgebrachten Argumenten nachzuweisen. Das Eine wie das Andre übernahm Humboldt. Seine auf Hardenberg's Anregung Ende Februar abgefaßte Denkschrift ist das Glänzendste und Gründlichste, was über den Gegenstand geschrieben werden konnte.<sup>1)</sup>

Es ist unmöglich, so führt diese Denkschrift aus, einem deutschen Kaiser die ausgedehnte Macht zu geben, die er haben müßte. Preußen würde sich einer solchen nicht unterwerfen können, Bayern und die übrigen mächtigeren Staaten nicht wollen. Ohne diese Macht aber würde der Kaiser stets das Interesse seiner eignen Staaten dem Interesse Deutschland's voranstellen. Von Oesterreich nämlich ist die Rede, und von Oesterreich gerade gilt das Gesagte doppelt. Das Haus Habsburg hat stets die Staaten, die es in Deutschland besaß oder beeinflusste, ihren Verpflichtungen gegen das Reich zu entziehen, sie dem deutschen Interesse zu entfremden gesucht. Dies hat es gethan, als es durch Besitz und Einfluß noch vielfach mit den übrigen deutschen Staaten verzweigt war. Wie viel mehr jetzt? „Jetzt, wo alle politischen Interessen Oesterreichs sich nach dem Osten und nach Italien hinrichten, ist es Deutschland noch ungleich fremder geworden. Durch die Natur der Sache selbst würde es dahin gebracht werden, die Kaiserkrone entweder als eine nichtsbedeutende Prærogative zu betrachten, die es erforderlichen Falls wichtigeren Interessen opfern dürfe — was gefährlich für Deutschland wäre, — oder sie als ein Mittel zu betrachten, seine Einzelmacht als selbständiger Staat zu vergrößern, — was nicht blos für Deutschland, sondern auch für Europa gefährlich wäre.“ Ausgerüstet mit der Kaisermacht würde es, im Fall eines zwischen Oesterreich und Preußen ausbrechenden Zwiespalts, zu den kleineren Staaten in ein Verhältniß, wie Frankreich zum Rheinbunde treten. Von Zweien Eins. Man suche den möglichen Mißbrauch der kaiserlichen

1) Sie findet sich bei Perz, IV. 752 ff., nicht in den G. W. Bei Perz, dessen Darstellung wir auch übrigens als Quelle für das Obige benutzen, finden sich ebenso die Denkschriften von Capodistria und Stein.

Autorität durch das Gegengewicht von beschränkenden Institutionen zu verhüten. Man hat alsdann dem Spiel der Eifersucht, des Mißtrauens, der Intrigue, allen den Reibungen Thor und Thür geöffnet, die man von dem Directorialsystem befürchtet. Oder man lege dem Kaiser eine schrankenlosere Machtvollkommenheit bei. Man übertrage ihm z. B. die alleinige Entscheidung über Krieg und Frieden. Alsdann — und ohne es zu sagen, appellirt damit Humboldt an die Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit — alsdann wird Oesterreich im Stande sein, die gerechteste und hochherzigste nationale Bewegung zu hemmen. Deutschland würde sich an die Geschicke Oesterreichs als einer europäischen Großmacht gefesselt sehen, in alle Wechselfälle derselben wider Willen verwickelt sein. Denn man hoffe nicht, irgend eine Vorkehrung treffen zu können, um Oesterreich als Haupt von Deutschland von Oesterreich in seiner Eigenschaft als europäische Großmacht zu unterscheiden: alle solche Unterscheidungen würden immer nur auf dem Papiere bestehen. Und wie in Beziehung auf die äußere, so in Beziehung auf die innere Politik. Die Entscheidung würde auch hiefür bei Oesterreich sein. Den Ausschlag würden auch hiefür Oesterreichs europäische Machtbeziehungen und der Geist des österreichischen Regierungssystems geben. Der Einfluß der öffentlichen Meinung, dem eine föderative Verfassungsform Raum giebt, würde Nichts sein. Das aber entspricht nicht dem Geiste der deutschen Nation. Dieser Geist ist kein Geist der Unruhe oder der Widersäßlichkeit, aber er ist fortschrittsbegierig und bildungslustig, er „widerstrebt jener Unbeweglichkeit, für welche die Erfahrung nichts ist und an der die Jahrhunderte nutzlos vorübergehen.“

Das war so deutsch wie preussisch, das war so deutlich wie richtig gesprochen. Das war, genau gesehen, eine Polemik gegen Oesterreich, deren schlagende Wahrheit am allerwenigsten Stein hätte verkennen sollen. Vielleicht gerade deshalb fand weder Form noch Inhalt der Humboldt'schen Denkschrift in seinen Augen Gnade. Er mußte im Herzen ohne Zweifel dem Allen beistimmen, was die Denkschrift gegen ein österreichisches Kaiserthum ausführte, und er mußte doch zugleich von ganzem Herzen an der Ueberzeugung festhalten, daß eine deutsche Verfassung ohne einheitliche Spitze ein elendes Flickwerk bleiben müsse. Schlagend war Alles, was Humboldt gegen die Hegemonie des Hauses Habsburg vorgebracht hatte: schlagend

war Alles, was Stein und Capodistria gegen die Pentarchie raisonnirt hatten. Durch ein theoretisches Blendwerk hatte sich Stein, wie wenig dies sonst seine Gewohnheit war, über die handgreiflichen Gefahren getäuscht, oder zu täuschen gesucht, die eine Beherrschung Deutschlands durch Oesterreich mit sich bringen mußte. Dies Blendwerk hatte Humboldt ohne Mühe zerstört; aber er war seinerseits einer nicht minder speciösen Selbsttäuschung verfallen. Schwach war Alles, was Capodistria von dem „blos erhaltenden und passiven“ Uebergewicht Oesterreichs, was Stein von der „Bindung Oesterreichs durch Banden der Pflicht und des Vortheils“ gesagt hatte. Schwach, ganz ebenso schwach war Alles, was Humboldt's Denkschrift zu Gunsten des föderativen, d. h. des pentarchischen Systems vorgebracht hatte. War es etwa mehr als eine theoretische Illusion, wenn behauptet wurde, daß sich die fünf deutschen Regierungen an der Spitze des Bundes von dem Einfluß der öffentlichen Meinung und von dem Reformverlangen der deutschen Nation würden regieren lassen? Und was soll man sagen von der Schlussausführung der Denkschrift? In alle Wege hänge die Ruhe und Sicherheit Deutschlands von der Etnigkeit Preußens und Oesterreichs ab. Ein Hauptgesichtspunkt bei der Errichtung einer deutschen Verfassung müsse also darin bestehen, jeden Anlaß zu einer Entzweimng beider Mächte nach Möglichkeit fern zu halten, und vorzusehen, daß, in dem unglücklichen Falle eines Krieges zwischen ihnen, der Zusammenstoß für Deutschland und Europa weniger fühlbar sei. Die Kaiserwürde nun schaffe durch ihre Existenz selbst ein System des Gegensatzes zwischen Oesterreich und Preußen und zwingt Deutschland, im Falle eines Krieges, entweder sich auf die Seite des Ersteren zu stellen, oder die Verfassung zu brechen. Das Föderativsystem dagegen mache alle Berührungen zwischen beiden Staaten sanfter und gefahrloser; selbst wenn sich demungeachtet ein Kampf entwickle, so sei durch die Verfassung selbst die Möglichkeit gegeben, daß Deutschland unter dem Schutze Bayerns und anderer mächtigeren Bundesstaaten und unter dem Schutze der Mächte des Auslandes seine Neutralität bewahre. Selbst endlich, wenn es in den Kampf mit fortgerissen würde, würden sich seine Fürsten wahrscheinlich zwischen beiden Kämpfenden theilen und deren Gewicht eben dadurch für Europa minder furchtbar werden. War diese Auseinandersetzung etwas Anderes als ein Eingeständniß,



daß das Föderativsystem ein System verfassungsmäßiger Anarchie sei? Hieß dies die Directorialregierung vertheidigen oder sie verspotten? Hatte derjenige ein Recht, von dem Bundesgericht als dem „letzten und nothwendigsten Schlußstein des Rechtsgebäudes in Deutschland“ zu sprechen, der sich mit so kläglichen Fundamenten für dies Gebäude zu begnügen bereit erklärte?

Dann freilich, wenn selbst ein Mann wie Humboldt kein Arg dabei hatte, an die Anarchie und die *itio in partes* als nothwendige Momente der Verfassung zu appelliren und sogar rheinbündnerische Coalitionen im Voraus in seine Rechnung mitaufzunehmen; dann freilich, wenn selbst die zwei bestgesinnten und urtheilsfähigsten Staatsmänner in so ganz entgegengesetzte Ansichten auseinandergingen: dann freilich war Einer der Humboldt'schen Gründe für das pentarchische Project unwiderleglich, — der Eine, daß es „unter den gegebenen Umständen das Einzige sei, was sich erreichen lasse.“ Wie groß immer die Mängel einer bloß föderativen Verfassung seien: — „elle seule est possible!“ Was half es nun, daß alle Prämissen zu dem richtigsten Schlusse in den beiderseitigen Denkschriften zu Tage gekommen waren? Nur unter einer starken einheitlichen Leitung kann Deutschland zu einer Verfassung gelangen, die in sich selbst die Bürgschaft der Dauer und der Macht trägt. Oesterreich darf diese Leitung nicht anvertraut werden; denn Oesterreich ist ein wesentlich undeutscher Staat, und Preußen kann sich ihm nimmer unterwerfen. Das größte Interesse an Deutschland hat Preußen. Es ist nicht, wie Oesterreich, auf das Princip des Stillstandes und der Aufklärungsfurcht gegründet. Es ist nicht, wie Oesterreich, durch seine Lage, seine Interessen, seine europäische Stellung von Deutschland ab-, sondern auf Deutschland hingewiesen. Und weiter. Die Verfassung Deutschlands muß so beschaffen sein, daß die öffentliche Meinung und der Geist der Nation sie beeinflussen kann. Sie muß endlich so beschaffen sein, daß sie Preußen nicht mit Oesterreich fortwährend compromittirt. Die Verbindung Oesterreichs mit Deutschland, sagte Stein, ist für Deutschland unerläßlich. Die Ruhe, die Sicherheit, der Machteinfluß Deutschlands, sagte Humboldt, wird allezeit auf dem einträchtigen Zusammenwirken Preußens und Oesterreichs beruhen. Die Summe aller dieser Gegebenheiten, das Wort des verwickeltesten Räthfels lag so weit nicht.

Unserer eigenen Zeit und einem Manne, dessen Genossenschaft sich die Stein und Humboldt zur Ehre gerechnet haben würden, war es vorbehalten, die Lösung in wenigen großen und klaren Zügen zu formuliren. Die einzige Form, unter der sich Deutschland seinen Interessen gemäß constituiren kann, ist der Bundesstaat ohne Oesterreich unter der einheitlichen Leitung Preußens. Die einzige Regierungsweise, bei der auch unter einem einheitlichen Haupt die öffentliche Meinung zur Geltung gelangen kann, ist die parlamentarische. Das einzige Verhältniß, durch welches, trotz der preußischen Hegemonie, trotz eines deutschen Parlaments, trotz der Ausschließung Oesterreichs aus dem Bundesstaat, Preußen und Oesterreich in Eintracht, Oesterreich und Deutschland verbunden bleiben können, ist das Verhältniß einer engen und unauflöslchen, die beiderseitigen Interessen sorgfältig berücksichtigenden Union. — Es ist nicht ausgemacht, ob eine kommende Generation die Verwirklichung dieses Gedankens sehen wird, nachdem die gegenwärtige ihn zuerst mit Begeisterung begrüßen, dann in ungeschickten und treulosen Händen verderben, endlich beschimpfen und verhöhnen gesehen hat. Die Generation des Wiener Congresses brachte den Gedanken selbst nur bruchstückweise zusammen. Keiner der rathschlagenden Staatsmänner, wenn nicht Stein in einzelnen Momenten des Unmuths, dachte an die Möglichkeit einer Ausschließung Oesterreichs. Von einer Volksvertretung beim Bunde schrieben die Journalisten, aber Humboldt sagte: bis dahin sei noch ein weiter Weg.<sup>1)</sup> An ein preußisches Kaiserthum wagte man nur so zu denken, wie man an etwas denkt, woran man verzweifelt. Stein hatte früher von Oesterreich oder Preußen gesprochen. Er formulirte gegenwärtig die Kaiseridee einfach als ein erbliches österreichisches Kaiserthum. Nur die Capodistria'sche Denkschrift stellte auch jetzt noch die Alternative der Erblichkeit und der Wählbarkeit, und sie schloß mit einem Wink für die Zukunft. Es komme darauf an, sich mit Oesterreich wegen der Annahme der Kaiserkrone zu verständigen. Weigere sich Oesterreich, so sei dies keine Sache, die sich mit Gewalt durchsetzen lasse. Genug, wenn man für jetzt das allein Passende ausspreche und begründe. Genug, wenn man sich das Recht vorbehalte, bei günstiger Gelegenheit in

1) B arnhagen, Denkwürdigkeiten, VII. 293.

Zukunft — sei es mit Oesterreich, sei es mit Preußen, darauf zurückzukommen.

Unter diesen Umständen hatte ohne Zweifel Humboldt Recht: *la fédération seule est possible*. War aber nur ein Bundessystem nach dem eigenen Urtheil und Willen der preussischen Staatsmänner möglich, so hätten sie leicht begreifen sollen, daß dieselben „gegebenen Verhältnisse“, auf die sie sich beriefen, auch nur das aller schlechteste Bundessystem möglich machten. So viel Hoch- und Freisinnigkeit neben soviel Rücksicht auf die elendeste Wirklichkeit, — das mußte wohl mit völligem Unterliegen unter der letzteren enden. Die tapferen Worte über die Nothwendigkeit, das Bedürfniß der Nation zu befriedigen, über die Unerläßlichkeit eines Bundesgerichts, einer starken Kriegsgewalt und repräsentativer Einzelverfassungen, diese Worte mußten nothwendig zu Schanden werden, wenn man doch principiell und für den Grundplan der Verfassung von dem gerade Entgegengesetzten, — nicht von dem Bedürfniß der Nation, sondern von dem Eigensinn ihrer Regierungen, nicht von dem Einheitsverlangen jener, sondern von der Zwietracht und Eifersucht dieser ausging. Es kam wie es mußte. Der innere Widerspruch in den Motiven des preussischen Entwurfs durchlöcherete denselben dergestalt, daß zuletzt kein Paragraph davon auf dem andern blieb. Diejenigen trugen den Sieg davon, die sich von Hause aus das Ziel niedrig gesteckt und sich niemals mit idealeren Anschauungen bemengt hatten. Ihr Weg war schlecht, aber er war einfach. Sie verzichteten auf das Lob, das Gute auch nur gewollt oder gemeint zu haben: sie ersparten sich den Tadel, es gewollt, aber preisgegeben zu haben. Nach unsäglichem Bemühen langten Humboldt und Hardenberg genau da an, wo Bessenberg und Metternich mit geringer Mühe die Dinge hinlenkten.

Zwar das Ereigniß, dessen Kunde Wien am 7. März erreichte, wäre wohl geeignet gewesen, die deutschen Fürsten und Staatsmänner noch einmal an das Eine zu erinnern, was Noth thue. Auch fühlte man allgemein, daß die Gefahr, mit welcher das Wiedererscheinen Napoleon's ganz Europa bedrohte, eine Beschleunigung vor Allem des deutschen Verfassungswerkes fordere. Abermals schlug Stein vor, daß man sich über die wesentlichsten Punkte vereinigen, die nähere Entwicklung den versammelten Abgeordneten des gesammten

Bundes überweisen möge. Eine neue Aufforderung, eine dem Bedürfnis der Nation entsprechende Verfassung in's Werk zu richten, erging von den kleineren Staaten, und zum letzten Mal wurde dabei die Kaiseridee zur Sprache gebracht. Für Beschleunigung war auch Preußen und sprach auch Oesterreich. Ueber Beseitigung der Kaiseridee einverstanden, erklärten sie, daß der Congreß nicht auseinandergehen solle, ehe die Grundlagen der deutschen Verfassung gelegt wären. Zu gemeinsamer Berathung wurden Ende März die Abgeordneten sämmtlicher deutscher Staaten eingeladen, und ein neuer Entwurf wurde von Preußen für diese Berathungen in Bereitschaft gehalten. Humboldt wiederum war der Verfasser dieses Entwurfes. Er begann mit demselben, für die schiefe Stellung zu büßen, die er als Vermittler der idealsten Forderungen und der schlechtesten Wirklichkeiten von allem Anfang an freiwillig eingenommen hatte. In dem undankbarsten Material arbeitend, hatte er von nun an fortwährend zwischen seiner Ueberzeugung und zwischen dem Drange der Nothwendigkeit zu laviren. Einmal angelangt auf der geneigten Ebene der Nachgiebigkeit, war er gezwungen, zwischen das Beste und das Schlechteste immer neue Mittelglieder einzuschieben und für das Mittelmäßige immer neue Formeln zu ersinnen. Seine Kunst und Betriebsamkeit im Formuliren von Nachgiebigkeiten erinnert von hier ab an das schematisirende Verfahren eines neueren preussischen Staatsmanns, der, wie tief auch sonst unter Humboldt, darin ihm gleich, daß seine theoretischen Gaben stärker als seine praktischen und daß er im Erfinden schwach, im formulirenden Zurechtmachen groß war. Wie die in immer größere Ferne zurückweichenden Nebelbilder des preussisch-deutschen Unionsprojectes unter der Hand des Herrn von Radowiz sich dennoch immer wieder fixiren und gestalten mochten, das ist uns Heutigen in gutem Gedächtniß. Nicht unähnlich war dasjenige, was dem deutschen Verfassungsproject auf dem Wiener Congreß durch Humboldt widerfuhr. Schon die vierzehn Artikel, zu denen Humboldt jetzt seinen ehemaligen Entwurf zusammengeschmolzen hatte, waren nichts als ein formulirter Rückzug, eine Transaction mit den staatenbündnerischen Anschauungen, auf welche ein von Wessenberg verfaßter österreichischer Entwurf hinauswollte. Die Münze sollte jedoch noch schlechter werden. Eine abermalige Pause, die während des Aprils in der Förderung der ganzen Angelegenheit eingetreten

war, gab zu einer neuen Redaction Zeit, und diese neue Redaction ging abermals einige Schritte näher an die Bestimmungen des Wessenberg'schen Entwurfs heran. Noch war der ursprüngliche Stempel zur Noth zu erkennen, aber das Gepräge war stumpfer, das Gewicht leichter geworden. Noch waren die unerläßlichsten Dinge stehen geblieben, aber sie waren so modificirt, daß sie keiner vernünftigen Anwendung mehr fähig blieben. Und nun war die Zeit gekommen, wo Oesterreich die durch sein Zaudern gepflegte Ermüdung und Ungebuld nutzen durfte. Nun, am 7. Mai, erklärte es, daß die Verhandlungen beginnen sollten. Eine Umarbeitung des Wessenberg'schen Entwurfs wurde als Gegenentwurf gegen den letzten Humboldt'schen übergeben. Es war neuer Stoff zu einer neuen Vermittlungsformel. Als der Monat Mai beinahe um war, nach zahlreichen Zusammenkünften, war man mit dieser Formel zu Stande. Ein Entwurf war vereinbart, in welchem, wie Stein sich ausdrückte, sehr viel von den Mediatistiren, sehr wenig vom deutschen Volke die Rede war, — ein Entwurf, in welchem die Garantie landständischer Rechte und Verfassungen auf den unbestimmten und allgemeinen Satz herabgebracht war: „es soll in allen deutschen Staaten eine landständische Verfassung bestehen.“ Und noch war man nicht am Ende. Was das bisherige Zögern noch nicht verdorben hatte, das verdarb die nunmehrige Uebereilung. Es folgten vom 26. Mai bis zum 8. Juni eine Reihe von Gesamtberathungen. Nichts versüßte den Einspruch der Bessergesinnten gegen die kahlsten und schlechtesten Bestimmungen. Wohl aber fiel noch am letzten Tage das Bundesgericht, — jenes Bundesgericht, welches die Humboldt und Hardenberg vor vier Monaten noch für den letzten und nothwendigsten Schlußstein des deutschen Rechtsgebäudes erklärt hatten! Auch sie unterzeichneten die Bundesacte. Mit ihrer Gesinnung und Ueberzeugung fanden sie sich durch zwei Papiere ab: Hardenberg durch die Verordnung vom 22. Mai über die in Preußen zu bildende Repräsentation des Volkes, Beide durch die Erklärung, mit der sie ihre Zustimmung zur Bundesacte motivirten. Sie hätten gewünscht, erklärten sie, daß dieser Urkunde eine größere Ausdehnung, Fertigkeit und Bestimmtheit wäre gegeben worden. Besser jedoch, vorläufig einen weniger vollständigen und vollkommenen Bund zu schließen, als gar keinen. Den Berathungen der Bundesversammlung in Frankfurt bleibe es frei, den Mängeln der Verfassung abzuwehren.

Nur durch diese Betrachtungen bewogen, hätten sie geglaubt, ihre Unterzeichnung nicht vorenthalten zu müssen.

So war das Ende der deutschen Angelegenheiten, so war der Ursprung des Bundestages. Am 11. Juni war die Bundesacte; zwei Tage vorher war die Schlußacte des Congresses unterzeichnet worden. Man befand sich mitten im Kriege, als die Bevollmächtigten Wien verließen. In der besten Arbeit am europäischen Friedenswerke waren sie durch die Nachricht von der Rückkehr des großen Friedensstörers überrascht worden. „Vortrefflich! das giebt Bewegung,“ hatte Humboldt bei der Botschaft ausgerufen, welche Andere mit Schrecken, noch Andere mit verrätherischen Hoffnungen erfüllte. Er versprach sich von der drohenden Aussicht auf neuen Kampf eine wirksamere Förderung der stockenden Geschäfte als von der Ruhe, welche nur allzurash die Saat der Eifersucht, der Intrigue und der Uneinigkeit in die Höhe getrieben hatte. Es war wohl Ursache zur Eile. Man hatte es mit einem raschen Manne und einem raschen Volke zu thun. Napoleon war so geschwind in der Residenz Ludwig's XVIII., wie er ehemals in den Hauptstädten von Oesterreich und Preußen erschienen war. Indem man noch beschäftigt war, die von Napoleon durcheinandergeworfenen Staaten und Throne Europa's wiederzusammenzulesen und wiederaufzubauen, war der Grundstein der neuen Ordnung, das bourbonische Frankreich, schon wieder aus den Fugen gerissen. Auf dem Friedenscongreß daher mußte man zu neuem Kriege rüsten. Eine erste Erklärung der acht Unterzeichner des Pariser Friedens gegen Napoleon trug die Spuren der Hast und Ueberraschung an der Stirn. Es folgte die Erneuerung des Bündnisses von Chaumont durch die vier Großmächte; weiterhin eine Reihe von Beitrittsverträgen mit den übrigen Staaten. Hier war es, wo sich auch für Humboldt während des März und April neue Arbeit ergeben hatte. Er war bei den Einzelverträgen mit den größeren, er war bei der Gesamtverhandlung über den Beitritt der kleineren deutschen Staaten beschäftigt worden. Er hatte bei letzterer einen nicht unbedeutenden Versuch gemacht, das Interesse Preußens und dessen dereinstige Stellung in Deutschland im Voraus zu wahren. Dies war der Sinn der Bestimmung im ersten Artikel des Vertrages, daß der Anschluß der kleinstaatlichen Truppen an die großen Armeen „nach der geographischen Lage der Staaten“ er-

folgen solle. Es galt, nach den Vortheilen, welche Oesterreich in Süddeutschland errungen hatte und die es im Begriff war, durch die deutsche Verfassung in ganz Deutschland zu erringen, die Hegemonie Preußens über den Norden zu sichern und die Mainlinie als die Grenze des österreichischen Einflusses zu fixiren. Nicht ganz drang er mit dieser Tendenz durch. Als Schutzredner für die Unabhängigkeit der kleinen Fürsten mußte er zufrieden sein, den von Gagern in Antrag gebrachten Zusatz, daß bei dem Anschluß überdies auf die speciellen Beziehungen der kleinen Staaten Rücksicht zu nehmen sei, zu dem unverfänglicheren abzustumpfen, daß außer der geographischen Lage die militärische Zweckmäßigkeit entscheiden solle.<sup>1)</sup>

Auch Humboldt's Geschäfte in Wien waren endlich beendet. Einer der Ersten, war er auch einer der Letzten auf dem Platze. Bis Mitte Juni mit Nacharbeiten des Congresses beschäftigt, verließ er mit einigen andern Nachzüglern den Congressort erst, als Blücher und Wellington bereits die Schlacht bei Belle-Alliance geschlagen hatten. Auf dem Wege nach Berlin erfuhr er die Siegesbotschaft. Dennoch hielt er nicht dafür, daß das Ende des ganzen Kampfes so nahe bevorstehe. Noch weniger rechnete er auf einen zweiten Einzug in Paris; denn nicht leicht, meinte er, wiederhole sich in der Geschichte kurz hintereinander dieselbe Wendung. Marschall Vorwärts und Gneisenau machten diese geschichtsphilosophische Reflexion zu Schanden. Während Humboldt in Berlin seinen Abschluß von Neuem vorgeschaut hatte, um in Muße, unter Wolf's Beistand, an seiner Uebersetzung zu feilen, hatte sich die Macht des rächenden Schicksals rasch an dem Manne der Vermessenheit offenbart. Die Dichtung reichte nicht an die Wirklichkeit. Eine Kunde, größer als die, welche die flammenden Feuerzeichen dem Wächter auf dem Dach der Atriden meldeten, flog durch Europa. So schnell fast als in der Tragödie die Ankunft des Agamemnon auf die Botschaft von dem Falle Troja's, so schnell folgte die Capitulation der feindlichen Hauptstadt auf die Niederlage des Kaisers bei Waterloo. Abermals mußte Humboldt seine wissenschaftliche durch die diplomatische Thätigkeit unterbrechen. Er durfte hoffen, daß dieselbe diesmal zu erfreulicheren

1) S. Gagern, a. a. O., II. 164. 165, vergl. mit Klüber II. 280, Artikel 1 des Traité d'accession.

Resultaten führen werde, als in Wien und als das erste Mal in Paris. Nur mit den Engländern hatten ja die Preußen diesmal die Arbeit und den Ruhm der Waffen zu theilen gehabt. Es schien eine leichte und glorreiche Aufgabe, den Kampfspreis mit Mäßigung zu bestimmen und mit Entschiedenheit einzufordern, welchen der Tapferkeit des preussischen Heeres selbst der Neid nicht werde verweigern dürfen. In siegesfroher Laune reiste Humboldt über Frankfurt nach Paris. In Saarbrücken vereinigte er sich mit Hardenberg und dem übrigen preussischen Diplomatenpersonal; seine Gegenwart trug nicht wenig dazu bei, die Heiterkeit und Zuversicht der Gesellschaft zu vermehren.<sup>1)</sup>

Bald jedoch und vollständig sollte er enttäuscht werden. Weit entfernt, daß der wunderbar rasche und glückliche Erfolg der verbündeten Waffen den Siegern, so kam er vielmehr dem besiegten Theile zu Statten. Die Gefahr, welche noch einmal Europa bedroht hatte, schien, nachdem sie durch einen einzigen Schlag war beseitigt worden, um so gewisser niemals wiederkehren zu können. Im Momente des Sieges war das Band zerrissen, welches die vielfach auseinandergehenden Interessen der gegen das Napoleonische Frankreich verbündeten Mächte zusammengehalten hatte. Aeltere Beziehungen und natürlichere Wahlverwandtschaften drängten sich hervor, sobald der unnatürliche Zwang, den Napoleon auf den Welttheil geübt hatte, sobald die Besorgniß vor einem übermächtigen Frankreich verschwunden war. Schon auf dem Wiener Congreß war dies hervorgetreten; es mußte noch viel mehr hervortreten, seit in Folge dieses Congresses die europäischen Staaten sich neu geordnet und den Schwerpunkt ihrer eigenthümlichen Interessen wiedergefunden hatten. Nicht mehr die Erinnerung an die nächste Vergangenheit, sondern die Berechnung des nun folgenden Zustandes und Entwürfe der Zukunft lenkten die Politik der Monarchen und Staatsmänner. In dieser Berechnung und in diesen Entwürfen spielte die Sicherung gegen erneute Eroberungspläne Frankreichs nur für Deutschland und vor Allem für Preußen eine Rolle. Am allerwenigsten lag eine Schwächung Frankreichs im Interesse Rußlands. Von dem Einfluß, welchen Stein durch Kaiser Alexander auf Rußland ausgeübt hatte, mußte es sich losmachen, um zu den alten Traditionen seiner Politik, zu dem Testamente Peter's

1) Barnhagen, Denkwürdigkeiten, VII. 142 ff.



des Großen zurückzuführen. Es durfte die Früchte seiner Befrei- und Beschützerrolle nicht dadurch wieder preisgeben, daß es die deutschen Staaten von dem Bedürfniß seines Schutzes für die Zukunft befreite. Es konnte nicht wünschen, daß Deutschland und Preußen stark und selbständig würde, und es konnte am wenigsten wünschen, daß dies auf Kosten Frankreichs geschähe. In der Seele Alexander's hatte ein Gedanke Platz gegriffen, der seine ganze Einbildungskraft in Flammen setzte und den Capodistria mit dem ganzen verschwiegene Eifer nährte, dessen die Vaterlandsliebe bei den Angehörigen einer unter dem Joche der Knechtschaft seufzenden Nation fähig ist. In Paris träumte Alexander von Byzanz, und seit Jahren brütete Capodistria über dem Project der Befreiung Griechenlands. Nur in Frankreich konnte man für dies byzantinisch-griechische Project einen Bundesgenossen hoffen, um den von England und Oesterreich zu besorgenden Widerstand in Schach zu halten. Den Schwachen zu beschützen, den Unterliegenden wiederaufzurichten lag im Vortheil, und es war ebenso im Geschmacke des ritterlichen Kaisers. Es kitzelte seine Eitelkeit und es förderte seine Zwecke, den Großmüthigen zu spielen. Von den Franzosen in jeder Weise umschmeichelt; berathen von Capodistria, der auf die Befreiung seiner Landsleute, und von Pozzo di Borgo, der auf ein französisches Portefeuille speculirte: — so war Alexander der Erste, der auf die Seite der Besiegten trat und sich jeder Beeinträchtigung Frankreichs widersetzte.

Es war seltsamer und unnatürlicher, daß dieselben Grundsätze der Schonung von Wellington und Castlereagh getheilt wurden. Denn die Politik Wellington's war nicht identisch mit den Interessen Englands, und sie lief hart gegen die öffentliche Meinung des Landes. Englisch freilich waren die Ansichten des edlen Herzogs dennoch. Eine englische Anschauung war es, sich nicht für die Erringung von Vortheilen zu erhitzen, die, sofern sie in Landabtretungen bestünden, dem Insellande doch nicht zu Gute kommen könnten. Ein Calkül ebenso des insularen Egoismus war es, daß man jedes Arrangement vermeiden müsse, welches England auf's Neue in einen Continentalkrieg verwickeln könnte. So waren Wellington's staatsmännische Ansichten. Andre Gründe gehörten dem Feldherrn an; noch andre hatten ihre Quelle in seiner persönlich engen Verbindung mit Fouché und Talleyrand. Seine Ansichten aber waren die Ansichten Castle-

reagh's. Höchstens Gründe wie der, daß in der Politik Sicherheit auf sieben oder zehn Jahre das Maximum sei, wofür menschliche Vorsicht sorgen könne, waren diesem eigenthümlich. Vollkommen abhängig von Wellington, war Seine Lordschaft froh, in der Zustimmung Frankreichs zu dem Verbot des Negerhandels einen Talisman zu besitzen, der ihn gegen den Unwillen des Parlaments schützen werde. Nichts versingen dem gegenüber die Verdienste, welche sich Preußen auf dem Schlachtfelde um die Engländer erworben hatte. Gerade von seinen Kampfgenossen sah sich Preußen am schönsten verlassen und durchkreuzt.

Es sah sich angewiesen auf die Unterstützung Oesterreichs, der Niederlande und der deutschen Mittelstaaten. Allein die Unterstützung der Letzteren konnte nur bei der weisesten Benützung von Einfluß werden. Die Niederlande hätten nur dann ein stärkeres Gewicht in die Waagschale werfen können, wenn sie im Stande gewesen wären, Englands Stimme für sich zu gewinnen. Die Unterstützung Oesterreichs endlich war die unzuverlässigste von der Welt; denn es war die eines vereilungsfüchtigen Intriguanten und die eines übelwollenden Nebenbuhlers. Genöthigt, mit solchen Verbündeten zu handeln, hätte Preußen nach allen vorausgegangenen Erfahrungen seine Forderungen bei Zeiten formuliren, es hätte seine Bedingungen vor dem Kampfe stellen sollen. Statt dessen hatte man eine Erklärung und einen Allianzvertrag unterzeichnet, die jetzt als Waffen gegen Preußen gebraucht werden konnten. Andre Fehler wurden in Paris begangen. Zur Ehre Humboldt's jedoch muß es gesagt werden, daß er nur in geringem Maasse auch für diese verantwortlich ist. Von Neuem gab er Beweise seiner erstauulichen Arbeitskraft. Hardenberg war anfangs durch ernstliches Unwohlsein von den Geschäften entfernt gehalten. So sehr daher mußte ihn der zweite Bevollmächtigte übertragen, daß derselbe später selbst erkrankte. Selten, außer in den Mußestunden der Tischzeit, wurde Humboldt sichtbar. Bei Tag und bei Nacht schrieb er stundenlang in einem Zuge fort, und dann wieder in kleinsten Abschnitten zahlreicher Unterbrechungen: — „immer in gleicher Klarheit, Schärfe und Sicherheit.“<sup>1)</sup> Es war dies das geringste seiner Verdienste. Er hat auf das größere

1) Barmhagen, a. a. D., S. 200 und 221.

Anspruch, daß er überall beflissen war, die Fehler Andrex zu verbessern oder unschädlich zu machen. Kein Andrex war preußischer und in einem besseren Sinne preußisch. Kein Andrex vertrat das einzig Vernünftige mit größerem Eifer und zugleich mit größerer Würde und Mäßigung. Niemals, mit Einem Worte, entfalteten sich die diplomatischen Talente und der staatsmännische Charakter des Mannes in glänzenderer und tadelloserer Weise.

Nicht wenig zunächst schadete den Preußen in Paris das barschmilitairische Auftreten Blücher's und Sneyenau's. Es schadete doppelt, je mehr es gegen die galante Ritterlichkeit Alexander's und gegen das gentlemanartige Benehmen des englischen Feldherrn abfiel. Einen vollendeteren Gegensatz jedoch konnte es nicht geben, als den martialischen Blücher und den feingebildeten Humboldt. Charakteristisch ist die Scene, die uns aus der ersten Zeit des Pariser Aufenthalts ein Augenzeuge geschildert hat.<sup>1)</sup> Humboldt und andre Mitglieder der preußischen Diplomatie saßen an der Tafel des Gasthofs Rocher de Cancalle, als Blücher und Sneyenau in den Saal traten. Kaum hatten die Angekommenen Platz genommen, so machte der alte Handegen seinem Herzen Luft. Er schalt und schimpfte gegen die Bourbonen, gegen den Grafen Münster, gegen Abwesende und Anwesende. Auch an Humboldt richtete er seine verbindlichen Aeußerungen: es wäre besser gewesen, wenn er und alle Diplomaten noch weggeblieben wären; sie würden sicher Alles wieder verderben. Die Ehre der Feder und des Wortes stand gegen die Ehre des Schwertes auf dem Spiel. Und sie ward von Humboldt nicht im Stich gelassen. „Ungleichartigere Streitkräfte“ — sagt Barmhagen — „konnte man nicht gegeneinandergestellt sehn. Ob die Keule oder der Stoßbegen die bessere Waffe sei, blieb unbestimmt. Aber soviel war klar: Humboldt stand nicht im Nachtheil, und als man sich etwas näher verständigt hatte, stieß man zusammen auf guten Erfolg und auf beste Eintracht an.“ Man war in der That in der Hauptsache einig. In Einem Punkte unterstützte die Humboldt'sche Diplomatie mit Nachdruck die zugreifende Derbheit Blücher's. Wie Blücher der Erste gewesen war, der bei der Capitulation von Paris auf der Rückgabe der von den Franzosen geraubten Kunst- und Lite-

1) Barmhagen, a. a. O., S. 170.

raturschätze bestanden hatte, so verwandte auch Humboldt allen seinen Einfluß, daß den Räubern nichts geschenkt werde, was man ein Recht habe zurückzufordern. Vor Allem seinen Bemühungen, bei Franzosen und Italiänern, verdankt es die Heidelberger Bibliothek, daß sie von Neuem in den Besitz des werthvollsten Theils jener literarischen Schätze gelangte, die im dreißigjährigen Kriege nach Rom entführt und von denen Einiges dann in den Revolutionskriegen nach Paris gewandert war.<sup>1)</sup> Es fehlte übrigens nicht an Gelegenheiten, wo der Diplomat dem Soldaten Widerpart halten mußte wie im Gasthof Rocher de Cancale. Er suchte zu versöhnen, wo das Auftreten Blücher's verletzt hatte.<sup>2)</sup> Er suchte zu biegen, was jener brechen wollte. Nicht seine Schuld war es, wenn man schließlich die Macht preussischer Bildung und Intelligenz nicht bequemer fand als das rauhe Gebahren des preussischen Soldatenthums.

Nicht blos jedoch neben Blücher, auch neben Hardenberg erscheint Humboldt als der Ein- und Umsichtigere. Wie Preußen in Wien bei den Verhandlungen über die deutsche Verfassung versäumt hatte, sich von Hause aus durch die Zuziehung der kleineren Staaten eine Hülfe und ein Gegengewicht gegen Oesterreich, Bayern und Württemberg zu schaffen, so duldete man jetzt in Paris, den Allianzbestimmungen zum Troß, daß abermals die Staaten zweiten und dritten Ranges von den Friedensverhandlungen ausgeschlossen wurden. Mit Recht drangen diese Staaten auf Zulassung. Sie wurden in einer, auch von den preussischen Bevollmächtigten unterzeichneten Note beschieden, daß es sich für jetzt — am 10. August — nur um vorbereitende und einleitende Discussionen handle. Die Wahrheit ist, daß es sich um diejenigen Discussionen handelte, welche die eigentlich entscheidenden sein mußten, und daß die Stimme Bayerns, Württembergs und Hannovers wenig helfen konnte, wenn erst Preußen in den „*délibérations préalables*“ von den drei Großmächten überstimmt war. Es ist Grund zu glauben, daß dies Humboldt vollkommen begriff. An preussischem Großmachtsdünkel zum mindesten

1) Das Nähere bei Wilken, Geschichte der Bildung, Veranbung und Vernichtung der alten Heidelbergschen Bücherammlungen.

2) Gager n, der zweite Pariser Frieden, I. 140 ff.

Saym, W. v. Humboldt.

war er nicht krank. Drei Wochen später konnte er, Gagern gegenüber, von dem Groß-Allianz- und Vier-Mächte-System nicht genug Uebles sagen, sprach er auf's Ausfälligste gegen die Unzuverlässigkeit, Anmaaßung und Ungerechtigkeit der Viere. Er hatte dem niederländischen Gesandten schon früher Beweise von dieser Gesinnung gegeben, Beweise dafür, daß er die Freundschaft der Niederlande nach ihrem ganzen Werthe für Preußen zu schätzen wisse. Eine Reihe von Mißverständnissen hatte preußischerseits eine starke Verstimmung gegen die niederländische Regierung zuwegegebracht. Nur zu sehr ließ Hardenberg den Gesandten dieser Regierung seine Empfindlichkeit merken. Humboldt trat als Versöhner und Vermittler ein. Von dem ersten Augenblick an ließ er es sich angelegen sein, das Entgegenkommen Gagern's zu erwidern und das Verhältniß auf einen Ton zu stimmen, in welchen die Noth freilich bald genug auch den Staatskanzler einstimmen machte.<sup>1)</sup>

Auf den Staatskanzler, in der That, fallen noch größere Vorwürfe. Zu früh vielleicht — wir entlehnen die Formel der Anklagen von Gervinus<sup>2)</sup> — ging er mit zu starken Forderungen vor, die er doch nachher den Muth und die Macht nicht hatte, aufrecht zu erhalten. Er hätte in Rücksicht auf die gegen Preußen herrschende Mißgunst weniger für Preußen, mehr für Deutschland fordern sollen. Nicht auf Humboldt jedoch treffen diese Vorwürfe zu. Wenn irgend wer, so war er für das maäßvollste Auftreten. Wenn irgend wer, so besaß er den „großen vaterländischen Sinn,“ das Interesse Deutschlands voranzustellen, und in diesem den Vortheil Preußens zu erblicken. „Preußen,“ so sagte er wenige Tage nach seiner Ankunft in Paris zu Gagern, „wird wenig zu wünschen haben. Aber Sie müssen stärker sein, — mehr Festungen und mehr Land haben. Suchen Sie nur davon die Engländer zu überzeugen.“<sup>3)</sup> Dies war anfangs und dies war weiterhin seine Gesinnung. Als das einzige Bruchstück der unermesslichen Thätigkeit des Mannes aus der Zeit der Pariser Verhandlungen liegt uns die Denkschrift vor, in der er zu Anfang August seine Ansicht über die von Frankreich zu fordernden

1) Gagern, der zweite Pariser Frieden, passim.

2) Gervinus, Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, I. 246.

3) Gagern, S. 111, und Gagern an Stein, bei Perz, IV. 481.

Entschädigungen und Gewährleistungen entwickelte.<sup>1)</sup> Sachgemäßer, patriotischer, taktvoller und freier selbst von dem Schein egoistischer Exigenzen kann nichts sein. Die Denkschrift betrifft den Kern der Fragen, um die sich Alles herumbewegte. Unmittelbar führt sie uns in den Gesamtverlauf der Verhandlungen ein.

In ganz abstracter Weise, wie er selbst sagt, hatte Capodistria nach den ersten Conferenzen der vier Mächte, mit einem wunderbaren Actenstücke die Erörterung über die Hauptpunkte der Friedensfrage eröffnet. Selbst nach den Aenderungen, welche die Hand des Kaisers an diesem Aufsatz anzubringen für gut befanden, hatte derselbe mehr den Anschein einer französischen als einer russischen Denkschrift. Der Verfasser deducirte aus den beim Beginn des Krieges von den Verbündeten unterzeichneten Erklärungen, daß Schonung und Versöhnung Frankreich's das Ende des Krieges sein müsse. Der Beweggrund zum Kriege sei die Aufrechterhaltung des Pariser Friedens und der neuen in Wien gestifteten europäischen Ordnung gewesen. Mit dieser Absicht würde jede Verletzung des französischen Gebiets in Widerspruch stehen. Die Verbündeten hätten Ludwig XVIII. während der Gewaltherrschaft Bonaparte's anerkannt. Ihre Pflicht sei daher die Befestigung seines Thrones; man schmälere sein Ansehen, man erschüttere diesen Thron, wenn man ihn zu demüthigenden Zugeständnissen zwingt. Es gelte die Ruhe und Sicherheit Europa's. Dieselbe könne durch sachliche oder durch sittliche Garantien befestigt werden. Die letztere Art der Gewährleistung schliesse jedoch thatsächlich die erstere mit ein. Sobald nämlich nur Ludwig XVIII. im Einverständniß mit den Verbündeten den französischen Staat so umbilde, daß dadurch die Revolution geschlossen erscheine, so werde die Aussicht, daß jede neue Erschütterung der Verfassung die Heere der Verbündeten wieder auf den Boden von Frankreich führe, der beste Zügel der Leidenschaften, das sicherste Mittel zur Erhaltung von Ruhe, Ordnung und Frieden sein. Also keine Beschädigung des französischen Gebiets. Es genüge, wenn

1) Mémoire devant servir de réfutation à celui du Comte de Capo d'Istria. G. W. VII. 279 ff., nach Schumann, Geschichte des zweiten Pariser Friedens, Anhang S. XXVII. ff. Es ist jedoch versäumt worden, den Abdruck in den G. W. nach dem correcteren Texte zu verbessern, welcher Perz vorlag; vergl. in dessen Leben Stein's IV. 600, Anmerk. 27. u. 28.

man Frankreich so lange kriegerisch besetzt halte, bis man sich von der Festigkeit der neu einzuführenden Verfassung überzeugt halten dürfe. Eine Kriegsteuer, ferner, könne natürlich dem Besiegten nicht erspart werden: allein sie sei mäßig, und schon jetzt fasse man die Gewährung einer künftigen Erleichterung in's Auge. Ueber das Alles endlich verständige man sich mit der französischen Regierung so rasch wie freundschaftlich. Denn es sei ein Irrthum, daß man sich in einem feindlichen und eroberten Lande befinde. Nicht mit einem Feinde, sondern mit einem Verbündeten schließe man Frieden.

Dieser russisch-französischen Logik gegenüber, welche alsbald durch eine Talleyrand'sche Note unterstützt, von Wellington und Castlereagh approbirt ward, blieb den deutschen Mächten die Aufgabe, die Grundsätze des gesunden Menschenverstandes und die wahren Interessen, nicht blos Deutschlands, sondern Europa's zu verfechten. Es geschah mit vollendeter Ueberlegenheit durch die Humboldt'sche Denkschrift.

Bernichtet wird in dieser Denkschrift zunächst die Grundvoraussetzung der gegnerischen Behauptungen. Falsch, so wird ausgeführt, ist die Schlußfolgerung aus den Erklärungen der Allirten vom 13. und 25. März und vom 12. Mai. Denn fortwährend hat sich mit den Ereignissen die Stellung der Mächte gegen Frankreich geändert. Schon am 25. März stand man anders zu Frankreich und zu Ludwig XVIII., als am 13. März. Noch später, — und die Verbündung nahm ganz entschieden den Charakter eines Bundes gegen Frankreich für die eigne Sicherheit der Mächte an. Und nun der Krieg, die Entscheidungsschlacht, der Einzug in Paris. „Man müßte alle Begriffe umkehren und willkürlich die Bedeutung der Worte verändern, wenn man leugnen wollte, daß Frankreich jetzt der Feind der Verbündeten war, und daß der besiegte Theil ihre Eroberung ward.“ Ludwig XVIII. hatte nichts zum Erfolge beigetragen. Vergeblich vollends der Versuch, das französische Volk von aller Schuld und allem Unrecht freizusprechen; der Volkswille setzte Napoleon von Neuem auf den Thron; eine nationale Armee schlug sich für ihn bei Waterloo; es wäre den Verbündeten thatsächlich unmöglich gewesen, die Nation von dem Usurpator zu trennen. Die Einnahme von Paris freilich änderte abermals den Stand der Dinge. Allmählig, es ist wahr, stellte sich nunmehr die Situation wieder her, wie sie vor der

Krisis gewesen. Mit einem zwiefachen, unermesslichen Unterschied nichtsdestoweniger. Im Rücken liegt eine gewaltige Erfahrung: die Erfahrung von der Unsicherheit und Haltungslosigkeit des bourbonischen Thrones, die Erfahrung, wie viel feindlicher Zündstoff noch immer in Frankreich aufgehäuft ist. Erkauft ist diese Erfahrung durch schwere Opfer. Gegen die offenbar gewordne Gefahr gilt es, Garantien; für die gebrachten Opfer gilt es, Entschädigungen zu fordern. Und zweitens. Ist die königliche Autorität darum schon befestigt, weil sich äußerlich Frankreich von Neuem derselben unterworfen hat? Wenn aber nicht, ist es dann jetzt schon möglich, den König und Frankreich als eine und dieselbe Macht anzusehn? So, ohne Widerrede, ist der historische Verlauf und die factische Lage der Dinge. Das letzte Motiv aber des Krieges war die Sicherheit Europa's. Es folgt, daß die Verbündeten das unbestreitbare Recht haben, Alles, was sie für diese Sicherheit nöthig erachten, ohne jede andre Rücksicht, von Frankreich und dessen Regierung zu fordern. Es folgt, da sie ganz allein haben beginnen und endigen müssen, daß auch sie ganz allein zu beurtheilen haben, was nothwendig ist, um ihnen ähnliche Opfer in Zukunft zu ersparen. Es folgt unmittelbar, daß sie auch Gebietsabtretungen zu fordern das Recht haben. Das Recht. Denn gesetzt auch, man könnte ohne Weiteres auf die mehrerwähnten Proclamationen zurückgehn: weder der Vertrag vom 25. März noch die Erklärungen vom 13. März und 12. Mai enthalten eine directe Verheißung, die Grenzen Frankreichs nicht anzutasten. Selbst die Verpflichtung, den Pariser Frieden aufrechtzuerhalten, hat nicht diesen Sinn. Es ist klar, daß man sich dadurch nicht, Frankreich gegenüber, die Hände binden wollte; unter sich vielmehr wollten sich die Allirten verpflichten, nicht zu dulden, daß der Pariser Friede gegen sie geändert würde. Ganz gewiß freilich, daß der gegenwärtige Krieg kein Eroberungskrieg ist; aber ist die Eroberung darum weniger eine Thatfache? Und bedient man sich etwa, wenn man statt Land Geld fordert, des Eroberungsrechtes nicht? Wenn man kein Recht hat, das Gebiet Frankreichs anzugreifen, nach welchem Recht soll Frankreich Opfer bringen, um dies sein Gebiet zu behalten?

Verhält es sich aber so mit der Rechtsfrage, so ist weiter nach Gründen der Zweckmäßigkeit zu entscheiden, welcher Art die zu fordernden Gewährleistungen und Entschädigungen sein müssen. Zwei



Wege bieten sich dar. Man kann sich gegen neue Gefahr sichern, wenn man Frankreich im Innern beruhigt, wenn man die Revolution schließt. Man kann sich sichern, wenn man durch vorübergehende oder durch dauernde Mittel das Machtverhältniß Frankreichs zu den Nachbarstaaten dergestalt ändert, daß es deren Rechte zu verletzen außer Stande ist. Sehr schön, ohne Zweifel, ist der Versuch, das Erstere zu thun. Eine gesunde Politik jedoch muß sich stets vorzugsweise an das halten, was zu thun ganz in ihrer Macht steht. Es steht in der Macht der Verbündeten, eine den Umständen angemessene Vertheilung der Vertheidigungs- und Angriffskräfte herzustellen. Es steht nicht in ihrer Macht, Frankreich im Innern zu beruhigen, die Leidenschaften zu beschwichtigen, alle Interessen an die Erhaltung der legitimen Autorität zu knüpfen. Schwer ist es, die öffentliche Meinung in Frankreich zu beurtheilen, schwerer, einen unmittelbaren Einfluß auf dieselbe auszuüben. Ja, selbst das Recht einer solchen Einmischung ist zweifelhafter als das, vollständig für die eigne Sicherheit zu sorgen. Durch sich selbst muß sich fortan die französische Regierung halten. Denn die Revolution war die Folge einer schwachen Regierung: schwerlich würde sie enden, wenn fremde Mächte Frankreich bevormunden. Nur der andre Weg mithin, nur das Mittel einer Aenderung des gegenseitigen Machtverhältnisses der Staaten bleibt übrig. Von allen Methoden aber, die dazu führen, besteht die einfachste darin, daß man den Nachbarstaaten Frankreichs eine gesicherte Grenze verschafft, indem man ihnen als Vertheidigungsmittel die Festungen giebt, deren Frankreich sich, so lange es sie besitzt, als Stützpunkte zum Angriff bedient hat. Es ist dadurch keine wesentliche Abänderung der Wiener Congreßacte bedingt; wohl aber entspricht es dem Geiste dieser Urkunde, die Unabhängigkeit Deutschlands und der Niederlande nicht beeinträchtigen zu lassen. Belgien würde einige wichtige Punkte gewinnen. Für Deutschland würde dadurch ein Abfinden zwischen Oesterreich und Bayern erleichtert, wie es die Wiener Verträge offen gelassen haben. „Preußen gewönne genug, wenn es seine Nachbarn in dieser Weise sich verstärken sähe, um sich seinerseits auf ganz wenige Forderungen zu beschränken, welche lediglich die Vervollständigung seines eignen Vertheidigungssystems zum Zweck hätten.“ Dies sind die natürlichen, die durch die Sache selbst gebotenen, die gefahrlosen Mittel, Frank-

reich zu schwächen. Denn nicht etwa erst seit Napoleon oder seit der Revolution richtet sich Frankreich angreifend gegen Belgien und Deutschland. Deutschland andrerseits ist ein wesentlich friedliches Land. Deutschland endlich hat noch immer am meisten ungerechte Eroberungen zurückzufordern. Unmöglich dagegen oder selbst ungerecht sind alle anderen in Vorschlag gebrachten Mittel, Frankreich zu schwächen. Unzweckmäßig ganz besonders der Vorschlag, Frankreich kriegerisch besetzt zu halten, um sich dadurch des inneren Zustandes des Landes zu vergewissern, und zugleich eine starke Contribution einzutreiben, welche dann die Nachbarstaaten Frankreich's zur Errichtung neuer Grenzfestungen zu verwenden hätten. Es heißt das, die Rückkehr eines wahren Friedenszustandes auf eine unbestimmte Reihe von Jahren hinauschieben. Es heißt das, die Begriffe von Sicherheitsleistung und Entschädigung verwechseln. Es heißt, eine offenbare Ungleichheit unter den Verbündeten schaffen, da auf diese Weise die Frankreich benachbarten Staaten allein belastet würden. Abtretung von Land fern und Pläzen wird verschmerzt; nichts dagegen, was für ein stolzes Volk kränkender wäre als die verlängerte Anwesenheit ausländischer Truppen. Es ist eine Kränkung, welche von Allen und welche täglich empfunden wird, eine Kränkung, welche man natürlich die Regierung wird entgelten lassen. Was aber die Hauptsache ist: das vorgeschlagene Mittel leistet gar die Gewähr nicht, die es soll. Es verstärkt die Nachbarstaaten zu wenig; es läßt den Franzosen die Hauptangriffsmittel; es reizt und erbittert sie auf's Aeußerste. Und klar ist also nach alle dem, welches Verfahren sowohl dem Interesse der Verbündeten, wie dem des französischen Königthums am meisten entspricht: eine Landabtretung zum Behuf der Verstärkung der niederländischen, deutschen und schweizerischen Grenzen als Garantie, und eine Contributionszahlung als Entschädigung. In Einem Punkte endlich hat die Capodistria'sche Denkschrift unbestreitbar Recht: es ist dringend nöthig, sich unverzüglich über die Garantien wie über die Entschädigungen zu verständigen, mit der französischen Regierung darüber zu verhandeln und einen Vertrag zwischen Frankreich und den Verbündeten zu Stande zu bringen.

So ungefähr der Gang und Inhalt einer Denkschrift, die wir uns nur mit Mühe enthalten haben, noch vollständiger und wörtlicher

wiederzugeben. Denn in alle Zukunft würden wir unserem eigenen Urtheil mißtrauen, wenn wir glauben müßten, daß uns biographische Parteilichkeit von dem Werth dieses Aussages übertrieben urtheilen lasse. Wir halten dafür, daß derselbe das glänzendste diplomatische Actenstück ist, welches während der Verhandlungen des zweiten Pariser Friedens überhaupt zum Vorschein gekommen ist. Auf's Einleuchtendste ist darin nachgewiesen, daß der preußische Standpunkt der deutsche und der deutsche Standpunkt der europäische war. Alles, was im Allgemeinen für diesen Standpunkt geltend gemacht werden konnte, ist darin beisammen. Vorher und nachher hatten die Metternich, Stein und Gagern den Humboldt'schen Ausführungen nichts hinzuzufügen. Die Denkschriften von Knessebeck und Boyen gingen tiefer auf den militairischen Gesichtspunkt ein; sie konnten im Uebrigen nur wiederholen, was schon einmal und was vortrefflich gesagt worden war. Die Denkschrift von Hardenberg hatte das Verdienst, die Abtretungsforderungen bestimmter zu formuliren; eben hier versah sie es durch ein unzeitiges Zuviel; sie war im Uebrigen nur ein übel geordneter Auszug aus der Denkschrift von Humboldt. Und wie hätte es anders sein können? Aus Gerechtigkeit, Mäßigkeit und gesunder Vernunft war die letztere zusammengesetzt. So wenig für das Richtige und Sachgemäße, wie gegen das Verkehrte und Unzweckmäßige war etwas zu sagen übrig gelassen. Konnte gegen die Wichtigkeit der Thatfachen oder gegen deren Deutung etwas aufgebracht werden? Konnte von irgend einem Verständigen die Gesundheit der Grundsätze geleugnet werden, auf welche die Frage von der inneren Beruhigung Frankreichs oder die Frage von der äußeren Sicherheit Europas zurückgebracht war? War noch irgend ein Argument in der russischen Denkschrift, das nicht durchlöchert, noch irgend ein Sophisma, das nicht zerstört gewesen wäre? War es möglich, sie vollständiger zu widerlegen, oder vielmehr, ist jemals ein diplomatisches Papier schonungsloser zerlegt, zerknittert und unter die Füße getreten worden?

In der That: Einen Vorzug hat diese Arbeit, durch den sie sich vor allen sonstigen diplomatischen Arbeiten Humboldt's auszeichnet. Sie alle, soweit wir sie kennen, tragen den Stempel seines hochgebildeten Geistes und seines feinen Kopfes. Sie alle zeigen den Mann von unnahbarem Verstande, den in den Formen der Sprache

wie in denen der Logik Bewanderten. Sie alle sind Muster politischen Tactes und diplomatischer Etikette. Allein zuweilen hat die Beschaffenheit der Aufgabe den Scharfsinn des Mannes zur Spitzfindigkeit verleitet. Zuweilen erscheint die Vernunft zu so feinen Fäden ausgesponnen, daß sie sophistisch wird. Zuweilen wird, wie Barnhagen sich ausdrückt, der Gegenstand dergestalt umstrickt, daß man zuletzt, statt der Sache, nur das umhergelegte Netz hat. Zuweilen endlich und häufig ist die Form so glatt und kalt, daß man durch allen Aufwand von Verstandeskunst den Abstand hindurchfühlt, der zwischen dem politischen Thema und dem tieferen Gemüthsinteresse des Schreibenden besteht. Aber diese Denkschrift, allein von allen, ist von diesen Fehlern vollkommen frei. Kein Satz in ihr ist blos vom Verstande gemacht: jedes Wort ist von lebendiger Ueberzeugung dictirt. Sie dreht sich nicht herum um die Sache; sie redet nicht hin und her an den Dingen; sie steuert gerades Weges zum Ziel; sie sagt ganz und ohne Umstand die Wahrheit. Sie ist im überzeugtesten, einschneidendsten und bestimmtesten Tone gehalten. Sie sagt nicht blos, was zu sagen ist, wahr und klar, sondern sie sagt es warm und sagt es mit Eifer. Der Verfasser ist dabei gewesen — eine solche Sprache lügt nicht — mit seinem Kopf wie mit seinem Herzen. Ueber der Ungerechtigkeit, mit welcher man im Begriff stand, Preußen und Deutschland zu behandeln, ist sein Patriotismus, und über der elenden Sophistik der Russen, Franzosen und Engländer ist seine Vernunft, — die kälteste Vernunft, die es gab, in Flammen gesetzt worden.

Es war wohl Ursache, warm und eifrig; es sollte bald Ursache geben, bitter und heftig zu werden. Gegen den hartnäckigen Unverstand der Engländer, gegen den durch die Schmeichelnkünste der Franzosen bestrickten Willen Alexander's war nicht durchzudringen. Vergebens, daß sich Baden für die preussisch-österreichischen Anträge erklärte; vergebens, daß der Kronprinz von Württemberg auf den Kaiser von Rußland einzuwirken suchte. Umsonst die Bemühungen Münster's und Gagern's; umsonst, daß Stein von Hardenberg zu Hülfe gerufen wurde. Preußen und Oesterreich standen allein. Bald stand Preußen auch von Oesterreich verlassen. Vortrefflich hatte anfangs Metternich Humboldt secundirt. Er zuerst hatte auf's Ueberzeugendste ausgeführt, wie Frankreich seit Ludwig XIV. mit Con-

sequenz darauf ausgegangen sei, auf Kosten der Nachbarn ein Befestigungs- und Vertheidigungssystem von wesentlich aggressivem Charakter an seinen Grenzen herzurichten, hatte mit Nachdruck hervorgehoben, daß dieses Angriffs- und Festungssystem nicht sowohl Napoleonisch und revolutionär als vielmehr im Zusammenhang mit den Tendenzen des französischen Königthums sei. Er war in der allgemeinen Forderung, daß Frankreich jene Angriffspunkte verlieren müsse, mit den preussischen Bevollmächtigten durchaus einig. Es fehlte leider viel, daß man ebenso über die besonderen Forderungen sich geeinigt hätte; es fehlte noch mehr, daß auf Metternich irgend ein Verlaß gewesen wäre. Der schlaue Minister sah nicht sobald, daß Rußland und England entschlossen seien, Frankreich zu schützen, als er sich über den Verlust des mäßigen Gewinns, den Oesterreich erlangen könnte, mit der viel größeren Benachtheiligung tröstete, welche dem durch den Ruhm seiner Siege schon allzu hoch gestiegenen Preußen bevorstand. Er begann, nach einem Mittelweg zu suchen, das ein wenig von den temporären Garantien, die die Einen, und ein wenig von den dauernden Garantien enthielte, die die Andern von Frankreich verlangten. Oesterreichisch hatte er anfangs für Deutschland gesprochen, österreichischer formulirte er jetzt das Ziel seiner Politik dahin, daß Preußen mit Frankreich „compromittirt“ werden müsse. So standen die Dinge im Anfang September; Hardenberg war Schritt für Schritt zum Nachgeben gebrängt; er bereitete sich zu einer letzten Widerlegung, einem letzten Protest und einem letzten kleinlauten Vorschlag. Um diese Zeit war es, daß Gagern Humboldt in einer Aufregung sah, die an dem kühlen und maassvollen Manne doppelt auffallen mußte. Er war krank von dem Uebermaass der Arbeit, kränker vor Unwillen über den Triumph, welchen Egoismus und Unverstand über die gerechteste Sache davontragen sollte. Aber diese Wallungen des Unmuths, dünkt uns, stehen ihm gut. Niemals war seine Gesinnung und sein Urtheil gesünder. Castlereagh, der hohlst und unselbständigste der Diplomaten, war schon in Wien mit seinem Lieblingsausdruck: *features* ein Gegenstand des Spottes für Humboldt gewesen; Clancarty beklagte sich jetzt über die kühlen Mienen und Worte des preussischen Ministers. Und doch war Humboldt auf diese Zwei noch besser zu sprechen als auf Wellington. Ohne Rückhalt kritisirte er gegen Gagern die

Methode des Herzogs, seinen leichten, soldatischen Ton, wenn es sich darum handle, auf Gründe und diplomatische Noten zu antworten. Zu noch größerem Erstaunen Gagern's schonte er selbst Metternich nicht; er sprach von dem falschen, zweideutigen und gewundenen Charakter des Mannes, den doch alle Welt für seinen genauen Freund und Vertrauten hielt. Er ging noch weiter. Im Vorgefühl des Ausgangs, welchen die Dinge zu nehmen drohten, ergoß er seinen Unmuth über das ganze Allianz-System und über jene Solidarität der vier Großmächte, bei welcher Preußen sich und die Interessen Deutschlands zum Opfer brachte.<sup>1)</sup>

Mit welchen Anwandlungen sarkastischer Laune wird er in dieser Stimmung die Nachricht von dem Abschluß einer noch thörichteren und kindischeren Allianz vernommen haben, zu der Kaiser Alexander den Kaiser von Oesterreich und den König von Preußen in dem Momente beredete, wo es mehr als je offenbar geworden war, daß Empfindsamkeit und Vertrauenseligkeit in der Politik nichts sind gegen die Macht der Interessen und gegen das Recht des Stärkeren! Es war eine Erfindung, durchaus würdig einer Romanschriftstellerin, die jetzt in Politik und Religion Geschäfte machte, auch aus der Politik einen Roman und aus dem Christenthum eine Intrigue zu machen. Würde nicht Humboldt die ganze Schärfe seines Scepticismus und die ganze Energie seines männlichen Verstandes, würde er nicht eine volle Ladung des bittersten Spottes verwandt haben, um das Project der „heiligen“ Allianz zu vereiteln, wenn er frühzeitig genug davon unterrichtet gewesen wäre? Es wird erzählt, und es scheint uns vollkommen glaubhaft, daß sich Kaiser Alexander von Friedrich Wilhelm ausdrücklich ausbedungen habe, Humboldt von dem Plane dieser Allianz nicht eher etwas zu sagen, als bis sie abgeschlossen sei.<sup>2)</sup>

So kam ohne ihn die christliche Allianz und trotz ihm der Pariser Friede zu Stande. Frankreich wurde auf die Grenzen von 1790 reducirt; aber diese Abtretungen waren weit entfernt, es zu künftigen Angriffen unfähig zu machen, Deutschland und Preußen zu sichern oder nach Verhältniß der gebrachten Opfer zu entschädigen.

1) Gagern, der zweite Pariser Frieden, I. 218.

2) Schlesier II. 313: „nach handschriftlicher Mittheilung von guter Hand.“

Man suchte diese Sicherheit und diese Entschädigung durch eine Kriegsschatzung und eine temporäre Besatzung zu ergänzen, und auch in Beziehung auf diese Punkte, wußte Richelieu, der Minister, welcher durch Kaiser Alexander's Einfluß der Nachfolger Talleyrand's geworden war, noch wesentliche Erleichterungen zu erhandeln. Mit mehr als Resignation blickte der Staatskanzler auf dies kümmerliche Resultat. Humboldt suchte, wie er schon öfter gethan, in der mühevollsten und pflichttreuesten Thätigkeit eine Zuflucht vor der Mißstimmung, mit der ihn das Scheitern seiner Entwürfe und die Niederlage seiner Ansichten erfüllte. Wieder wie in Wien wurde er mit herangezogen, um die Redaction des Hauptfriedensvertrages überwachen zu helfen. Noch bis in den November dauerten die Conferenzen der Bevollmächtigten, bis endlich am 20. des Monats der förmliche Abschluß erfolgte. Es gab auch außer diesen Conferenzen noch reichliche Arbeit. Von Humboldt insbesondere wurden die Arbeiten des Comité's geleitet, welches die Normen festzusetzen hatte, nach denen die mannigfaltigen durch den Pariser Frieden bedingten Entschädigungen zu regeln seien. Er war es, der dann in Separatconferenzen über diese Dinge mit den Franzosen zu unterhandeln hatte.

Am 25. November endlich verließ Humboldt Paris. Denn obgleich er als Gesandter dorthin zurückgehen bestimmt war, so sollte er doch zunächst in Frankfurt zu einem Geschäft verwandt werden, das mit den Friedensarbeiten des letzten Jahres im engsten Zusammenhang stand. Noch waren eine Reihe von Gebiets-, von Austausch- und Entschädigungsfragen in Deutschland unerledigt. Eine besondere Commission ward niedergesetzt, diese Verhältnisse zu ordnen. Wessenberg von österreichischer, Humboldt von preussischer Seite hatten vorzugsweise die einschlagenden Verhandlungen zu führen, — Verhandlungen, welche ihrer Natur nach verwickelt und zeitraubend waren. Erst im Januar 1817 ging die Commission auseinander, ohne doch ihre Aufgabe vollständig gelöst zu haben. Mit Heiterkeit bestand Humboldt die Geduldsprobe, welche diese Geschäfte auferlegten, mit der Ruhe des Stoikers fand er sich in die endlose damit verbundene Schreiberarbeit. Wohl möglich, daß oft die Umständlichkeit der Sache durch die zähe Genauigkeit und durch den kalten Gleichmuth des Unterhändlers noch vermehrt wurde. Wohl möglich, daß er sich zuweilen zu unrechter Stunde für die Trockenheit seiner Arbeit durch

jenen beißenden Witz entschädigte, welcher der Schrecken aller Bedanten und Strohköpfe war. Mit etwas mehr praktischer Angreifbarkeit wäre vielleicht manche Verstimmung zu vermeiden, mancher üble Wille leichter zu brechen gewesen. So urtheilte wenigstens die Ungebuld des Ober-Präsidenten von Vincke, als die von Humboldt verhandelte Uebergabe des Herzogthums Westfalen an Preußen von der Hessischen Regierung bis in den Sommer 1816 verzögert wurde.<sup>1)</sup> Allein schwerlich war der ehrliche Westfale in seiner Ungebuld vollkommen unparteiisch. Er sprach, auf Hörensagen hin, von dem Unwesen, welches Humboldt angerichtet habe; er gab ihm Schuld, daß er es dahin bringe, Preußen vollends mit allen deutschen Fürsten zu entzweien. Das Zeugniß Gagern's wiegt das Vincke'sche wohl auf. Mit vollkommener Befriedigung spricht der niederländische Gesandte von der Unterhandlung, die er über Luxemburg mit Humboldt zu führen hatte und die durch Vertrag vom 8. November 1816 ihren Abschluß erreichte.

Die Genauigkeit und Strenge, die Kühle und Schärfe des preussischen Diplomaten, den Kleineren gegenüber oft unangebracht, erwies sich um dieselbe Zeit dem gefährlichsten Rivalen Preußens gegenüber äußerst zweckmäßig. Schon am 1. November 1815 hatte der auf dem Wiener Congreß geschaffene Bundestag zusammentreten sollen. Man stand im Sommer 1816: noch immer war der Bundestag nicht eröffnet; noch immer war nicht einmal das Wirrsal der deutschen Gebietsverhältnisse geordnet. Hardenberg inzwischen hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben, die in Wien übereilten deutschen Angelegenheiten in Frankfurt zu einer für Deutschland und Preußen günstigeren Gestaltung zu führen. Er behielt den Gedanken im Auge, auf welchem sein ursprünglicher mit Stein verabredeter Verfassungsentwurf gebaut gewesen war, — den Gedanken einer zwischen Preußen und Oesterreich gleichgetheilten Leitung der Bundesversammlung. Ehe diese Versammlung eröffnet würde, sollte Oesterreich das Zugeständniß dieser Gleichstellung durch einen Vertrag abgedrungen werden, für welchen alsdann die Beistimmung der übrigen Bundesglieder nicht ausbleiben könne. Mit dem Entwurf eines derartigen Vertrages erschien der zum Bundestagsgesandten ernannte Geheime

1) Bodelschwingh, Leben Vincke's I. 615. 616.



Rath von Hänlein in Frankfurt. Jedoch auf's Neue sollte der Staatskanzler die Frucht jener Sorglosigkeit ernten, welcher noch jedesmal im entscheidenden Augenblick die gerechten Ansprüche Preußens zum Opfer gefallen waren; auf's Neue sollte er erfahren, was mündliche Zusagen im Munde von Männern bedeuten, denen die Sorge für Oesterreichs Interessen ein höheres Gesetz als das Gesetz des Worthaltens ist. Hänlein scheiterte vollständig. Graf Buol-Schauenstein, der österreichische Bundestagsgesandte, war längst von den preussischen Absichten unterrichtet; er kannte die Hauptpunkte des Entwurfes; er hatte sie mehreren von den übrigen Bundestagsgesandten mitgetheilt, und es hatte ihn wenig Mühe gekostet, dieselben gegen einen Plan einzunehmen, der die eingebildete kleinstaatliche Selbständigkeit mit der Gefahr einer Doppelherrschaft der Mächtigsten bedrohte. Seine Weigerung, sich auf eine Unterhandlung ohne Zuziehung der übrigen Gesandten einzulassen, die Aufregung und das Geschrei der Letzteren bewogen den Staatskanzler, die Sache fallen zu lassen. Mit jener glattwortigen Nachgiebigkeit, die ihm nachgerade geläufig geworden war, verzichtete er auf die äußere Gleichstellung Preußens mit Oesterreich. Er proclamirte das vollkommenste Einverständniß beider Mächte als zweifellose Thatsache und als unerläßliche Bedingung alles Erfolges. Er rief den Gesandten zurück. An seiner Stelle ward der frühere Minister des Auswärtigen, Graf Goltz, zum Vertreter Preußens beim Bundestage bestimmt. Allein Goltz war an sofortigem Eintreffen verhindert. Es war eine sich von selbst darbietende Auskunft, daß Humboldt einstweilen seine Stelle zu vertreten beauftragt wurde.

Die Zeit, wo Humboldt den Frankfurter Posten gern übernommen hätte, war vorüber. Aus denselben Gründen wie Stein würde er schon jetzt die dauernde Uebnahme desselben abgelehnt haben. Er war so gut wie Stein von der Unvollkommenheit der neuen Bundeseinrichtung überzeugt; er fühlte, und er sprach es aus, daß diejenigen, die den Anfang des jetzigen Bundestages sähen, den Anfang des verheißenen nicht erleben würden.<sup>1)</sup> Allein er hatte bei der Unterzeichnung der Bundesacte sein Wort dafür eingesetzt, daß der Versuch gemacht werden müsse, den Mängeln

1) Barmhagen, Denkwürdigkeiten. VII. 293.

derselben in der Bundesversammlung selbst abzuwenden, und seine Ehre war dabei theilhaftig, die Niederlage, welche die preussische Politik nur eben von der österreichischen erlitten hatte, wieder gutzumachen. Er that sein Bestes. In sieben vertraulichen Conferenzen wurden vom 1. October an die vorläufigen Einrichtungen des Bundestages besprochen. Von der größten Wichtigkeit dabei war die Geschäftsordnung. Durch sie konnte Preußen bis auf einen gewissen Grad wiedergewinnen, was es sich bis dahin in seiner Stellung gegen Oesterreich vergeben hatte. In diesem Sinn faßte Humboldt den Entwurf dazu ab, und wußte denselben gegen die Einwendungen Buol's aufrechtzuerhalten. Buol erfuhr, mit wem er es zu thun habe. Gegen den an Geist und Charakter ihm weit überlegenen Diplomaten fand er es unmöglich, jenes System der Intrigue und der geheimen Gegenwirkung fortzusetzen, welches er so erfolgreich gegen dessen Vorgänger in Anwendung gebracht hatte. Humboldt machte mit Geschick und Energie das ganze Uebergewicht seiner Persönlichkeit geltend. Noch immer gab es einen Weg, den Grundfäden Anerkennung zu verschaffen, von denen mit Recht auch der Staatskanzler ausgegangen war. Diesen Weg schlug Humboldt ein. Auf Schritt und Tritt, selbst bei der Eröffnung der von Wien eingehenden Depeschen, überwachte er seinen österreichischen Collegen. Mit Entschiedenheit erklärte er demselben, daß Oesterreich und Preußen zusammengehen müßten, wenn aus dem Bundestage etwas werden sollte; er verlange daher, daß Graf Buol sich über jede Maßregel mit ihm vorher berathe und dann erst das gemeinschaftlich Beschlossene an die Versammlung bringe; weigere er sich dessen, so werde er von dem Grundsatz der Gleichheit aller Bundestagsgesandten den nöthigen Gebrauch machen und die österreichische Präsidial-Geschäftsführung auf's Strengste bewachen und angreifen.<sup>1)</sup> Es blieb Buol nichts übrig als sich zu fügen und auf den vorgeschlagenen Weg einzugehn. Man gelangte auf diesem Wege Anfang November zur wirklichen Eröffnung des Bundestages. Auch dabei noch sollte sich der Einfluß von Humboldt's gebietendem Geiste fühlbar machen. Graf Goltz war am 3. November endlich angekommen, allein, in Folge eines Unfalls, der ihn unterwegs betroffen, noch nicht im Stande, seine Functionen an-

1) Berk V. 92 ff.

zutreten. Es war daher Humboldt vergönnt, in der Eröffnungssitzung am 5. noch einmal im Namen seiner Regierung die Ansichten auszusprechen, die er über Zweck und Aufgabe eines deutschen Bundes in seiner Note vom 10. Februar 1815 niedergelegt hatte. Der Präsidialgesandte hatte nicht umhin gekonnt, in einem ähnlichen Sinne vor ihm zu sprechen. Die Auspicien daher, unter denen die Versammlung in Turn- und Taxis'schen Pallaste ihre Arbeiten begann, waren die besten. Den Pomp eines feierlichen Gottesdienstes und gewisse „anregende“ Toaste an der Festtafel des österreichischen Gesandten hatte Humboldt zu verhindern gewußt. Er fand ohne Zweifel, daß wenig Grund sei, zum Beginn eines überaus unvollkommenen Einigungswerkes die alte religiöse Zwietracht der Nation zur Ausstellung und in Erinnerung zu bringen, und er dachte ohne Zweifel über anregende Toaste ein gut Theil verständiger als Friedrich Schlegel und Dorothea Mendelssohn.<sup>1)</sup> Dem verständigen und verheißenden Anfange jedoch entsprach der weitere Fortgang keinesweges. Bereits in der ersten Geschäftssitzung, am 11. November, erschien Goltz auf seinem Posten, und Goltz war demselben in keiner Weise gewachsen. Mit dem Augenblick, in welchem Humboldt zurücktrat, war die Aussicht verschwunden, daß Preußens liberalere Politik den hemmenden Einflüssen der österreichischen das Gegengewicht halten werde. Jene Aera begann, in welcher die Saat der Reaction in immer dichteren und volleren Trieben sich entwickelte. Frankfurt wurde zu einer Commandite von Wien. Einen Moment lang hatte die Nation mit zweifelnder Hoffnung nach der alten Kaiserstadt geblickt. Nur wenige Jahre, und die Institution, welche das öffentliche Recht, die Macht und die Einheit Deutschlands befestigen sollte, war in namenlose Verachtung gesunken. Im Munde des Volkes war der Bundestag ein Spott: er war ein Gegenstand des Unwillens und der Verzweiflung für jeden Vaterlandsfreund geworden.

Und schon mehrten sich auch die Symptome, welche verriethen, daß in Preußen selbst der Geist, welcher den Aufschwung der Befreiungskriege hervorgerufen und durch die davongetragenen Erfolge in der Nation genährt worden war, in harter Bedrängniß sei. Dieselben Gefinnungen und Bestrebungen, die man in der Zeit der

1) Dorothea Schlegel an Rahel, bei Dorow, Denkschriften und Briefe IV. 122.

Gefahr benutzt hatte, fing man in der Zeit des wiedererrungenen Friedens zu beargwöhnen und zu fürchten an. Es erfolgte das Verbot des von Görres redigirten Rheinischen Merkurs, des Hauptorgans der liberalen, auf die Gewährung der verheißenen Verfassung hindrängenden Partei. Es erfolgte die Ordensverleihung an Schmalz für das Verdienst, das erste Pasquill auf die nationale Begeisterung der letzten Jahre geschrieben zu haben. Während Schmähung und Verdächtigung einen Anspruch auf Belohnung zu begründen schien, wurden patriotische Hingebung, Freimuth und langjährige Dienste mit Zurücksetzung belohnt. Ein neuer Maasstab für die Vertheilung von Gunst und Ungunst machte sich in der Besetzung der höchsten Stellen im Heere und in der Verwaltung bemerklich. Sneyenau glaubte es seiner Ehre schuldig zu sein, seine Entlassung zu fordern: der Oberpräsident Sack erlangte mit Mühe Genugthuung für die kränkendste und rücksichtslosste Behandlung. Diese Dinge geschahen unter dem Namen und der Autorität eines Mannes, dessen ganze Vergangenheit eine Bürgschaft für liberale Maasregeln schien, dessen Worte noch immer nach lauter Freisinnigkeit und lauter gutem Willen klangen. Es war augenscheinlich, daß Hardenberg nicht mehr konnte, wie er wollte, und daß er so nicht wollte, wie er gefollt hätte.

Humboldt war noch nicht lange in Frankfurt, als er dies an sich selbst erfahren hatte. Zum zweiten Mal hatte Hardenberg Alexander von Humboldt, der ja ohnehin durch seine wissenschaftlichen Arbeiten an Paris gebunden war, das Anerbieten gemacht, für seinen Bruder einzutreten. Er sollte für diesen in Paris fungiren, bis dessen Frankfurter Geschäfte ihm selbst die Uebernahme des Gesandtschaftspostens gestatteten. Zum zweiten Mal hatte Alexander abgelehnt; seine Liebe zur Wissenschaft überwog seine Liebhaberei für Politik. Ein anderer und schlechterer Ersatzmann war daher aussündig gemacht worden. Die Vertretung Preußens bei der französischen Regierung, der für jetzt ohne allen Vergleich wichtigste auswärtige Posten, war interimistisch dem unfähigen Grafen Goltz, bisherigen Gesandten in München, übertragen worden. Seine Unfähigkeit war eine Empfehlung für ihn in den Augen des französischen Ministeriums. Richelieu, der von Rußland begünstigte Nachfolger Talleyrand's, hatte nicht sobald erkannt, mit wem er es zu thun habe, als er mit Hardenberg wegen der dauernden Besetzung der Stelle durch Goltz

in Unterhandlung getreten war. Dieselben Gründe, welche mit so viel Erfolg gegen die preussischen Friedensbedingungen geltend gemacht worden waren, wurden jetzt gegen denjenigen vorgebracht, der in der Ansicht des französischen Cabinets neben den Blücher und Gneisenau rangirte. Die Sendung Humboldt's würde eine kränkende Erinnerung an den demüthigenden Frieden in sich schließen, der unter seiner Mitwirkung abgeschlossen worden, seine Gegenwart würde in den Augen der Nation ein fortdauernder Vorwurf für die Regierung sein, die man stärken und stützen zu wollen erklärt habe. Hardenberg, voll Rücksicht überdies für die Wünsche des russischen Cabinets, ließ diesen Vorstellungen ein williges Gehör. Die eben eintretende Erledigung des Londoner Gesandtenpostens gab ihm ein Mittel an die Hand, sich mit seinem an Humboldt ertheilten Versprechen abzufinden. So wenig dieser mit Hardenberg's Nachgiebigkeit einverstanden war, so wenig schmerzte ihn persönlich der Verzicht auf Paris. Er selbst war es, der sich statt dessen nunmehr den Londoner Posten erbat<sup>1)</sup>.

In der That, er konnte wohl zufrieden sein, einer Mission überhoben zu werden, die bei dem erklärten Widerwillen der französischen Regierung gegen seine Person nicht einladend und bei der Unsicherheit der Restaurationszustände in Frankreich voll schwerer Verantwortlichkeit war. Wäre nur die Nachgiebigkeit gegen Richelieu nicht zugleich ein Zeichen von der Haltlosigkeit des politischen Systems des Staatskanzlers gewesen! Hätte sich dessen Gesinnung nur nicht auch darin verrathen, daß er die Gesandtschaftsstelle am Bundestage nur dann erst Humboldt angetragen hatte, als man einen Lückenbüßer brauchte und als sie bereits aufgehört hatte, wünschenswerth zu sein! Nur um so wichtiger indeß, wenn Humboldt noch vor seiner Uebersiedelung nach London Zeit blieb, seinen Einfluß allererst in Berlin selbst geltend zu machen. Die Aufforderung dazu war zugleich mit der Bewilligung des Londoner Postens an ihn ergangen. Er sollte zu den wichtigen Berathungen zugezogen werden, die über die Finanzverfassung des Königreichs und über die Constitutionsfrage demnächst in Berlin bevorstanden. Sichtlich befand sich der Staatskanzler in einer Klemme zwischen entgegengesetzten Parteeinflüssen

1) An Caroline Wolzogen, Nachlaß II. 29.

und Meinungsströmungen. Es konnte scheinen, als ob er ernstlich Willens sei, sein bedrängtes Ansehen durch die Hülfe seines ehemaligen diplomatischen Genossen zu verstärken, und dieser war vollkommen bereit, den liberalen Absichten Hardenberg's gegen die Umtriebe der reactionären Partei jede Unterstützung zu leihen, die in seinen Kräften stünde.

Im Januar 1817 reiste demgemäß Humboldt mit den Seinigen, mit denen er seit dem letzten halben Jahre in Frankfurt auf's Glücklichste zusammengelebt hatte,<sup>1)</sup> über Weimar, wo Göthe besucht ward, und über Burgörner, wo andre alte Erinnerungen aufzufrischen waren, nach der Hauptstadt. Im Februar langte er daselbst an. Belohnungen und Auszeichnungen warteten seiner. Reichlich waren schon früher seine diplomatischen Verdienste ihm durch die Gunst seines Königs und durch eine Menge von Orden bezahlt worden, unter denen das eiserne Kreuz zweiter und erster Klasse die ehrendsten waren. Er erhielt jetzt in der Herrschaft Ottmachau im Fürstenthum Neisse auch die schon früher ihm zugesagte Dotation angewiesen, nachdem er sich dieselbe auf einer eigens zu diesem Zweck nach Schlesien angetretenen Reise selbst ausgewählt hatte. Durch Cabinetsordre vom 20. März wurde der Staatsrath gegründet. Es war eine neue Auszeichnung für Humboldt, daß durch dieselbe Cabinetsordre auch er unter die Mitglieder dieses Collegiums aufgenommen wurde.

Die Ehre freilich dieser Ernennung war so zweifelhaft wie der Werth der ganzen Institution. Ein buntes Gemisch von Namen fand sich in der Liste der Ernannten beisammen. Es war klar daß sich der Staatskanzler, der dem Collegium präsidiren sollte, mit Freunden wie mit Feinden hatte abfinden wollen. Nur sehr von Weitem und mittelst eines allzu umständlichen Apparates waren dadurch Reformen in der Verwaltung in Aussicht gestellt. Es sollte ein Schritt nach der verheißenen Verfassung hin sein, allein Stein hatte Recht, wenn er einen solchen Gesetzgebungskörper für ein hors d'oeuvre neben der Verfassung erklärte: derselbe konnte ebenso ein

1) An Wolf d. d. 10. August 1816, G. W. V. 297. An Caroline Wolzogen, Nachlaß II. 22. Vergl. Schlesier, II. 326 ff. und was daselbst aus Zelter's und Kappel's Briefen mitgetheilt wird.

Mittel zur Umgehung und Vereitelung der Verfassung werden. Nichts destoweniger war es gerathen, die gebotene Gelegenheit zu benutzen, um auf die Regierungsmaaßregeln einzuwirken. Es war hohe Zeit dazu. Die Anzeichen der beginnenden Reaction waren in der Nähe erschreckender als in der Ferne. Alle Befürchtungen, welche Humboldt mitgebracht hatte, sollten sich ihm an Ort und Stelle mehr als bestätigen. Er fand, daß die Macht und das Ansehen des Fürsten Staatskanzler auf's Außerste erschüttert sei. Die Männer, welchen von je her die Stein-Hardenberg'sche Politik ein Mergerniß gewesen war, und welche sich seit dem Frühjahr 1813 zu einer Oppositionspartei gegen den Kanzler verbündet hatten, begannen seit der Beendigung des Krieges mit immer zunehmendem Erfolge den König nach ihrem Willen zu lenken und den Minister zu durchkreuzen. Alle diejenigen, welche über ehemalige Zurücksetzung grollten, die durch die Hardenberg'sche Gesetzgebung in ihren Interessen verletzten Junker, hornirte Militärs und fanatische Anhänger des Alten, — sie Alle, denen zum Troß Preußen sich erhoben, gesiegt und sich befreit hatte, bildeten, unterstützt von österreichischem und russischem Einfluß, eine geschlossene Phalanx gegen das neue Preußen und gegen das politische System, wie es einst durch das Stein'sche Testament und wie es noch jüngst durch die Verordnung vom Mai 1815 war bezeichnet worden. Eine Coterie regierte in und neben dem Ministerium; die regelmäßige Leitung der Geschäfte wurde durch eine organisirte Cabale den Händen des Staatskanzlers von Tag zu Tag mehr entwunden. Diese Hände selbst waren schwach und zitternd geworden. Hardenberg — es muß gesagt werden — war nichts mehr als ein eitler und gebrechlicher alter Mann. Von den Eigenschaften, die ihn einst, in der Zeit der nothgedrungenen Allianz mit Frankreich, zu dem geeignetsten Lenker preussischer Politik gemacht hatten, war ihm nichts als die glatte Freundlichkeit des Diplomaten und die gewandte Liebenswürdigkeit des Weltmanns geblieben. Von dem wagenden Willen, den er einst gegen das rebellische Junkerthum eingesetzt hatte, war jede Spur bis auf den Entschluß verschwunden, die Ehre und die Einkünfte seiner Stelle um keinen Preis fahren zu lassen. An dieser Schwäche, welche mit Fehlern einer schlimmeren und verächtlicheren Art zusammenhing, hielten ihn die Wittgenstein und Schuckmann, die Bülow und

rottum in der Gewalt. Ein Slave seiner Eitelkeit und seiner durch das Alter weder zu Verstand noch zum Schaamgefühl gekommenen Sinnlichkeit, war er der Slave sowohl derer, die ihm schmeichelten, wie derer, die ihm drohten. Zwischen grundsatzlosem Liberalismus und grundsatzlosen Concessionen an die Reaction schwankend, träge und gedankenlos stand er am Ruder eines Staates, welches der kräftigsten Leitung niemals mehr als jetzt bedurft hätte. Seine Umgebungen waren die schlechtesten; die Minister, die ihm zur Seite standen, waren allgemein verachtet. Alle Verwaltungsgeschäfte lagen in der heillosesten Verwirrung. Unordnung und Willkür herrschte insbesondere in dem Finanzdepartement des Ministers von Bülow. Und zu dem Allen das Schlimmste! Schon fingen die Bestgefinnten an, an der Möglichkeit einer Heilung der Zustände zu verzweifeln. Die Erschlaffung, welche in den oberen Regionen herrschte, fing an, sich auch der öffentlichen Stimmung zu bemächtigen. Selbst den Muthigsten versagte der Muth und die Lust, gegen das Unwesen zu reden und zu wirken, und selbst ein so kräftiger Mann wie Schön wußte keinen andern Rath zu geben, als den, „dem Zufall und den Schicksalen das Weitere zu überlassen.“

Aber so war nicht die Ansicht und die Gesinnung Wilhelm's von Humboldt. Er hatte sich kaum mit eigenen Augen von der Heillosigkeit der Zustände und von dem Verfall des Staatskanzlers überzeugt, als er seinen Entschluß gefaßt hatte. Niemand, der die früheren Verdienste Hardenberg's neidloser anerkannt hätte, Niemand, der ihm ein treuerer und bescheidnerer Gehülfe gewesen wäre. An ihm hatte die vom Glück begünstigte Klugheit des Staatskanzlers in der auswärtigen Leitung des Staates während der Jahre 1811 und 1812 einen warmen Lobredner gefunden. Er hatte nicht zu denen gehört, welche die heilsame Thätigkeit desselben in der gleichzeitigen Reform des Innern um der einzelnen Fehlgriffe willen, die mit unterliefen, verkannten oder befehdeten. Im Jahre 1813 hatte er sich in der vollkommensten Harmonie mit den Ansichten Hardenberg's befunden und auf kein höheres Lob für sich selbst Anspruch gemacht, als daß er so gut gesinnt sei wie jener. Hardenberg zur Seite und im engsten collegialischen Bunde mit ihm, hatte er seitdem, während der ganzen Dauer des Krieges und auf drei großen Congressen, die Interessen Preußens vertreten. Nicht immer zwar hatten



es die andern Diplomaten leicht gefunden, den Grad der Uebereinstimmung zu erkennen, der zwischen den Ansichten des einen und des andern preussischen Gesandten bestehe. Ueber Manches, wie sich von selbst versteht, waren ihre Meinungen auseinandergegangen, und nicht immer hatte Humboldt seine abweichende Ueberzeugung zurückgehalten. Er hatte die Fahrlässigkeit des Staatskanzlers nicht gut heißen können, und er war nahe daran gewesen, mit Bitterkeit von seiner Nachgiebigkeit zu sprechen. Es war dennoch zu keinem Bruch zwischen ihnen gekommen. Bei dem kalten und ruhigen Temperament des Einen, bei dem leichten und versöhnlichen Sinn des Andern war ohne Mühe jeder Streit vermieden, jede Differenz zugebedt worden. In allem Wesentlichen, soweit es sich um Ansichten handelte, war man in der That einig gewesen. Die Abweichung hatte in der Regel erst da begonnen, wo es sich um die letzte praktische Entscheidung handelte. Immer jedoch hatte es auch hier einen mächtigen Grund gegeben, Einigkeit zu zeigen. Die Vertreter Preussens standen meist allein gegen die verbündete Opposition der übrigen Mächte. Um irgend etwas zu erreichen, war die erste Bedingung, daß man nicht Verschiedenes und auf verschiedenem Wege erstrebte. Diese Rücksicht fiel jetzt weg. Die Scene hatte sich völlig geändert. Die Schwäche des Staatskanzlers hatte denselben zum Werkzeug in den Händen einer Partei gemacht, die gegen ihn selbst, gegen seine eigenen besseren Ueberzeugungen und Absichten, gegen die wahren Interessen des Staates anging. Wenn es noch möglich war, ihn den unwürdigen Fesseln zu entreißen, in denen sein Wille gefangen ging, so war es dadurch, daß man offen und scharf den Maaßregeln entgegentrat, denen er die Sanction seines Namens lieh. Auf alle Fälle ging die Pflicht für das Vaterland über die Pflicht der Freundschaft und über die Rücksichten der Collegialität. Auf die Gefahr hin, mit dem Staatskanzler zu brechen und in noch höheren Regionen Anstoß zu geben, ergriff Humboldt seine Partie. Er zuerst, während alle Uebrigen schwiegen und resignirten, pflanzte gegen die beginnende Reaction die Fahne der Opposition auf und trug sie mitten in das Lager des Feindes.

Gleichzeitig mit der feierlichen Eröffnung des Staatsrathes am 20. März bestimmten zwei Cabinetsordren die Bildung und Zusammensetzung eines zwiefachen Ausschusses aus dessen Mitte. Der

Eine sollte sich mit der Entwerfung der verheißenen Verfassung, der andere mit der Prüfung eines von dem Finanzminister entworfenen neuen Steuergesetzes beschäftigen. Humboldt war zum Mitglied beider Ausschüsse ernannt. Aber der Verfassungsausschuß gab ihm für jetzt wenig zu thun. Eine einzige Sitzung wurde abgehalten. Nur der Anfang des Anfangs wurde gemacht. Auf den Antrag des Staatskanzlers verschrift man zur Wahl von Commissarien, welche über die in den einzelnen Landestheilen bestehenden oder untergegangenen Verfassungen an Ort und Stelle Nachrichten einziehen, mit Eingefessenen der Provinzen über die ganze Angelegenheit verhandeln und so für die nächstjährigen Sitzungen das Material zu weiteren Beratungen vorbereiten sollten.

Eine regere Thätigkeit entwickelte der Finanzausschuß. Humboldt hatte in diesem den Vorsitz zu führen, und er führte ihn mit der ihm eigenen Ruhe und Klarheit. Kaum jemals war Ruhe und Klarheit nöthiger gewesen. Die Commission sollte die Vorlage des Ministers begutachten; sie sollte, im Falle der Mißbilligung, mit eigenen Vorschlägen hervortreten. Der Finanzbericht und der Steuergesetzentwurf des Herrn von Bülow war, wie sich von einem Manne erwarten ließ, dessen Leichtsinn noch größer als seine Unfähigkeit war und dessen Verwaltungsgrundsätze den Zuschnitt derjenigen hatten, die in dem Cabinet des weiland Königs von Westfalen gegolten hatten. Heftige Debatten fanden daher in der Commission Statt. Heftigere sollten im Plenum des Staatsraths Statt finden. Der Ausschuß hatte sich in seiner Mehrheit gegen den ministeriellen Entwurf erklärt und sich über die Grundzüge eines zeitgemäßerem und richtigeren Steuersystems vereinigt. Humboldt vor Allem führte neben dem Berichterstatter in der Staatsrathssitzung vom 2. Juli das Wort. Schonungslos stellte er die Blößen des lägenhaft glänzenden Rapports auf, den der Minister über die preussische Finanzlage entworfen hatte. Mit sachkundigem Scharfsinn kritisirte er die Gesetzesvorlage. Lange war so nicht gesprochen worden; ein so kühnes und offnes Auftreten gegen die Ansichten der Regierung war neu und überraschend. Es wurde stürmisch in dem kleinen Parlament. Die Ministeriellen thaten ihre Schuldigkeit; sie eilten dem Bedrängten zu Hülfe und suchten den Entwurf zu retten. Aber nun erst zeigte sich die ganze Stärke des Angreifers. In einer

glänzenden Replik, im fließendsten und lichtvollsten Vortrag, antwortete Humboldt jedem Einzelnen und auf jeden einzelnen Einwurf. Der Staatsrath wurde bald nach diesen Vorgängen vertagt. Es kam nicht zur Feststellung eines anderen Regierungssystems: aber das Bülow'sche Project war unrettbar verloren. Bülow ward noch in demselben Jahre zum Aufgeben seines Departements vermocht und mit einem unbedeutenden, eigens für ihn gestifteten Portefeuille des Handels abgefunden. Allein nicht ihn bloß hatte der Schlag getroffen. Die ganze Verwaltung des Staatskanzlers hatte eine schwere Niederlage erlitten, und der Staatskanzler fühlte sie scharf. Man sprach davon, daß er zurücktreten und daß Humboldt ihn ersetzen würde. Das Gerücht war falsch, aber es bezeichnete die Stimmung des Publicums. Die Scenen im Staatsrath waren nicht verschwiegen geblieben. Man hatte gehört, wie alte Freunde und Gesinnungsgenossen in Gegensatz getreten waren. Es war nur Eine Stimme der Bewunderung über die Beredsamkeit, die Geistesgegenwart und die Sachkenntniß, welche Humboldt bei dieser Gelegenheit an den Tag gelegt habe. Er war zu einem populären Mann und zum Haupt der Opposition geworden. Voll Scheu und Besorgniß blickte Hardenberg auf den gefährlichen Rivalen, welchen die Wünsche und Hoffnungen des Publicums voreilig zu seinem Nachfolger machten.<sup>1)</sup>

Das Mittel, sich des Gefürchteten zu entledigen, lag in dessen Bestimmung für die Londoner Gesandtenstelle bereit. Das Verfahren Hardenberg's jedoch war von charakteristischer Heimlichkeit und Involuntät. Der Staatsrath hatte seine Sitzungen für dies Jahr beendet. Noch im Juli hatte Humboldt seine schlesische Reise angetreten. Der Staatskanzler war nach Karlsbad gegangen. Hier war es, wo er Anfang August von Humboldt aufgesucht wurde. Es schien, als ob nichts zwischen den beiden Staatsmännern vorgefallen wäre, und Hardenberg nahm die Miene an, als ob ihm nichts angelegener wäre, als ein fortgesetztes collegialisches Zusammenwirken. Er hatte beschlossen, die neuerworbenen preussischen Besitzungen am Rhein zu

1) Für die Darstellung der Vorgänge im Staatsrath standen uns leider keine anderen Quellen zu Gebote als die von Schlesier benutzten. Diesen sind wir daher im Obigen gefolgt.

bereisen. In Frankfurt am Main, so ward verabredet, sollte Humboldt ihn erwarten, um sodann gemeinschaftlich mit ihm die neuen Landestheile zu organisiren. Kaum jedoch war Humboldt in Frankfurt angekommen, als er durch eine Botschaft des Staatskanzlers benachrichtigt wurde, daß dieser, bedenklicher erkrankt, vorerst zu einer weiteren Kur nach Pyrmont abgegangen sei; er selbst möge sich so bald wie möglich auf seinen Londoner Posten begeben, woselbst seine Anwesenheit dringend sei. Was die Absicht dieser Weisung sei, konnte Humboldt nicht entgehen. Es war klar, daß seine Anwesenheit in Preußen dringender sei als in England. Es war klar, daß er durch seine Entfernung vom Vaterlande seinen persönlichen Einfluß auf den Gang der Dinge für's Erste aufgab. Er beschloß demungeachtet, zu gehorchen. Er war nicht lüstern nach politischen Kämpfen und persönlichen Conflicten, und er war nicht bekümmert um einen Einfluß, den auf die ephemere Stimmung des Publicums zu bauen seiner ganzen Gesinnung zuwiderlief. Seine Absicht war, zu gehen, aber so bald wie möglich zurückzukehren.

Am 13. September verließ er Frankfurt.<sup>1)</sup> Er machte unterwegs in Brüssel seine Aufwartung und traf Anfang October in Begleitung des Freiherrn von Bülow, seines Legationssecretärs und Verlobten seiner Tochter Gabriele, in London ein. Er wurde in England mit allen Zeichen der Achtung aufgenommen, von dem Prinz-Regenten mit freundschaftlicher Vertraulichkeit behandelt. Allein seine Geschäfte waren Null.<sup>2)</sup> Sein ganzer Aufenthalt in London war wenig mehr als ein glänzendes Exil, um so mehr Exil für ihn, da das Land der Nebel demjenigen wenig zusagen konnte, der im Stillen eine beständige Sehnsucht nach dem heiteren Himmel Italiens nährte.<sup>3)</sup> Es kam hinzu, daß der Staatskanzler die Abwesenheit Humboldt's zu benutzen sich angelegen sein ließ. Ungehindert wirtschaftete er in seiner Weise fort und war beflissen, alle Zugänge zu Macht und Einfluß im Fall der Rückkehr des Gesandten im Voraus

1) An Caroline v. Wolzogen; d. d. 10. September 1817. A. a. D. S. 23.

2) An Stein, bei Perz, V. 258: „Geschäfte habe ich gar nicht; vom Departement, seit der Staatskanzler in Berlin ist, keine Zeile; mehrere nichtsagende Depeschen von Graf Lottum, der, wie man ihn gesetzt hatte, nicht einmal im Stande war, etwas schreiben zu lassen.“

3) An die Wolzogen; a. a. D. S. 26.

für diesen zu versperren. Ein neu errichtetes Ministerium des Cultus und Unterrichts wurde der Leitung Altenstein's übergeben. Auch das Departement des Auswärtigen wurde endlich einem besonderen Chef zugewiesen. Mehr als einmal hatte der Kanzler in früherer Zeit angedeutet, daß er diese Stelle seinem treuesten Gehülften vorbehalte. Jetzt, als ob alle Zusagen zugleich mit allen Verdiensten vergessen wären, wurde statt dessen der bisherige dänische Gesandte am preussischen Hofe, Graf Bernstorff mit dem neuen Amte betraut.

Dennoch war es nicht erst diese Zurücksetzung, welche einen Entschluß in Humboldt's Seele reifte, den nur das Bewußtsein der Pflichterfüllung und die Spannung der Thätigkeit so lange niedergehalten hatte. Schon im April 1818, und also vor der Ernennung des Grafen Bernstorff, hatte er durch den Staatskanzler um seine Zurückberufung an den König geschrieben, und hinzugefügt, daß er außer der Beschäftigung im Staatsrath keinerlei Anstellung verlange, sondern in ländlicher Zurückgezogenheit leben wolle.<sup>1)</sup> Der Staatskanzler hatte seine Absicht vollständig erreicht; nur zu gut war ihm sein Manöver geglückt. Es wäre, einem andern Nebenbuhler gegenüber, gefährlich gewesen, durch Undank und Vernachlässigung den Durst nach Einfluß zu steigern, das Gefühl der Rache und des Ehrgeizes gegen sich wachzurufen. Bei Humboldt hatte dieses Mittel nichts Anderes zur Folge, als daß ihm die öffentliche Thätigkeit verleidet wurde, und daß er freiwillig auf einen Einfluß Verzicht leistete, den er nur durch die härtesten Kämpfe und auf Kosten seiner letzten und tiefsten Gemüthsinteressen hätte behaupten können. Die Erfahrung des letzten Jahres und wenige Monate der gesandtschaftlichen Verbannung in London reichten vollkommen aus, um seiner alten Neigung für ein Leben der Bescheidenheit das Uebergewicht über sein Interesse an der Politik zu geben und den Wunsch nach Muße und Selbstbeschäftigung mit neuer Lebhaftigkeit in ihm wiederzuerwecken.

Fünf Jahre rastloser und überangestrebter politischer Thätigkeit waren vorübergegangen. Niemals während aller dieser Zeit war jene contemplative Neigung in ihm erstorben. Das geheime Verlangen nach der Muße seiner Jugend war übertäubt, aber nie-

1) An Stein vom 7. Juni 1818 bei Perz, V. 256.

mals unterdrückt worden. Seine Ansicht von dem eigentlichen Zweck und Ziel des Lebens war durch den Drang der Zeiten zurückgestellt, aber keinen Moment ganz aufgegeben worden. „Meine ganze innere Neigung“ so schrieb er wenige Wochen nach dem Prager Congreß an Caroline von Wolzogen, „geht eigentlich viel mehr auf ruhige und betrachtende Existenz, allein ich bin nun durch den Zufall einmal in das Weltgetriebe hineingeworfen, und nun freut mich auch am meisten das dichteste und ärgste Gewirre. Ich erhalte doch mitten darin immer meine Einsamkeit, die mich nie verlassen wird.“<sup>1)</sup> Diesem öfter wiederholten Geständniß gemäß war die Art und Weise seines Lebens in allen jenen geschäftsvollen Jahren. Er verdoppelte und verzehnfachte seine Zeit. Er wußte die kurzen Pausen der Ruhe und Geschäftslosigkeit zu einem in sich zusammenhängenden Ganzen zusammenzuschieben, welches selbständig neben den Stunden der Arbeit fortlief. Er besaß die Kunst, ähnlich der geheimen Kraft des Ringes des Gyges, der seinen Besitzer unsichtbar machte, inmitten der lärmendsten Gesellschaft einsam und inmitten der drängendsten Arbeit müßig und genießend zu sein. So oft die ihm gestellten praktischen Aufgaben ihm gestatteten, zu sich selbst zurückzukehren, so oft nahm er diejenigen Beschäftigungen wieder auf, die seinen Geist mehr fesselten als Staatsverträge und Verfassungsentwürfe. Zwischen Actenstößen und diplomatischen Noten dachte er dem Geheimniß der Sprache nach und bedeckte manches Blatt mit einem ungesucht entstehenden Sonnett. In Wien, in Berlin, in Frankfurt hatte er immer wieder seine Agamemnonübersetzung vorgenommen. Auch im Hauptquartier verließen ihn nicht die Alten; auch unter dem Geräusch der Waffen lauschte er den Klängen hellenischer Dichtung. „Ich lese,“ schreibt er aus Prag, „den Homer und sehe die Rosacken.“ „Ich habe gestern,“ schreibt er aus Freiburg, „den ganzen Abend ruhig in den Alten gelesen, zu denen ich immer und im Grunde täglich zurückkehre. Alles Schöne liegt in der Vergangenheit; ich suche, wie ein Andrer, und mehr vielleicht, für die Gegenwart und Zukunft zu arbeiten, allein es bleibt eine eiserne Zeit, in der wir leben, und nicht blos wir, sondern alles Moderne. Sie kann würdigen Stoff zum Wirken geben, aber zum Genuß bedarf man

1) A. a. O. S. 17; vergl. für das Folgende ebendas. S. 478, 18, 22, 27 ff.

etwas Tieferes und Höheres.“ Mit der Vergangenheit daher, der allerältesten wie der selbstdurchlebten, durchflocht er beständig seine gegenwärtigen Tage. Unter Arbeiten, welche sonst alle Musen zu verschrecken pflegen, dachte er der Zeit, der für immer entflohenen, in welcher zwei edle, ihm innig befreundete Dichter eine Bilderwelt geschaffen hatten, die der Homerischen und Pindarischen nahe verwandt war. Aus dem Kreise kalter und eigensüchtiger Politiker, aus dem Rathe trockener und pedantischer Staatsmänner versetzte ihn das Zauberspiel der Phantasie in jenen poetisch geistreichen Cirkel, den ach! die unerbittliche Hand des Todes und des Schicksals auseinandergerissen hatte. Selbst dem „armen Primas,“ dessen Großherzogthum er vertheilen geholfen, und dem er nun eine armselige Pension aussetzen half, konnte er sich nicht erwehren eine mitleidvolle Erinnerung zu widmen, wenn er auf den Wällen von Frankfurt spazieren ging. Nur zu oft, während die Diplomaten seine kalte und schneidende Rede fürchteten, und während sein sarkastischer Humor mit den Schwächen der vornehmen Gesellschaft sein Spiel trieb, war sein Herz in Gefühlen der Liebe und Sehnsucht aufgelöst. Aus dem Glanz der Salons und aus dem Lärm diplomatischer Feste träumte er sich zu den Seinigen und zu den Menschen hinweg, die ihm durch frühe Begegnung für immer theuer geworden waren. Fast immer, während dieser bewegten Periode, von seiner Gattin getrennt, lebte er doch durch einen, fast keinen Tag unterbrochenen Briefwechsel in Geist und Empfindung mit ihr fort. Er hörte nicht auf, mit Caroline von Wolzogen zu correspondiren. Er befand sich auf dem Congresse zu Wien. Er war, wie er selbst sagt, zerrissen von Sorgen, Geschäften und Zerstreuungen. Da brachte sich ihm durch einen Brief jene Freundin in's Gedächtniß, mit welcher er in seiner Universitätszeit in Pyrmont drei selige Jugendtage verlebt hatte.<sup>1)</sup> Aber sechs und zwanzig Jahre waren nicht im Stande gewesen, das Bild zu verlöschen, welches sich damals seiner Seele eingepägt hatte. Keine Zerstreuung und kein Geschäftsdrang konnte ihn verhindern, der treu Anhänglichen, Hülfbedürftigen, Vertrauenden zu antworten. Die Lage Europas, die Verfassung Deutschlands, die Interessen Preußens beschäftigten seine Gedanken: mit Freude und Rührung ergriffen ihn in demselben Augenblicke „die

1) S. oben S. 13 und 14.

Bilder der Vergangenheit und Jugend.“ Er sei, gestand er der Freundin, noch jetzt derselbe und noch jetzt gleich einfach wie damals. Er lebe, dem Gebote der Pflicht gehorchend, in verwickelten Verhältnissen; seiner Neigung seien sie wenig angemessen, ihm würde ein stilleres Leben bei Weitem mehr zusagen. Innig hänge das Bild der Freundin mit allen Gefühlen seiner Jugend und eines schöneren Zustandes Deutschlands und der Welt in seinem Geiste zusammen. „Ich habe,“ schließt er, „eine große Liebe für die Vergangenheit; nur was sie gewährt, ist ewig und unveränderlich, wie der Tod, und zugleich, wie das Leben, warm und beglückend.“<sup>1)</sup>

War es ein Wunder, wenn dieser Mann jetzt in der Lage, in die ihn die Eifersucht des Staatskanzlers gebracht hatte, nach der ehemaligen Freiheit zurückverlangte, die er nur widerstrebend und nur aus Pflichtgefühl aufgegeben hatte? Wäre Ehrgeiz in seiner Natur gewesen, so würde es dem Staatskanzler schwerlich je gelingen sein, ihn dergestalt zur Seite zu schieben; jedenfalls würde Ehrgeiz ihn die Mittel gelehrt haben, für die erfahrene Behandlung an dem Staatskanzler seine Rache zu nehmen. Allein die Kälte, mit der er überhaupt alle Staatsangelegenheiten, und die philosophische Gleichgültigkeit, mit der er persönlichen Ruhm und Einfluß betrachtete, war Eins in ihm. Schon öfter hatte sich jene Mattigkeit des politischen Interesses als ein Fehler in seiner staatsmännischen Rolle fühlbar gemacht: er lieferte jetzt den Beweis, daß dieser Mangel an Ehrgeiz kein geringerer Fehler sei. Noch immer war er durchaus bereit, seine Pflicht für das Vaterland, da, wo das Vaterland seiner wirklich bedürfe, und wo er, seinen Ueberzeugungen gemäß, demselben wirklich nützen könne, gewissenhaft und mit Hintanstellung seiner individuellen Interessen zu erfüllen. Allein eine solche Stellung gerade hätte er sich nur erringen und erkämpfen können, und eine solche Stellung gerade war Hardenberg ihm aus freien Stücken zu geben ganz und gar nicht gemeint. Der Staatskanzler hatte sein Gesuch um Zurückberufung dem Könige zu überreichen geögert. Gleich sehr offenbar scheute er sich, den hochangesehenen und populären Mann zu entlassen, wie er sich scheute, ihn an der rechten Stelle wirken zu lassen. Er hatte also Gegenvor-

1) Briefe an eine Freundin, I. 9.



stellungen gemacht. Lediglich Humboldt's Schuld sei es, wenn er nicht in's Ministerium eintreten wolle. Möge er indeß wenigstens eine andre Gesandtenstelle annehmen. Möge er in Frankfurt bei'm Bundestage wirken; möge er wieder nach Rom gehen; möge er sich irgend sonst einen beliebigen diplomatischen Posten aussuchen. Aber das war Humboldt's Meinung nicht. Noch ehe er dieses Schreiben des Staatskanzlers erhalten hatte, war er vollkommen mit seinen Ueberzeugungen auf's Reine gekommen. Einer Freundin gegenüber, der er gewohnt war sein ganzes Inneres aufzuschließen, hatte er sich deutlich und vollständig darüber ausgesprochen. „Ich bin fest entschlossen,“ schrieb er Anfang April von London aus an Caroline von Wolzogen, „nicht mehr, wie bis jetzt der Fall war, in einer halben Lage zu bleiben, mich als Talent zu diesem und jenem benutzen zu lassen. Ich verlange gar keine Wirksamkeit, aber ich will auch keine andre annehmen, als für die ich selbst, und ich allein verantwortlich sein kann. Es ist ferner meine Ueberzeugung, daß ich in meiner Lage nur in Berlin Gutes wirken, halten und herstellen kann. Was es auch sein möchte, außerhalb ist man in einer schiefen Stellung, in der man sich und die Sache zugleich stürzt. Uebrigens kennen Sie mich von früher Jugend. Ich habe keinen Ehrgeiz, keinen Geschäftstrieb, keine Sucht, mich einzumischen, ich glaube sogar, daß der Gang der Staatsangelegenheiten nicht einmal bei Weitem das Wichtigste auf der Welt ist. Ich würde am liebsten bestimmt mich losmachen, und unter keiner Bedingung wieder eingreifen. Nur weil dies eine egoistische Denkungsart ist, die sich nicht vertheidigen läßt, wenn man, wie ich, einen Theil der Bahn gemacht hat, so werde ich, so lange ich Kraft habe, nicht so handeln, aber gewiß auch nicht länger um eine unbedeutende, schiefe oder halbe Wirksamkeit mich selbst, das Leben mit den Meinigen und meinen individuellen Plan aufgeben.“

In dieser Ansicht und diesen Entschlüssen konnte begreiflich das Schreiben des Staatskanzlers keine Aenderung hervorbringen. Er wiederholte demselben seine Gründe und bat um sofortige Abgabe seines Gesuchs an den König. Einen wichtigen Platz unter diesen Gründen nahm die Rücksicht auf seine Frau ein. Dieselbe befand sich seit dem Frühjahr 1817 in Italien, wo sie durch den Genuß eines milderen Klima's und durch Alles, was ihr das geliebte Rom

auch an geistigen Genüssen darbot, zu genesen hoffte. Ihr graute vor der „Nebelinsel“, und ihr Gesundheitszustand war in der That so, daß Humboldt nicht wagen konnte, sie, wie ursprünglich der Plan gewesen war, zu sich nach London kommen zu lassen. Aber auch getrennt von ihr wollte er nicht länger leben. Der beste Theil des Daseins, schrieb er an Stein, gehe darüber verloren. Er faßte dies Zusammenleben mit seiner Frau im engsten Zusammenhange mit seinen höchsten Geistes- und Gemüthsinteressen. Was nur ein äußerlicher Grund zu sein schien, war in Wahrheit der innerlichste. Seiner Frau zu leben und sich selbst zu leben war ihm dasselbe. An die Wolzogen sprach er sich jetzt auch hierüber und sprach sich in einer Weise aus, die kaum anders als durch das Wiedergeben seiner eignen Worte zu charakterisiren wäre. „Ich habe,“ schreibt er am 18. Juli, nachdem er der Freundin eine Schilderung von dem Zustande seiner Frau entworfen, — „ich habe, wie Niemand so noch es gesehen hat als Sie, mein Leben mit der Idee angefangen, nur mit ihr, und in diesem häuslichen Dasein eingeschlossen zu leben. Zeit und Umstände haben es hernach anders gewandt, und ich bin gegen meinen Willen in vielfach andere Thätigkeit gestoßen worden, die uns nie einen Augenblick innerlich trennt, aber äußerlich ganz von einander geführt hat. Das ändert aber den eigentlichen Zweck meines Lebens nicht, d. h. ich kehre natürlich, so wie ich nur kann, zu ihm zurück. Man kann auch, und gern, und in der besten Bedeutung nach außen hin nicht wirken, wenn man nicht sein inneres, auf Ideen und Empfindungen gebautes und von allem Aeußeren ewig unabhängiges Dasein in frischer und reger Kraft erhält; und wenn man so lange als wir jetzt, und immer in gleicher Innigkeit mit einander fortgelebt hat, so läßt sich das eigene Dasein nicht mehr von dem des Anderen trennen. Es ist daher wohl meine geheime Sehnsucht, von jetzt an, so lange es nur noch wahren mag, wieder so vereinzelt auf einander zu leben, als wir es im Beginnen gethan haben, und wenigstens kann ich das Verlangen darnach nur für etwas Wichtiges, und was jenes Verhältnis wenigstens nicht so, wie es in diesen Jahren gewesen ist, gänzlich zerreißt, aufgeben.“ Derselbe Brief aber, dem wir diese Worte entnommen haben, wiederholt zugleich die Auseinandersetzungen des früheren Briefes. Wir lesen in ihm, was er dem Staatskanzler geschrieben haben wird, aber wir lesen zugleich die tieferen Motive,

den Commentar zu seiner Ablehnung alles dessen, was Hardenberg ihm proponirt hatte. Er sei nicht durchaus abgeneigt, in das öffentliche Leben einzuwirken, wohl aber sei er es im höchsten Grade satt und müde, „das Treiben eines einzelnen, in das Ganze nur zufällig und wenig entscheidend eingreifenden Postens fortzuwälzen.“ Immerhin und auf alle Fälle denke er seine Thätigkeit als Mitglied des Staatsraths fortzusetzen. Denn „dies gerade ist eine Stellung, wo man, ohne alle Intriguen, die ich immer hasse, am rechten Ort seine Meinung über alles Wichtige aussprechen, und auch, je nachdem man sieht, daß es fruchtet oder nicht, mehr oder weniger in das Geschäft eingehen oder sich zurückziehen kann.“ Im Widerspruch dagegen mit dem, was sein individueller Plan ihm zur Nothwendigkeit mache, stehe das Verbleiben in London, stehe auch die Annahme des Frankfurter Postens oder der Eintritt in das Ministerium, so wie dasselbe augenblicklich beschaffen sei. Der Eintritt in's Ministerium: denn, sagt er, „so wenig ich gern alles table, so ist doch die ganze Organisation fehlerhaft und wenn ich diese Fehler nicht ändern kann, will ich sie nicht theilen.“ Die Annahme des Frankfurter Postens: denn — so schreibt er an Stein — „für den Bundestag kann man nur in Berlin und Wien nützlich sein; in Frankfurt ist man ein bloß abhängiges Werkzeug und kommt gewiß in die Lage, thun und sagen zu müssen, was man nicht billigt.“ Ihm sei, fügt er in dem Brief an die Wolzogen hinzu, schon bald nach der Eröffnung des Bundestages, in Frankfurt sehr unheimlich geworden; deutlich habe er gesehen, daß man eigentlich nichts gewollt und doch wieder nicht gewollt habe, daß es nur nichts sei. Er könne jetzt nicht dahin zurückwollen, wo an keinen Erfolg zu denken sei, und von wo er ebendeshalb durch die Annahme der Londoner Stelle hinwegzukommen gesucht habe. Und durch Eins endlich bekamen alle diese Motive ein verstärktes Gewicht. Es war nicht schwer, die Absichten des Staatskanzlers zu durchschauen, und Humboldt durchschaute sie vollkommen. „Auch können Sie mir sicher glauben,“ schreibt er abermals an die Freundin, „daß diejenigen, welche mich schlechterdings auf einen auswärtigen Posten haben wollen, dabei gar nichts anders beabsichtigen, als nur, daß es den Schein haben soll, ich sei sehr wichtig beschäftigt, aber daß in Wahrheit jedes wichtige Geschäft von mir entfernt bleibe. Davon habe ich die unverkennbarsten Spuren.

Selbst auf Frankfurt kommen sie nur in der Noth, weil es nun einmal nicht gut möglich ist, mich in London festzuhalten.“

Er war entschlossen, nach alle dem, seiner Thätigkeit eine Krisis zu ertheilen, durch die sie zu einer entscheidenden werden oder überhaupt eine öffentliche zu sein aufhören sollte. Er verschmähte es, irgend einen positiven Schritt zu thun, den Einfluß und die Stellung, die ihm gehörten, dem Staatskanzler aus den Händen zu winden. Lediglich darauf wollte er es ankommen lassen, was sein Name und seine Person für sich selbst etwa gelten möchten. Die Probe wollte er machen, ob vielleicht der Gedanke, daß er, ein Mann des öffentlichen Vertrauens, in Unthätigkeit gelassen werde, eine Aenderung in dem System des Staatskanzlers hervorbringe, bei der er alsdann mit Hoffnung auf Erfolg und in Uebereinstimmung mit seinen Principien ein Ministerium annehmen könne, oder nicht.

Das Letztere, in der That, schlug durch und entschied die Krisis. In den ersten Tagen des November 1818 kehrte Humboldt von seinem Londoner Posten zurück. Er fand die Souveräne und Minister in Aachen auf dem ersten jener Congressse, deren Wiederholung schon in Paris in Aussicht genommen war, und welche die Bestimmung hatten, das große Werk der Beruhigung Europa's im Sinne der Reaction und der Unterdrückung aller freihheitlichen Regungen der Völker fortzuführen. Hier war es, wo sich die nächste Zukunft Humboldt's entschied. Hardenberg hatte sich überzeugt, daß es unmöglich sei, den Einfluß seines Rivalen länger durch Gesandtschafts- und Scheingeschäfte fern zu halten, und er fühlte, daß es, der öffentlichen Meinung gegenüber, unmöglich sei, ihn müßig zu lassen. Er sollte also in's Ministerium eintreten. Es ward ihm versprochen, daß die Organisation der Verwaltung eine andre werden solle. Es ward hinzugefügt, daß er genau diejenige Stellung und Beschäftigung erhalten solle, die er sich selbst auswählen würde. Nur einstweilen möge er einwilligen, sich einem anderweitigen Geschäft zu unterziehen, welches sich in ganz kurzer Zeit und von Niemand rascher und besser zu Ende führen lasse als von ihm. Inzwischen werde es möglich sein, in Berlin alle diejenigen vorbereitenden Einrichtungen zu treffen, die er selbst zur Bedingung seines Eintritts in das Ministerium gemacht habe.

Das Geschäft, welches Humboldt auf solche Weise interimistisch

übertragen wurde, war in der That von der Art, daß er die Uebernahme desselben nicht füglich von sich weisen konnte. Unter den Angelegenheiten nämlich, welche den Racher Congress beschäftigt hatten, befanden sich auch die Ansprüche, welche Bayern in Folge des Nieder-Vertrages auf die Pfalz, auf einen Theil mithin des Großherzogthums Baden, erhob. Oesterreich hatte schon früher Vermittelungsvorschläge gemacht, nach denen, immer doch auf Kosten Badens, jene Ansprüche befriedigt werden sollten. Allein die übrigen Cabinette hatten ihre Zustimmung verweigert und sich zu Gunsten der Untheilbarkeit des Großherzogthums erklärt. Nachdem jene Territorialcommission, als deren Mitglied Humboldt nach dem Pariser Frieden in Frankfurt gearbeitet hatte, diese Angelegenheit verhandelt, aber nicht erledigt hatte, war dieselbe unter Abweisung der Ansprüche Bayerns auf dem Congress endgültig entschieden worden. Nur die formelle Erledigung blieb noch übrig. Diese, sowie die Fertigung eines allgemeinen Territorialrecesses, ward nun nach Frankfurt gewiesen, wo die frühere Commission noch einmal zusammentreten sollte. Wie die übrigen Mitglieder der Commission, fand sich, Anfang December, auch Humboldt an dem Sitze des Bundestages ein.

### Dritter Abschnitt.

#### Die Verfassungsfrage.

Es kostete Hardenberg, sein in Aachen gegebenes Versprechen zu halten. Unter den Männern jedoch, welche das Vertrauen des Königs besaßen, befand sich einer, den verwandte Denkweise und die liebenswürdigsten Gemüthseigenschaften mit Humboldt verbunden hatten. Der Generaladjutant von Wigsleben besaß gerade jenes Maaß geistiger Befähigung und jene Milde und Biederkeit des Charakters, welche in den Augen Friedrich Wilhelm's eine größere Empfehlung waren, als Genialität. Ohne ein großer Politiker zu sein, wußte derselbe doch den Werth eines Mannes wie Humboldt zu schätzen. Seine Freundschaft machte ihn beredt und dringend: trotz alles Zögerns war endlich auch Hardenberg nicht im Stande, zu hintertreiben, was er, Humboldt gegenüber, lebhaft zu wünschen vorgegeben hatte. Am 11. Januar 1819 erschien die Cabinetsordre, welche dem Ministerium des Innern eine neue Organisation gab. Fürst Wittgenstein wurde zum Minister des königlichen Hauses ernannt, das bisher von ihm verwaltete Polizeiministerium mit dem des Innern verbunden, die Leitung der ständischen und Communalangelegenheiten mit einer Reihe anderer Verwaltungsgegenstände als eine eigene Branche des Letzteren hingestellt und diese „mit Sitz und Stimme im Ministerium“ Wilhelm von Humboldt überwiesen.

Sehr wahrscheinlich, daß Hardenberg bei dieser Vervielfältigung der ihm untergebenen Ministerien für seinen obersten Einfluß eher zu gewinnen als zu verlieren hoffte. Allein er war andererseits

durch diese Einrichtung den Wünschen und Bedingungen Humboldt's entgegengekommen. Eine Stellung schien eigens für diesen geschaffen, in welcher eine selbständige Wirksamkeit möglich wäre. Mit den sändischen Angelegenheiten war die Herstellung der verheißenen Verfassung in seine Hand gelegt. Er war damit geradezu an den wichtigsten Punkt der Staatsleitung gestellt. Die, wenn auch schwache Aussicht, dem Vaterlande nützen und eine nach seiner Ansicht schon halb verfahrenene Angelegenheit wieder in das rechte Geleis bringen zu können, verbunden mit den Bitten der Freunde, mußte ihn zur Annahme bestimmen. Einige Bedenken wegen möglicher Conflictes des neugeschaffenen mit den angrenzenden Departements ließen sich hoffentlich beseitigen. Der Versuch wenigstens mußte gemacht werden, ob es möglich sein werde, unter Hardenberg eine Aufgabe zu lösen, welche, schwierig an sich, durch ihre bisherige Behandlung und durch die gesteigerte Erwartung der Nation auf's Höchste verwickelt war. Der Ehrgeiz würde vielleicht vor ihr zurückgetreten sein: wir wissen, daß nur das kälteste Pflichtgefühl und der reinste Patriotismus für die Entschlüsse Humboldt's den Ausschlag gab.

Sofort daher, nachdem er sich zur Annahme des neuen Postens bereit erklärt hatte, richtete er sein ganzes Interesse auf die Verfassungsfrage. Er war so glücklich, in Stein, welcher sich seit dem November 1818 in Frankfurt aufhielt, einen gleichgesinnten Freund zu finden, dessen Eifer und Einsicht den lebhaftesten Gedankenaustausch herbeiführten. Er wußte dieses Glück zu schätzen und zu benutzen. Auf's Vollkommenste würdigte er, was Stein gewesen war, was er war und was er insbesondere für ihn war. „Zu Geschäften,“ schrieb er noch aus London an Caroline Wolzogen, „ist Stein nicht mehr; nicht einmal vielleicht, in bestimmten Fällen Rath zu ertheilen. Allein er ist trefflich, um den, der wirken soll, immer in der höhern Region des Denkens und Fühlens zu erhalten; er wirkt auf einen wie einer der alten Geschichtsschreiber oder Redner, und, weil er aus einer nähern Welt spricht, stärker und praktischer. Ich würde immer Alles dafür geben, ihn bei wichtigen Gelegenheiten in der Nähe zu besitzen.“ Er hatte dies oft, und hatte es noch zuletzt während seiner Frankfurter Thätigkeit im Jahre 1816 erprobt. Jetzt wiederholten sich diese Zeiten. Wieder konnten sich die Beiden in Gespräch und wechselseitiger Mittheilung ergehen. Wie

ehedem mit Wolf über Homer und Pindar, wie mit Schiller über die letzten Fragen der Aesthetik und Philosophie, so wurde jetzt mit Stein über die nächste Zukunft des Vaterlandes, über den Plan einer Repräsentativverfassung für Preußen verhandelt.

Mit jener ihm eignen praktischen Kastlosigkeit und jenem reinen Interesse für die öffentlichen Dinge, hatte Stein diese Angelegenheit verfolgt und sie von seinem privaten Standpunkt aus zu fördern kein Mittel unversucht gelassen. Er hatte jeden Schritt, der in dieser Richtung in Preußen wie in dem übrigen Deutschland geschah, mit der ernstesten Theilnahme verfolgt. Er hatte die Verzögerung und die verlorenen Jahre beklagt und die geschehenen Mißgriffe herb getadelt. Er hatte seine Standesgenossen zu Berathungen, Eingaben und Schritten aller Art angeregt. Er hatte unermüdlich Materialien gesammelt, Gutachten, Entwürfe, Aufsätze über einzelne Theile wie über das Ganze dieser großen Frage theils veranlaßt, theils selbst ausgearbeitet. Jetzt schien es ihm, als ob man dem Ziele näher gerückt sei. Die Ernennung Humboldt's, dieses „geistvollen, geschäftserfahrenen, arbeitsamen, gutgesinnten Mannes,“ wie er ihn jetzt von Neuem nennt, schien ihm ein Ereigniß von der besten Vorbedeutung. Ungesäumt daher theilte er ihm eine Reihe der wichtigsten von ihm über diese Angelegenheit gesammelten Papiere mit, veranlaßte Zuschriften seiner Freunde an den designirten Minister und besprach mündlich die Sache von allen Seiten mit demselben.

Unter so lebhafter Anregung und auf Grund eines so reichen Materials geschah es nun, daß Humboldt zu Anfang Februar seine eigenen Ideen in einer ausführlichen Denkschrift zusammenfaßte. Seine in Wien ausgearbeiteten Entwürfe einer deutschen Verfassung gestatteten nur einen ganz allgemeinen Einblick in seine Ansichten über Constitutionalismus. Abgesehen hiervon bildete früher ein im Jahre 1823 zur Beantwortung eines Vincke'schen Memoire's über Wiederherstellung der Provinzialminister geschriebener Brief die Hauptquelle für unsere Kenntniß dieser Ansichten. Seit mehreren Jahren ist jetzt auch die Frankfurter Denkschrift bekannt. Wir besitzen in derselben das Programm, welches Humboldt seinem nachmaligen Wirken zu Grunde zu legen gedachte, und damit zugleich ein fast erschöpfendes allgemeines politisches Glaubensbekenntniß. Nur unvollständig konnten wir uns die Thätigkeit des Mannes als Leiter des Cultus und Unter-



rechts vergegenwärtigen. Nicht viel reichlicher flossen unsere Quellen für die Würdigung seiner diplomatischen Wirksamkeit. Seine Ansichten über die Grundlagen des Staatslebens, über Verfassung, Regierung und Verwaltung sind wir fast vollständig zu beurtheilen in Stand gesetzt. Wir entwickeln dieselben am Leitfaden jener Denkschrift und unter Benutzung der übrigen hier einschlagenden Schriftstücke. Denn sowohl das erwähnte Schreiben an Vincke als ein kürzerer Brief vom 31. März 1819 an den Hofgerichtsadvokaten Sommer, den Verfasser einer Schrift über die Verfassung Westfalens, sowie endlich eine Reihe von Briefen an Stein wiederholen entweder die in der Denkschrift näher ausgeführten Anschauungen oder dienen zur Vertheidigung und Erläuterung einzelner Hauptpunkte derselben.<sup>1)</sup>

Auf's Lebhafteste war Humboldt von der Bedeutung der Verfassungsänderung ergriffen, die in der Einführung ständischer Institutionen in Preußen enthalten war. Er erblickte darin eine Entäußerung eines Theils der königlichen Rechte, eine Alteration des rein monarchischen Charakters der bisherigen Verfassung.<sup>2)</sup> Nur von einem höheren Gesichtspunkte aus konnte das Wagniß einer solchen Aenderung sich rechtfertigen. Vor den Augen eines Staatsmanns, der in dem Geiste der Zeit den Geist der lebendigen Geschichte achtet, konnte diese Rechtfertigung in der Forderung des Zeitgeistes enthalten scheinen. Auch ohne aus der Schule Rousseau's zu sein, konnte ein großsinniger Politiker in der Gewährung einer Repräsentativverfassung die Anerkennung eines Rechtes des Volks gegenüber dem Fürsten erblicken; er konnte in der Treue und dem Heldenmuth des preu-

1) Die Denkschrift über Preußens ständische Verfassung (Humboldt an Stein, Frankfurt, den 4. Februar 1819) wurde zuerst in den von Perz herausgegebenen „Denkschriften des Ministers Freiherrn von Stein“ (Berlin, 1848) veröffentlicht und ist von da in die G. W., VII. 199 ff., übergegangen. Der Brief von Vincke, mitgetheilt von Dorow in der Schrift: Job v. Witzleben (Leipzig, 1842) S. 13 ff. S. Schlesier, II. 383 u. 417. 418 Anm., an welcher letzteren Stelle mit Recht die Dorow'sche Angabe bestritten wird, daß jenes Schreiben an Witzleben gerichtet gewesen sei. — Der Brief an Sommer, mitgetheilt von Schlesier, II. 377 Anm., nach der Veröffentlichung in der A. A. Z. vom 10. Juni 1819 (Vergl. über diese Veröffentlichung: Humboldt an Stein d. d. 4. Juli 1819 bei Perz, Leben Stein's, V. 393). — Die Humboldt'schen Briefe an Stein im 5. Bde. des Stein'schen Lebens (dieselbst S. 254, 374, 380, 390, 393, 436, 448, 694, 769, 777).

2) Denkschrift §. 15, §. 22.

fischen Volkes während der Befreiungskriege eine Bewährung dieses Rechtes und ein Zeugniß für die Reife und Mündigkeit dieses Volkes sehen. Ein Staatsmann endlich von strengem Rechtsinn konnte sich einfach an die gegebenen Verheißungen halten und die Erfüllung dieser für eine über allen Zweifel erhabene Pflicht ansehen. Es ist bezeichnend für Humboldt, daß er bei keinem dieser Motive sich beruhigen mochte. Sie gehörten einer praktisch-historischen Auffassung der Dinge an, der gegenüber die seinige als eine theoretisch-ratio- nelle, ja, um sein eigenes Wort abermals zu brauchen, als eine metaphysische, bezeichnet werden muß. Sie waren die Motive der populären und trivialen Meinung, und Humboldt war nicht gewöhnt, seine Anschauungen aus derselben trüben und oberflächlichen Quelle wie die Menge zu schöpfen.

Es kann zunächst höfisch und hyperloyal klingen, wenn er die Vorstellung, als sei die Gewährung einer Verfassung der Regierung durch das Volk abgedrungen, für eine „in sich ungeziemende Idee“ erklärt. Zu gewöhnt, die gerechten Forderungen des Zeitgeistes aus reactionärem Munde schmähen zu hören, stützen wir, wenn wir einen Mann wie Humboldt sich gegen das „Nachgeben gegen einen behaupteten Zeitgeist“ verwahren oder das Reden von diesem Geist eine „verderbliche und im Grunde sinnlose Phrase“ nennen hören.<sup>1)</sup> Wir stützen ebenso, wenn wir ihn die Mündigkeit des Volkes in Abrede stellen und den Gedanken einer Belohnung der patriotischen Anstrengungen der Nation abweisen hören. Noch mehr endlich als wir geneigt sind zu thun, werden diejenigen, welche in politischen Dingen den Maasstab des Rechts obenan stellen, darüber sich verwundern, daß auch das gegebene Versprechen in Humboldt's Augen nichts gilt, wofern sich dasselbe nicht auf noch fortbauende und also für sich selbst redende Gründe stütze. Nicht als ob er das Gewicht des gegebenen Wortes nicht gekannt hätte. Aber warum überhaupt es geben? „Es giebt,“ schreibt er schon am 7. Juni 1818 an Stein, „nichts, worauf sich weniger praktisch etwas aufbauen läßt, als die in dem unseligen Edict von 1815 allgemein und unbestimmt ausgedrückte Idee, daß der König seinen Unterthanen eine ständische Verfassung geben will,“ ja, er nennt es „wahre Vermessenheit“

1) Denkschrift S. 15. Brief an Stein vom 7. Juni 1818.

nach jenem Edict eine Verfassung für den Staat entwerfen zu wollen. Noch lange nach seinem Austritt aus dem Ministerium ist er derselben Meinung. Es sei „thöricht und gefährlich,“ schreibt er noch im Januar 1823, wenn man nur jenem Edict zu Liebe an dem Vorhaben, Stände zu gründen, festhalte.

Dergestalt befindet sich Humboldt auf allen Punkten in Differenz gegen die liberale Tagesmeinung. Alle Schlagworte und Hauptargumente der Wortführer der damaligen Presse desavouirt er. Er scheint mit den Metternich und Geng, den Wittgenstein und Kämpf auf der Seite des superklugen Geschäftsverstandes gegen die Unklarheit und Phantastik des Liberalismus von damals zu stehen. Er scheint. Denn die Wahrheit ist: er steht ebenso hoch über den Naivitäten und Trivialitäten der jugendlichen Constitutionschwärmerei wie über den Persidien und dem Weisheitsdünnkel der Restaurationsseiferer. Er ist tief und innig von der Nothwendigkeit und Wohlthätigkeit ständischer Einrichtungen durchdrungen. Wäre es nach ihm allein gegangen, so hätte man zwar jenes Verheißungsedict nicht erlassen, aber ebensowenig Jahre lang die Hände in den Schooß gelegt, sondern, ohne Versprechungen, an einer Verfassung gearbeitet.<sup>1)</sup> Denn eben die innere Nothwendigkeit einer Verfassung, die reine Idee der Sache selbst gebietet ihre Einführung, wie sie und sie allein auch das Maas und die Weise derselben bestimmen muß. Denn, so schreibt er mehrere Monate vor seiner Berufung in's Ministerium, keiner der gewöhnlich angezogenen Gründe „ist von der Art, daß er zugleich den Grundsatz des Maasses und der Art einer solchen Verleihung in sich hielte, und was daher auf diese Weise gegeben werden mag, kam immer dem Ertheilenden das Aeußerste und dem Empfänger ungemein wenig erscheinen.“ Und genau damit übereinstimmend drei Jahre nach seiner kurzen ministeriellen Laufbahn: „Nur dann sind Stände gut und möglichst gefahrlos, wenn ihrer ganzen Einsetzung die tiefe und innige Ueberzeugung zum Grunde liegt, daß sie wohlthätig und heilsam sind. Nur dann geht man ohne Aengstlichkeit zu Werke, und giebt auch keiner unbilligen Forderung nach, weil man genau weiß, was und wie man will, weil dies durch den erkannten Zweck bedingt ist, und weil keine schiefe

1) An Stein 7. Juni 1818 und Januar 1823.

und falsche Rücksicht weder zu weit zu gehen verführen kann, noch auch verbietet, innerhalb der Grenze stehen zu bleiben. Wenn die Regierung Stände nicht aus dieser vollen Ueberzeugung einsetzt, sondern dazu einen Nebengrund hat, so handelt sie, soweit sich die Wirkung dieses Nebengrundes erstreckt, entweder nicht freiwillig, oder aus Rücksichten, die der ständischen Einrichtung selbst fremd sind. Nun entsteht natürlich Unsicherheit, nun weiß man nirgends mehr die rechte Grenze zu finden, nun thut man für Alle leicht zu viel, und zugleich doch für Keinen genug.“ Er fordert statt dessen — und diese Worte bezeichnen erschöpfend den allgemeinen Geist seiner eignen staatsmännischen Haltung — „die höchste Klarheit der Ansicht, die vollste Ueberzeugung von der Wohlthätigkeit der Einrichtung und den festesten Muth bei der Ausführung.“

Und worauf nun beruht für ihn selbst die Ueberzeugung von der inneren Nothwendigkeit, welches ist die der Schöpfung einer Repräsentativverfassung rein sachlich zu Grunde liegende Idee? Steht diese Idee im Widerspruch mit den Forderungen des Zeitgeistes, mit dem Recht der Nation, mit dem Sinn der königlichen Verheißungen, oder ist sie nur eine Bestätigung und Rechtfertigung für das Alles?

Das Letztere offenbar. Es ist an sich, nach Humboldt, der Beruf des Staatsbürgers, als thätiges Mitglied der Staatsgemeinschaft an der Gründung und Erhaltung der öffentlichen Ordnung Theil zu nehmen,<sup>1)</sup> nicht blos passiv sich zu fügen, so daß die öffentliche Thätigkeit lediglich die Berufspflicht des eigentlichen Staatsdieners wäre. Durch diese Theilnahme am Ganzen des Staates wird die individuelle Sittlichkeit gehoben, indem der Bürger dadurch, daß er sein Thun und Treiben näher an das Wohl seiner Mitbürger knüpft, demselben einen höheren Werth giebt. Durch diese Theilnahme am Ganzen gewinnt aber ebenso das Ganze. Nicht blos, daß die Verwaltung von Seiten der Regierung dadurch gediegener, stätiger, einfacher, minder kostspielig, gerechter und regelmäßiger wird, sondern nur so wird die Regierung in Harmonie mit den Bedürfnissen und Gesinnungen des Volkes, in lebendiger Beziehung zur lebendigen Wirklichkeit bleiben. Exklusive Beamtenherrschaft, Ubergreifen und Umsichgreifen der Staatsbehörden ist das

1) Denkschrift S. 12. 13.

Hauptübel, dem gesteuert werden muß. Denn dieses bloße Regieren durch den Staat muß, da es Geschäfte aus Geschäften erzeugt, sich mit der Zeit in sich selbst zerstören, in den Mitteln immer unbestreitbarer, in seinen Formen wie nach seinem Inhalt immer hohler werden. Und diese Vortheile verfassungsmäßiger Mitwirkung des Volkes an der Verwaltung und Regierung bewähren sich endlich in Zeiten öffentlicher Gefahr. Unmöglich kann man den Staat bei Unglücksfällen, die immer wiederkehren können, bloß der Vertheidigung durch physische Mittel überlassen. Man bedarf der moralischen. Und man bedarf mehr als des bloßen guten Willens, mehr als der spontanen und vorübergehenden Begeisterung. Man bedarf der an regelmäßiges Zusammenwirken mit der Regierung gewöhnten, der geübten und eben deshalb zuverlässig bereiten Kraft der Nation. Um es mit Humboldt's eigenen Worten zusammenzufassen: der Sinn und die Wirkung einer Repräsentativverfassung besteht darin: „dem Staate in der erhöhten sittlichen Kraft der Nation, und ihrem belebten und zweckmäßig geleiteten Antheil an ihren Angelegenheiten, eine größere Stütze und dadurch eine sicherere Bürgschaft seiner Erhaltung nach Außen und seiner innern fortschreitenden Entwicklung zu verschaffen.“<sup>1)</sup>

Man erkennt leicht in dieser Hervorhebung der sittlichen Motive der Volksbetheiligung und in diesem Gegensatz gegen den hohlen Formalismus der Bürokratie dieselbe Uebereinstimmung mit den Stein'schen Anschauungen, die uns schon an der Humboldt'schen Wirksamkeit in den Jahren 1809 und 1810 entgegentrat. Man erkennt ebenso in dem gereiften Staatsmann von Neuem die Grundzüge der Ideen wieder, die er als jugendlicher politischer Schriftsteller in dem „Versuch“ ausgesprochen hatte. Noch immer ist die Erhöhung individuellen Lebens durch den Staat und in dem Staate eins seiner Ziele; noch immer polemisiert er gegen die „fureur de gouverner.“ Allein dem Lenker des Staates hat der Staat als solcher eine immer größere Bedeutung gewonnen; jene Erhöhung des individuellen Lebens soll vor Allem dem Ganzen zu Gute kommen, sie ist weder alleiniger noch bloßer Zweck. Sie soll nicht trotz, sondern mit, nicht bloß durch, sondern zugleich für den Staat erzeugt werden. Sie wird ebenso sehr als Wirkung, wie als Ursache, ebenso sehr als Zweck wie als Mittel gefaßt.

1) Denkschrift §. 3, 4, 12, 13, 15. Brief an Sommer.

Aus dieser Idee aber des Sinnes und Zieles ständischer Institutionen fließt für Humboldt sofort das ganze concrete Bild ihrer Beschaffenheit. Und diesem Ursprung entspricht der Charakter des Bildes. Ohne Zweifel: dasselbe würde sich anders gestaltet haben, wenn die ideelle Betrachtung von stärkerer Berücksichtigung des Historischen gekreuzt gewesen wäre. Ist dies jedoch ein Vorwurf, so ist derselbe im Voraus entschuldigt. Humboldt offenbar konnte, auch abgesehen von dem eigenthümlichen Zuschnitt seines Geistes, eher von dem reinen Begriffe des Staates und der Regierung ausgehen als wir es heute dürften. Er entwarf seine Organisationspläne zu einer Zeit, in der wenigstens die Edelsten noch durchdrungen waren von dem Gefühl jener Gemeinsamkeit, in welcher Fürst und Volk gestanden hatten, von dem Gefühl der Solidarität ihrer beiderseitigen Interessen. Er war gewiß, daß, wenigstens in den höchsten Regionen, kein böser Wille und keine Perfidie obwalte. Er erblickte das preussische Königthum in dem Bilde eines Mannes, der, von dem reinsten Wohlwollen für sein Land beseelt, großer Ungerechtigkeiten wie großer Treulosigkeiten unfähig war, von dessen Ehrgeiz so wenig wie von seiner Energie dem Lande große Gefahren drohten. Auf's Schärffste daher faßte er diejenigen Gefahren in's Auge, die er selbst erlebt hatte, die Gefahr büreaukratischer Mißregierung und die Gefahr der Wehrlosigkeit gegen das Ausland. Er übersah dagegen, er ließ außer Rechnung die Gefahr königlicher Willkürregierung, die Gefahr der freiwilligen Selbstentabelung und des Verraths an das Ausland. Wie er, nur ein Menschenalter vor dem Ausbruch der Bewegung von 1848, den Gedanken einer Revolution weit wegwies,<sup>1)</sup> so auch den, als ob in Preußen eine Verfassung nöthig sein könne, um das Land gegen Eingriffe der Krone sicher zu stellen. Es handelt sich ihm lediglich um Sicherstellung gegen die Eingriffe und die Prärogative des Bürokratismus. Er ist billig genug, die Gewaltthätigkeiten der französischen Revolution und das unvermittelte Eingreifen des Volkes in die höchste Leitung des Staates aus der Größe der vorhandenen Mißbräuche zu erklären.<sup>2)</sup> Aber daß ähnliche Mißbräuche in Preußen sich einstellen, daß es irgend wann möglich sein

1) Denkschrift S. 137.

2) Ebendasselbst S. 4, 13, 17.

könne, daß die höchstgestellte Macht gezügelt werden müsse durch Macht, daß der Staat, so zu sagen, gegen sich selbst geschützt und gerettet werden müsse — diese Betrachtungen liegen völlig jenseits der Grenze seiner Anschauungen. Er faßte ebendeshalb, man muß es gestehen, die Aufgabe nicht in ihrem ganzen Umfange: er faßte sie innerhalb jener Grenze bewunderungswürdig tief und richtig.

Von sich weist er mithin die Vorstellung, als ob es sich um ein System gegenseitiger Beschränkung, um die Herstellung eines Gleichgewichts der Gewalten handle. Das belebende Princip der neuen Einrichtung darf nicht Lust zum Mitregieren des Ganzen, sondern muß echter, auf Entbehrlichmachung vieles Regierens durch zweckmäßiges Ordnen der einzelnen Verhältnisse gerichteter Gemein Sinn sein. Er will die Theilnahme des Volkes an den höchsten und allgemeinsten Regierungsmaafregeln nicht ausschließen; er will dieselbe nur frei erhalten von den Motiven des Machtbesitzes. So idealistisch faßt er das Verhältniß, weil und indem er es so durchaus nicht abstract faßt. So gering schlägt er das Machtinteresse an, weil und indem er soviel Gewicht auf das Interesse an der Freiheit und Selbstthätigkeit legt. Jene Theilnahme am Staate nämlich soll nur nicht in der Luft schweben; sie soll tief wurzeln; sie soll sich bis in's Einzelste hineinverzweigen. Sie soll von unten herauf, nicht von oben herab gegründet werden. Sie soll da anfangen, „wo unmittelbares Berühren der Verhältnisse wirkliche Einsicht und gelingendes Einwirken möglich macht“ und mag sich dann von da zum Höchsten und Allgemeinsten erheben. An der ganzen Thätigkeit der Regierung muß die Nation Theil nehmen — aber Theil nehmen innerhalb fest bestimmter Grenzen und Stufen. „Die gesetzgebende, beaufsichtigende und gewissermaßen auch die verwaltende Thätigkeit der Regierung muß dergestalt zwischen Behörden des Staats und Behörden des Volks, von ihnen selbst, in seinen verschiedenen politischen Abtheilungen und aus seiner Mitte gewählt, vertheilt sein, daß beide, immer unter der Oberaufsicht der Regierung, aber mit fest gesonderten Rechten, sich in allen Abstufungen ihres Ansehens zusammenwirkend begegnen, daß von jeder Seite zum höchsten Punkt der Berathung über die allgemeinen Angelegenheiten des Staats nur also gesichtete, einander schon näher getretene, aus dem Leben der Nation selbst gewonnene und mithin wahrhaft praktische Vorschläge gebracht werden.“ Glie-

derung somit ist das Wesen und die nothwendige Unterlage der Theilnahme des Volkes am thätigen Staatsleben. Die allgemeine Ständeversammlung darf nicht unmittelbar auf die Basis der ganzen Volksmasse gegründet werden, nach bloß numerischen, die vorhandenen Unterschiede ignorirenden Verhältnissen, sondern sie muß sich von der Verwaltung der einfachsten Bürgervereine durch Mittelglieder zur Verathung über das Ganze erheben. „Es kommt nicht bloß auf die Einrichtung von Wahlversammlungen und beratenden Kammern“ — es kommt nicht bloß auf Repräsentation: „es kommt auf die ganze politische Organisation des Volkes selbst an.“<sup>1)</sup>

Es trifft sich nun aber — wir geben den weiteren Gedankengang Humboldt's an — daß sich die so gefaßte Idee ständischer Verfassung noch aus einer anderen Rücksicht empfiehlt. Es ist, meint er, eine alte und weise Maxime, daß neue Maaßregeln und Einrichtungen im Staate an schon vorhandene geknüpft werden müssen, damit sie, als heimisch und vaterländisch, im Boden Wurzel fassen können. Dies ist mit der im Allgemeinen geschilderten Verfassung durchaus möglich. Sie kann und muß sich an die altständischen Einrichtungen, wie sie in Deutschland noch vielfach erhalten sind, anschließen. Man darf auf Deutschland nicht den neuesten Constitutionstypus anwenden, darf nicht die americanische Verfassung, die gar nichts Altes vorfand, und nicht die französische, die alles Alte zertrümmerte, zum Muster nehmen. Ja, nicht bloß erhalten, sondern recht eigentlich wiederherstellen muß man das Wesentliche jener alten Verfassungen. Im Gegensatz zu einer, nach vorhergegangener allgemeiner Nivelirung, auf bloßen Zahl- und Vermögensverhältnissen beruhenden Volksrepräsentation besteht dies Wesentliche in nichts Anderem als darin, daß „das Ganze der politischen Organisation aus gleichmäßig organisirten Theilen zusammengesetzt werde.“<sup>2)</sup>

Dergestalt sprach, so scheint es, schon Humboldt jene Alternative: Repräsentativ oder Ständisch? aus, welche wenige Monat später durch Gutz auf dem Karlsbader Congreß zum Schibboleth

1) S. besonders §. 16 vergl. §. 6, 10, 11, 14.

2) §. 18, 19, 20, 117. Vergl. den Brief an Sommer.



der Reactionspolitik erhoben wurde. Wie Gengz erklärte er sich für landständische und gegen Repräsentativverfassungen. Wie die reactionäre Doctrin bis auf den heutigen Tag, brandmarkte er das moderne Constitutionswesen durch den Vorwurf des Nivellirungssystems, beanspruchte er für die altständischen Einrichtungen das Lob des Organischen. Er bekannte sich laut für die Maxime des Conservatismus. Er verhehlte nicht, daß seine Reformideen den Zeitgeist nicht als Motiv, dagegen die Restauration des Alten und des Historischen allerdings zu ihrem Ziele hätten. Schon die Mitwelt nichtsdestoweniger hütete sich wohl, ihn in Eine Klasse mit den Metternich und Gengz, mit den Haller und de Maistre zu werfen. Sie urtheilte nach der Handlungsweise des Mannes. Sie fand, daß Hardenberg mit allen seinen Sympathien für französischen Constitutionalismus und allem seinem Coquettiren mit dem Zeitgeist weder die Karlsbader Beschlüsse noch den Triumph der Reaction in Preußen verhinderte, während Humboldt gegen jene protestirte und gegen diese unterlag. Und dieses Urtheil war das richtige. Auf's Vollkommenste bestätigten es die weiteren Ausführungen Humboldt's. Sie zeigen, daß er sich in einem Sinne für das ständische Princip erklärte, den Gengz, mit seiner willkürlichen, sophistischen und karrificirenden Definition dieses Begriffes, perhorrescirt haben würde. Sie zeigen, daß er das Alte und Bestehende in einer so großen und vorurtheilsfreien Weise für den Neubau zu benutzen gedachte, daß er damit mehr als Einmal die beschränktere Auffassung und den Standesgeist selbst eines Stein weit hinter sich ließ. Sie zeigen, daß sein Conservatismus und seine Restaurationstendenz nur die Bahn war, in welcher der echteste Liberalismus und eine Achtung vor dem Geiste der Freiheit sich regte, vor welcher die Schüler französischer Freiheit erröthen mußten. Sie zeigen — um Alles zu sagen — daß Er und Er allein der Mann war, welcher, wenn die Umstände ihn begünstigt hätten, Institutionen in Preußen hätte schaffen können, welche dem wahren Bedürfnis des Landes entsprochen, welche die Gemüther versöhnt und der nachfolgenden Generation das Unglück einer Revolution erspart haben würden.

Stein hatte an Humboldt — zu einer Zeit freilich, wo dieser bereits aufgehört hatte, officiell für die Verfassungssache zu wirken, ein Schreiben des Redacteurs des Hammer Wochenblattes, Dr. Heinrich

Schulz, mitgetheilt. Dieses Schreiben ist es, was ihm Gelegenheit giebt, sich gegen die doctrinäre Auffassung des historischen Princip, gegen die sich selbst so nennende „individuelle historische Ansicht“ auszusprechen. Diesem Doctrinarismus gegenüber kommt die ganze Freiheit und Beweglichkeit seiner eignen Auffassung, sowie die ganze Gebiegenheit seiner Gesinnung zu Tage. Ihm ist nicht die Geschichte bloße Vergangenheit. Ihm ist nicht das Anknüpfen an Bestehendes gleichbedeutend mit dem Zurückkehren zu Erstorbenem. Nicht handelt es sich darum, „dasjenige, was und wie es gewesen ist, wiederherzustellen,“ sondern darum vielmehr, „dasjenige, was ist, in eine an Recht und Billigkeit gebundene Form, allein in eine solche zu gießen, die ferneren Vervollkommnungen nicht starr sich entgegensetzt.“ Er weiß, wie er es schon wußte, als er im Jahre 1791 zum ersten Mal über Staatsverfassung schrieb, — er weiß, daß alles praktische Handeln und alles politische Schaffen ein Compromiß ist. Ein Compromiß mit der Wirklichkeit, in der das Meiste halb und unrein ist, ein Compromiß mit der Gegenwart, die durch das Recht des Lebens über die vergangenen Zustände hinausgeschritten ist. Mit ihr hat man sich abzufinden, sie anzuerkennen, auch wenn man principiell den Sinn der alten ständischen Einrichtungen wiederbeleben will. Die Kirche hat aufgehört, ein Stand zu sein. „Der Adel,“ — so schreibt Humboldt an Stein, und Stein verfehlt nicht, eine abwehrende Randglosse zu machen — „der Adel hat, schon vor der Einwirkung der Revolutionen, durch eigne Lauigkeit und Schleichheit, frivole Verschuldung, Veräußerung seiner Güter, wo ihm nur das Gesetz nicht geradezu in den Weg trat, Abweichen von der Einfachheit und Reinheit vorväterlicher Sitte, sich selbst die Grube gegraben.“ Vor Allem endlich: ein Mittelstand hat sich erhoben, der zu keinem der alten Stände gehört und doch in den Besitz und die Beschäftigungen aller sich eingedrängt hat. So ist der derzeitige Stoff für ständische Einrichtungen, so beschaffen sind die Zustände der Gegenwart. Und diese Zustände sind menschlich und historisch berechtigt. Sie sind nicht bloß die Folge „fehlerhafter Gesetzgebungen“ und „revolutionärer Gesinnungen,“ sondern sie sind das natürliche Erzeugniß des Aufschwungs der gesammten commerciellen und industriellen Thätigkeit, eines Aufschwungs, in welchem die Fortschritte des menschlichen Geistes zu respectiren sind. Und weiter. Sowie jener

Aufschwung von Handel und Wandel nicht ohne intellectuelle Thätigkeit möglich war, so wirkt er — wir wollen nicht länger paraphrasiren oder excerpiren — „auch auf dieselbe zurück; auch die Ansicht wird freier, und läßt sich weniger in gewisse Formen binden. Forderte nun die „individuelle historische Ansicht,“ daß man dies ganze regere Leben, das allerdings, aus einem andern Gesichtspunkt betrachtet, viel weniger werth sein mag, als das einfachere und schlichtere, aber gediegenere von ehemals, wieder in ein engeres Geleis zurückdrängte, das Eigenthum vincuirte, das Gewerbe schloß, und in gleichem Sinn überall verführe, so gestehe ich, halte ich das für unmöglich. Die Schranken würden, meines Erachtens, auf eine oder andre Weise durchbrochen werden, oder wenn man dies verhindern könnte, würde ein Starren eintreten: man würde wohl Tod dessen hervorgebracht haben, was jetzt da war, aber nicht Leben erweckt, was man aus der Vergangenheit hervorrufen wollte.“<sup>1)</sup>

Wie tief Humboldt von diesen Anschauungen durchdrungen war, davon ist sofort die ganze Behandlung der ständischen Frage in allen einzelnen Zügen der Beweis. Ganz vorzugsweise aber tritt dies in der Behandlung des Adels und tritt hier im Gegensatz gegen die viel unfreieren und befangeneren Ansichten Vincke's und Stein's hervor. Stein's Charaktergröße ist über alles Lob, und wir denken über allen Vergleich erhaben. Seine Thatkraft und sein patriotischer Feuereifer hatte gewirkt, was Humboldt niemals gewirkt haben würde. Das Auge unverwandt auf das Ziel der Befreiung des Vaterlandes gerichtet, hatte er alle Schranken des Vorurtheils durchbrochen, hatte die Kühnheit seiner Maßregeln alle Rücksichten zu Boden geworfen. Sein politisches Handeln war wie das eines Helden in der Schlacht. Je nach dem Momente war er Tyrann oder Revolutionär: — er war immer der große Mensch, dem es Gott in die Seele gegeben hatte, sein Vaterland zu retten, und dessen Hand stark war, bis er am Ziele stand. Aber seine heroische Laufbahn war am Ende. Sein starker Geist war immer noch stark, sein festes Herz war immer noch fest. Dennoch war der Stein von 1820 nicht mehr der Stein von 1807 und 1812. Der Minister Stein war ein anderer als der Freiherr von Stein. Umgekehrt wie die

1) Brief an Stein vom Januar 1823, a. a. D. S. 780.

meisten der Menschen, war er kühner und freier in der Praxis gewesen, als er jetzt in der Theorie war. Es war der Einfluß seiner persönlichen Verhältnisse, welcher nun zuerst auf seine Denkweise sich geltend machte. Seine politischen Ideen erhielten einen starken Beigeschmack von aristokratischen Vorurtheilen und von Antipathien gegen den Neuerungsgeist des Jahrhunderts. Derselbe Mann, welcher einst sich bis zu dem Gedanken gänzlicher Abschaffung des Adels verstiegen hatte, war jetzt der eifrigste Verfechter der Unentbehrlichkeit der Fideicommissen; der größte Demagog und Revolutionär, der je gelebt hatte, sprach jetzt häufig in den wegwerfendsten Ausdrücken von dem „eitlen, seichten Haufen,“ und ward nicht müde, sich gegen den herrschenden Geist der Anarchie und Zügellosigkeit zu ereifern. Wie neben lodern dem Feuer ein still und mild leuchtendes Licht, so erscheint der Humboldt'sche Genius neben dem von Stein. Seine politischen Anschauungen waren heut im Wesentlichen dieselben, wie vor dem Beginn seiner politischen Laufbahn. Kant's Ansichten schmeckten ihm einst zu sehr nach Demokratismus: er war noch jetzt ohne alle persönliche aristokratische Vorurtheile. Die hochgehenden Wogen der Ereignisse hatten ihn nicht kühner und freier, die zurückgetretene Brandung hatte ihn nicht zaghafter und engherziger gemacht. Sein Glaubensbekenntniß war unabhängig von den begeisternden oder abspannenden Eindrücken der praktischen Situation. Es wurzelte in einem Charakter, welcher unbeweglich in der Umfassung jener hohen und feinen Intelligenz ruhte, die zum Verständniß alles Menschlichen geeignet und gebildet war. Mit Stein hatte daher Humboldt die allgemeine Gesundheit und Freiheit der Ansicht gemein. Er hatte die Stätigkeit und Unbefangenheit, die Zartheit und Billigkeit, die Tiefe und Universalität des Urtheils vor ihm voraus.

Die reinsten humanistische Gesinnung hatte Humboldt ehemals bei seinem Versuch über die Grenzen der Staatswirksamkeit die Feder geführt. Uebel hatte es ihm damals geschienen, auch auf die am tiefsten in der Gesellschaft stehenden Klassen einen anderen als den höchsten menschlichen Maßstab anzuwenden. Dieser Humanismus ist ihm nicht abhanden gekommen, wenn er jetzt in politisch-praktischer Absicht zu den Unterschieden ständischer Gliederung zurückgreift und dem Fortbestehen des Adels auf das Bestimmteste das Wort redet. Gegen jeden Versuch, den Adel zu einer Kaste wer-

den zu lassen, protestirt er mit der ganzen Wärme des Gefühls für Menschlichkeit und individuelles Freiheitsrecht. Daher keine Ahnenprobe. Denn „Verbot der Vermischung durch Ehe ist eines der ersten Kriterien einer Kaste“ und es ist „nicht mit den wahren Begriffen der Sittlichkeit und dem Begriffe der Ehe zu vereinigen, daß Ehen andere Hindernisse finden sollen, als die in den Willen der sich verheirathenden Personen und derer, von welchen sie unmittelbar abhängen, liegen, noch andere Reizmittel, als die gegenseitige Neigung und individuelle Convenienz.“ Irgend ein nutzbares, Geld bringendes Vorrecht dem Adel zu lassen, würde nach Humboldt thöricht und ungerecht sein, und er macht mehrere Vorschläge, auf welche Weise die Steuerfreiheit des Adels, deren Fortdauer ihm unmöglich scheint, vermittelst einer billigen Auskunft beseitigt werden könne.<sup>1)</sup> Der Adel bestehe, aber er nehme keine andere Stellung ein, als welche durch den Zweck: politische Organisation und darauf gegründete Verfassung des Staats, bedingt wird. Die Errichtung von Majoraten daher — so sagt er gegen Stein — sei kein Vorrecht des Adels. Dieselbe werde lediglich in Verbindung mit der Berechtigung zur Landstandschafft und mit dem für diese zu erweckenden Interesse betrachtet.<sup>2)</sup> Ueberhaupt aber geht er in Betreff des Adels in allen Stücken von dem großen Grundsatz aus, daß seine Erhaltung eine Sache der Freiheit sein müsse, und daß die Gesetzgebung nicht über den dem Institute selbst einwohnenden lebendigen Trieb hinausgehen dürfe. Nicht mit Gewalt, nicht durch irgend welche künstliche und positive Veranstellungen, wie durch absichtliches Abeln und dergleichen, sondern schlechterdings nur soweit ist der Adel zu halten und zu stützen, „als die Sitte und sein eignes Wesen ihn hält.“ Der Staat thut genug, ihm durch die hergestellte politische Bedeutung einen neuen Antrieb zu verleihen, ihn gesetzlich in die Lage zu versetzen und ihm Freiheit zu geben, „durch seine eigene Kraft in's Leben zurückzukehren.“<sup>3)</sup>

Und Humboldt's Vertrauen zu der Lebenskraft des Adels ist nicht groß. Er weiß, daß das Emporkommen eines Mittelstandes

1) Denkschrift S. 93. S. 98 — 101.

2) Brief an Stein 14. Mai 1819, Perg., V. 376.

3) Denkschrift S. 88, 94. 95.

dem Adel nicht wenig Terrain entzogen hat. Er weiß, daß die Strömung der materiellen wie der intellectuellen Entwicklung der Zeit gegen den Adel geht. Er ist unter Anderm deshalb gegen zu große Häufigkeit von Familien-Fideicommissen, weil er darin eine Absperrung gegen den Einfluß der Industrie erblickt und ihm eine solche nicht ohne moralisch nachtheilige Folgen zu sein scheint.<sup>1)</sup> Nicht nur also, daß er dem Adel jede positive Hülfe Seitens des Staats verweigert: nur wie ein Zweifelnder stellt er sogar das Experiment an, durch gegebenen Impuls den Adel sich selbst retten und wiederbeleben zu lassen. Auch dieser Impuls soll nicht zu einem eigentlichen, auch nur politischen Prärogativ werden. Blos darum, weil man adlich und nicht ganz arm ist, geborner Landstand und über alle Wahl hinausgesetzt zu sein — wie dies die Ansicht von Vincke war — erscheint ihm bereits als ein zu großes Vorrecht.<sup>2)</sup> Mehr aber. Um der fortschreitenden Entwicklung der Verhältnisse nirgends die Wege zu versperren, um die Wirklichkeit ganz wie sie ist, die Zukunft ganz wie sie zu werden verspricht, in die Form der zu gründenden Verfassung hineinzu passen, geht er überall darauf aus, Adel und Nicht-Adel, soweit beide sich factisch berühren, auch verfassungsmäßig in lebendige Beziehung zu bringen. Der Adel soll ein besonderer Stand zu sein versuchen, wenn auch lediglich von politischem Charakter. Allein die Grenzen dieses Standes sollen keinesweges vollkommen geschlossen sein. Vortrefflich, wenn der Adel sich in gemeinsamer Bahn aus eigener Kraft zu regeneriren versteht. Aber unbedingt darauf gerechnet ist nicht. Die intendirte Verfassung würde darum noch nicht über den Haufen stürzen, wenn diese Eine Stütze versagte. Es ist Sorge getragen, daß die Lebensverhältnisse, wie sie wirklich sind, zur Correctur für die precäre Regeneration des Adels werden. Die nichtadlichen Besitzer adlicher Güter stehen den adlichen Besitzern zu nahe, als daß sie politisch von ihnen geschieden werden dürften. Es ist sogar zu erwarten, daß, da Erziehung, Sitten, Lebensart dieselben sind, bei Kindern und Enkeln gar keine Ungleichheit mehr sichtbar sein wird. Soll man bei diesem Stande der Dinge dennoch das Bestehen einer geschlossenen

1) An Stein 14. Mai 1819, Perg., V. 375.

2) Denkschrift S. 114.

adlichen Genossenschaft fordern? soll man jene nichtadlichen Besitzer geflissentlich adeln? soll man die Ausschließung der Bürgerlichen von adlichen Gütern erneuern? Humboldt hebt mit Nachdruck die Differenz hervor, in der er sich in diesem Punkte zu Stein befindet und erklärt es schon in der Denkschrift für nothwendig, jene bürgerlichen Rittergutsbesitzer mit der adlichen Corporation, überall da, wo von Wahl die Rede ist, für das landständische Geschäft zu verbinden.<sup>1)</sup> Auch sonst polemisiert er gegen jede Einrichtung, welche den Adel zu sehr von den übrigen Staatsbürgern absondern würde. Es soll eine erste und zweite Kammer sein. Aber nicht in der adlichen Qualität werde der Eintheilungsgrund gesucht. Es sitzen nach Humboldt Nichtadliche in der ersten und Adliche in der zweiten Kammer.<sup>2)</sup> Dergestalt sucht er überall nach Vermittelung zwischen dem herzustellenden Alten und dem nicht zu ignorirenden Neuen. Er ist gleich conservativ und schonend gegen das Vergangene wie gegen die Keime der Zukunft. Er nimmt endlich nicht minder auf die Verschiedenheit der localen Verhältnisse und Stimmungen Bedacht. Die ganze Behandlung der Adelsfrage hat zum Hintergrunde die Rücksicht auf die Verhältnisse jenseits des Rheins, wo die neufranzösischen Institutionen Platz gegriffen haben. Gewaltfame und geflissentliche Wiederherstellung des Adels würde dort nur erbittern und die Gemüther entfremden. Der hier empfohlene Mittelweg empfiehlt sich daher von einer neuen Seite. „Die bürgerlichen Vorrechte des Adels müssen auch diesseits des Rheins nach und nach aufhören, den Adel selbst aber, als politische Corporation, muß man jenseits mit Vorsicht wiedererwecken.“ „Bei dem Allen aber“ — so fügt der skeptisch behutsame Politiker noch zuletzt hinzu — „scheint es immer viel ausgemachter, daß man in den Rheinprovinzen mit dem Adel nicht weiter, als daß man nur so weit gehen könne, und es kommt dabei immer noch auf genaue Kenntniß aller Districte an.“<sup>3)</sup>

Wie nun an der Behandlung der Adelsfrage, so ließe sich auch in jeder anderen Beziehung zeigen, welche Verwandtniß es mit der

1) An Stein 4. April 1823, a. a. D. S. 781. 782; vergl. Denkschrift S. 104.

2) Denkschrift S. 111. 112.

3) Denkschrift S. 117; vergl. Brief an Stein vom 14. Mai 1819, a. a. D. S. 374.

restaurativen Tendenz Humboldt's hatte. Hier so wenig wie irgend sonst ist er Willens, seine „alten Lehren“ von der Wichtigkeit der individuellen Freiheit und von der Berechtigung des industriellen Fortschritts jener Restaurationstendenz zum Opfer zu bringen oder gegen die abweichende Ueberzeugung selbst einen Stein zurückzunehmen. In der Herstellung des Gewerbezwanges oder der Zunftvereinrichtung kann er diesem nicht beistimmen.<sup>1)</sup> Der ganze Unterschied von Ständen reducirt sich ihm<sup>2)</sup> auf die Gliederung in Städter, Landbauer und grundbesitzender Adel — eine Gliederung, welche von den einfachsten und schlagendsten Gesichtspunkten ausgeht. Innerhalb der Städte verlangt er Theilung in Corporationen, zum Behuf der Besorgung des städtischen Interesse's und „nach dem Grundsatz, daß Theilnahme an einem kleinen, bestimmt abgeschiedenen Körper den Bürgersinn und die Moralität mehr als einzelnes Handeln in einer größern Masse vermehrt.“ Aber weder lästige Schranken noch künstliche oder gehäufte Unterschiede sollen dadurch eingeführt sein. Die einfachste Eintheilung ist ihm die beste; also die in Landbau, Handel und Handwerktreibende, wozu noch eine vierte „gemischte“ Klasse kommen würde. In kleineren Städten würde sich diese Theilung noch vereinfachen: — genug, daß überhaupt das volle Bürgerrecht an der Zugehörigkeit zu einer solchen Corporation haftet, genug, daß Glieder der Gemeinde nur die Glieder von Corporationen sind und keine andere.<sup>3)</sup>

Man sieht: wenig kümmert sich unser Gesetzgeber um das altfränkische Aussehen seiner Einrichtungen: er ist um so mehr beflissen, die wirklichen Mängel der alten Institutionen bei ihrer Wiederbelebung zu tilgen. In Einem Punkte vor Allem sind dieselben principiell fehlerhaft. Sie haben durchweg einen privatrechtlichen Charakter; sie sind nicht beherrscht durch den Begriff des Gesamtstaats, des gemeinsamen öffentlichen und nationalen Interesse's. Hier also muß unbedingt der neuen Zeit Recht gegen die alte geschafft werden. Bei allem Festhalten an dem Sinn des Alten, d. h. an dem Wesen der Gliederung des Ganzen in wieder gegliederte Theile, muß doch Alles, was dem Begriff des Staates widerspricht, ver-

1) 4. April 1823; a. a. O. S. 781.

2) Denkschrift S. 74 ff. u. S. 138.

3) Ebendas. S. 58 — 62.



mieden; es muß „verhindert werden, daß die Theile sich unrechtmäßiger Weise Gewalt anthun, daß sie mit einander in Widerstreit stehen, daß sie auch nur zu scharf abgegrenzt sind, um in ein Ganzes zusammenzuschmelzen.“ Daß überall die oberste Aufsicht des Staates über die verschiedenen Volksbehörden gefordert wird, versteht sich demnach von selbst — eine Aufsicht natürlich, die nicht in Bevormundung, sondern nur in Einführung strenger Verantwortlichkeit bestehen, die somit den Geist und die Fähigkeit der Selbstregierung nicht unterdrücken, sondern befördern soll. Aber auch das Zueinandergreifen der verschiedenen landständischen Behörden und ihr Zusammenwirken zum Ganzen wird beständig im Auge behalten. Auf das Bestimmteste entscheidet sich Humboldt für die Errichtung von Provinzialständen neben allgemeinen Ständen. Auf das Bestimmteste jedoch sucht er zugleich der daran haftenden Gefahr des Particularismus vorzubeugen. Sucht ihr dadurch vorzubeugen, daß er die letzteren nicht aus den ersteren, sowenig wie diese aus den Municipalbehörden hervorgehen, vielmehr alle diese Körper unmittelbar vom Volke wählen läßt. Denn ohne diese Bestimmung „würde der Municipalgeist in die Provinzialstände, der dieser in die allgemeinen übergehen, und da er in den verschiedenen Provinzen nicht derselbe sein kann, so würden in den allgemeinen Ständen schroff geschiedene Massen neben einander dastehen.“ Auf das Bestimmteste endlich fordert er, daß nicht bei Provinzialständen stehen geblieben werde. Fordert es aus vielen Gründen, ganz besonders aber aus dem, daß bloße Provinzialstände ohne die übergreifende Einheit von Reichsständen unausbleiblich eine Trennung der Provinzen, einen Zerfall der Staatseinheit zur Folge haben würden. Er ist überzeugt davon, daß „die Einheit eines Staates nicht gerade auf der Einerleiheit der bürgerlichen und politischen Verhältnisse in allen seinen Theilen“ beruht, überzeugt, daß eine Eintheilung wie die französische Departementaleintheilung die Einheit nur fördert, indem sie zugleich den Despotismus erleichtert.<sup>1)</sup> Allein auf der anderen Seite ist er ebenso überzeugt von der Nothwendigkeit, die provinzielle Verschiedenheit nicht zu einer Quelle der Spaltung und der Schwächung werden zu lassen. Daher sein späteres Votum gegen das von Vincke gehegte

1) Denkschrift S. 135, 20, 53, 134, 136.

Project der Errichtung besonderer Provinzialminister. Das Wesen des Staates, sagt er in der an Vincke im Jahre 1823 gerichteten Denkschrift,<sup>1)</sup> besteht in der Verknüpfung der einzelnen Kräfte zur Gesamtkraft. Diese Kräfte nicht durch Zersplitterung zu schwächen, sondern durch Leitung in gerader Richtung zusammenzuhalten und zu schonen, hat der preussische Staat durch seine ungünstige Lage in Europa noch besonders dringende Veranlassung. Ja, die Frage, ob man Provinzialstände ohne allgemeine schaffen dürfe, oder nicht anders als mit solchen, scheint ihm, wie er am Schluß desselben Schreibens sich ausspricht, identisch mit der: ob ein Staat wieder eine Verbindung mehrerer Staaten werden oder Ein Staat bleiben soll.

Noch ein anderer, mit dem privatrechtlichen Ursprung und Charakter zusammenhängender Fehler drückt das System der ständischen Gliederung. Humboldt verhehlt sich nicht, daß man demselben den Vorwurf machen könne, daß es die Nation zu sehr in verschiedene Theile spalte und allzu complicirt sei. Auch dem sucht er abzu- helfen. Das Streben nach Vereinfachung ist in vielen der angeführten Bestimmungen unverkennbar: nur dies ist unter Anderm der Grund, weshalb er sich dagegen erklärt, zwischen die Municipalbehörden und die Provinzialstände eigentliche Kreisstände einzuschieben.<sup>2)</sup> Vollkommen durchgedrungen indeß — man muß es gestehn — ist dieses Streben nicht. Auch so noch bleibt das Ganze complicirter, als daß nicht Reibungen der einzelnen Theile und somit Hemmung und Verzögerung der Geschäfte voranzusehen wäre. Die Bestimmungen z. B., welche in einem der späteren Paragraphen über die Befugnisse der Provinzial- und der allgemeinen Stände rücksichtlich der Gesetzgebung von Provinzialgesetzen gegeben werden, erscheinen im höchsten Grade unpracticabel. Gewiß freilich ist es, daß, wo irgend Humboldt allzu complicirten Einrichtungen das Wort redet, nicht Parteilichkeit für das Vergangene ihn geleitet hat, sondern die Eine, ihn auf das Entschiedenste beherrschende und immer wieder betonte Ueberzeugung, daß nichts so verderblich sei, als ohne Sachkenntniß nach allgemeinen Ideen zu regieren. Allein verwickelte Künstlichkeit war schon der Fehler seiner deutschen Verfassungsentwürfe. Verwickelte Künstlichkeit war

1) Dorow, a. a. O. S. 21.

2) Denkschrift S. 46.

dasjenige, wohinein sich zu verirren ihm überhaupt immer am nächsten lag. Einfachheit war ihm nach seiner intellectuellen Eigenthümlichkeit am wenigsten natürlich. Im Schreiben wie im Handeln geriet er, ohne es zu wollen, in's Umständliche. Wie seine Gesichtspunkte für praktische Zwecke zuweilen zu tief, so waren seine Einrichtungen nur zu oft zu fein und zerbrechlich.

Nahe verwandt mit der übergroßen Feinheit seiner Reflexion war eine andere, mehr praktische Eigenthümlichkeit seines Geistes, und auch diese hat sich in seinem Verfassungsentwurf abgedrückt. Wenn irgend ein Mann den Muth der Freiheit hatte, so wahrlich er. Was sich ihm irgend aus der fest in's Auge gefaßten Idee des Freiheitslebens als Consequenz ergibt, das ist er bereit, ganz und ohne kleinliches Handeln, ohne Furcht und Zögern zu geben. Allein dieser Muth ist nichtsdestoweniger mit einer gewissen Kengstlichkeit gepaart. Wir nennen Kengstlichkeit, was wir vielleicht besser Bescheidenheit nennen würden. Es ist nicht Besorgniß vor Menschen oder vor Dingen, sondern es ist eine allgemeine und instinktartige Scheu, das Maaß zu überschreiten; es ist die Unmöglichkeit, wegen, rücksichtslos oder vermessen zu verfahren. Sein an Ordnung und Maaß gewöhntes Auge, sein feiner und gebildeter Sinn, seine zarte und aristokratische Constitution will die Linien der Freiheit scharf und bestimmt, rein und elegant gezogen sehen. Alles soll gewährt werden, was durch die Idee der Sache selbst gefordert wird, aber nichts darüber. Wie er selbst, so soll die Freiheit maaßvoll und bescheiden: sie soll ohne Pomp, ohne Lärm und ohne Exceß sein. Selbstregierung wird im Princip durch ihn auf's Reichlichste gespendet, der Möglichkeit freiheitlicher Entwicklung rückhaltlos gehuldigt: aber sparsam und karg wird die Macht angetheilt und der Apparat der Freiheit nur knapp und zurückhaltend bewilligt. Er bleibt hier gelegentlich hinter Stein, dem stark und feck auftretenden, ebenso zurück, wie er in den eigentlichen Grundsätzen der Freiheit ihm voraus ist. Humboldt giebt den Ständen durchaus nie die Initiative. Er spricht sich gegen die periodische Steuerbewilligung aus. Die Dauer der Function der Abgeordneten soll auf sieben bis acht Jahre angesetzt werden, und nicht zu selten scheint es ihm, wenn die allgemeinen Stände alle vier Jahr zusammenberufen werden. Die Wahlen sollen ohne Reden und ohne Aufregung vor

sich gehn, und die Oeffentlichkeit der Verhandlungen soll nur unter seltenen und kleinsten Umständen gewährt werden.<sup>1)</sup>

Genug indefs dieser zerstückelnden Darstellung der in der Denkschrift entwickelten Verfassung! Wir fahren nur fort, Humboldt selbst in seiner Stellung zu den Principien des Constitutionalismus zu charakterisiren, wenn wir jetzt dazu übergehn, seinen Entwurf im Zusammenhang zu übersehn und die Bestimmungen desselben zu einem selbständigen Bilde zu vereinen.

Im Vordergrunde nun dieses Bildes, als die Basis der ganzen Verfassung, steht die Einrichtung der städtischen und ländlichen Gemeinden da. In der Städteordnung existirt bereits, nur vereinzelt, eine solche Gemeindeeinrichtung. Als Princip dabei gilt die Ernennung der obrigkeitlichen Behörde durch die Gemeinde, ein Princip, das jedoch mit Schonung gegen noch bestehende Rechte der Rittergutsbesitzer oder sonst entgegenstehende Verhältnisse durchzuführen ist. In den Städten corporative Organisation. Die Vorsteher sofort der ländlichen und städtischen Gemeinden, sowie die Kreisvorsteher bilden die unterste Stufe landständischer Behörden. Sie haben lediglich zu verwalten, und zwar muß alle Verwaltung des Communalinteresses, soviel irgend möglich, unentgeltlich geschehen.

Die zweite Stufe bilden die Provinzial-Stände. Ihre Bildung geschieht nach den angegebenen ständischen Klassen, durch Volkswahl und zwar so, daß jeder Stand nur Personen aus seiner Mitte und jede Districtswahlversammlung nur in dem Kreise, zu dem sie gehört, eingeseffene Personen wählt. Ein nicht zu hoch zu greifender Steuerfuß, und zwar ein höherer als zur Wahl der Gemeindevertreter, qualificirt allererst zum Wählen. Uebrigens geschehen die Wahlen ohne Mittelstufen — denn das Gegentheil ist unnatürlich und unzweckmäßig. Die Oeffentlichkeit dagegen ist ausgeschlossen — denn es bedarf bei uns nicht wie in England einer so ausdrücklichen Aufbietung und Verstärkung der öffentlichen Meinung zur Sicherung der Unabhängigkeit der Wahlen. Zu den gewählten Mitgliedern der Provinzialstände kommen aber noch erbliche, und so ergeben sich hieraus, sowie aus der allgemeinen Zweckmäßigkeit einer doppelten Berathung, zwei Kammern. Nicht zwar, als ob es eine wesent-

1) S. Denkschr. §. 37 — 38. §. 129. §. 144, 131. §. 140, 132.

liche Sache wäre, ob die Provinzialstände Eine oder zwei Kammern bilden. Gesezt aber, man entschiede sich, trotz der anscheinenden Weitläufigkeit, für Letzteres, so würde die Landstandschaft in der einen Kammer erblich, in der anderen auf Wahl beruhend sein müssen. Die Herrenbank würde bestehen, zunächst aus den eigentlichen d. h. erblich und persönlich berechtigten Erbständen und der hohen Geistlichkeit, sodann aus denjenigen Grundbesitzern, welche fideicommissarische Güter von einer gewissen Größe hätten, endlich aus denjenigen, die einen Steuersatz bezahlen, welcher, nach Verschiedenheit der Provinz, da die obere Kammer nicht zahlreich sein muß, den doppelten oder dreifachen der Abgeordneten in der unteren Kammer ausmacht. Bei den letzten beiden Klassen wäre die Qualität des Adels gleichgültig, und die adelichen Wahldeputirten von geringerem Steuersatz nähmen in der unteren Kammer ihren Platz. So die Zusammensetzung und Organisation der provinzialständischen Versammlung. Ihre Function ist eine zwiefache. Theils Verwaltung, theils Berathung. Sie haben die Privatangelegenheiten ihrer Provinz zu besorgen, und werden dies nur können mittelst eines Ausschusses, zu dem sie sich in ihrer Gesamtheit berathend und beaufsichtigend verhalten. Denn ihre zweite und eigentliche Function ist, daß sie in Berathung eingehn. Ihr desfalliger Geschäftskreis würde sich ausdehnen: auf Zustimmung zu Provinzialgesetzen und Bewilligung provinzieller Steuern, auf Berathung über allgemeine Geseze und Steuern aus dem Standpunkte der besondern Verhältnisse der Provinz, auf eigene Vorschläge zu Gesezen und Einrichtungen, und auf Beschwerdeführungen. Die Verwaltung der niederen wie die der provinzialständischen Behörde steht natürlich unter Controle der Regierung. Diese Controle der landständischen Behörden, sofern sie verwaltend sind, wird, nach ihren verschiedenen Abstufungen durch die ihr gegenüberstehende Abstufung der Regierungsbehörden ausgeübt. Der Landrath berücksichtigt die Kreisbezirke, die Regierung den Ausschuß der Provinzialversammlung, sofern er ihrem Präsidialbezirk angehört, das Oberpräsidium diesen Ausschuß in seinem Ganzen. Der Letztere oder ein eigener Commissarius hat außerdem bei den Provinzialständen alles dasjenige zu thun, was bei der allgemeinen Sache des Landesherrn ist. Die Zusammenberufung kann natürlich nur von dem Landesherrn ausgehn, allein es würde noth-

wendig sein, zu bestimmen, daß sie alle zwei Jahre versammelt werden müßten.

Endlich die allgemeinen Stände. Sie können mit der Verwaltung gar nichts, sondern allein mit der Berathung über Gesetz- und Geldvorschläge von absolut oder relativ allgemeiner, die ganze Monarchie betreffender Natur zu thun haben. Auch sie, soweit sie nicht erblich sind, gehn aus unmittelbarer Volkswahl, nicht aus den Provinzialständen hervor. Zweifelhaft bleibt, ob für diese Wahlen abermals eine höher gegriffene Steuerqualifikation zu fordern wäre. Nicht zweifelhaft, daß sie sich in zwei Kammern theilen müssen. Hier jedoch kann die obere allein aus persönlich zur Landstandschafft berechtigten Personen bestehen, nicht aus gewählten. Es treten in sie die königlichen Prinzen, nach diesen die Mediatistirten, die schlesischen Standesherrn, von dem übrigen Adel diejenigen, welche das bedeutendste Grundeigenthum besitzen, endlich die Häupter der protestantischen und katholischen Geistlichkeit. Willkürliche Ernennung erblicher oder lebenslänglicher Peers durch den Landesherrn muß nach Humboldt in die Verfassung aufgenommen werden, da es „dem Landesherrn zu sehr die Hände binden würde, das Recht dazu nicht zu besitzen.“ Andererseits jedoch wird „das wahre Wesen der oberen Kammer dadurch unzweckmäßig alterirt“ und es muß daher „Staatsmaxime bleiben, nicht häufig von diesem Rechte Gebrauch zu machen.“ Die Befugnisse nun dieser und beziehungsweise der Provinzialstände anlangend, so entscheidet sich die Denkschrift auf das Bestimmteste dagegen, daß dieselben eine bloß berathende, und dafür, daß sie eine entscheidende Stimme haben. Die Stände nämlich bloß zu beratenden Behörden zu machen, „nimmt dem Institute zu viel von seiner Würde und seinem Ernst,“ und: „über Entschlüsse, die man doch auszuführen gesonnen ist, allgemein auszusprechende Mißbilligung gleichsam hervorrufen zu wollen, kann unmöglich zweckmäßig genannt werden.“ Unmöglich zweckmäßig auch, das Entscheidungsrecht bloß auf verfassungswidrige Maaßregeln zu beschränken; denn „die Stände würden dadurch veranlaßt werden, wenn nicht durch sophistische, wenigstens doch durch spitzfindige Gründe, sehr entfernt liegende Beziehungen der gemachten Vorschläge mit Verfassungsgesetzen aufzusuchen, um Verletzungen derselben darin anzutreffen, und dadurch den schlimmsten Geist, den Stände haben können, einen Sachwaltergeist annehmen.“

Also ein wirkliches Entscheidungsrecht in Beziehung auf alle eigentlichen Gesetze, sowie in Beziehung auf die Besteuerung. Auf der anderen Seite jedoch, „um der Regierung gehörige Freiheit und Sicherheit für die Ausführung ihrer Zwecke zu lassen,“ genaue Bestimmung des Begriffs der Gesetze, sowie der Art der Steuerbewilligung, verbunden mit Erschwerung der Form der auszusprechenden Mißbilligung. In ersterer Hinsicht sind nicht als Gesetze, welche der Berathung der Stände unterliegen, alle diejenigen, wenn auch allgemeinen Vorschriften zu betrachten, welche unmittelbar zur Ausübung der Verwaltungspflichten der Regierung gehören. Die Steuerbewilligung, zweitens, anlangend, so genügt es, nach Humboldt, wenn jede Veränderung des Besteuerungs- und des Vermögenszustandes des Staates den Ständen zur Entscheidung vorgelegt, im Uebrigen aber ihnen zwar bei ihrer jedesmaligen Zusammenberufung das Budget mitgetheilt, ihren desfalligen Bemerkungen und Rügen jedoch keine zwingende Folge gegeben würde.<sup>1)</sup> Anlangend endlich den dritten Punkt, die Form der auszusprechenden Mißbilligung eines Gesetzesvorschlages, so könnte, meint Humboldt, bestimmt werden, daß, um die Zustimmung zu demselben zu bewirken, die absolute Mehrheit der Stimmen genügen solle, dahingegen, um die Nichtannahme zu begründen, zwei Drittel der Stimmen sich gegen den Vorschlag vereinigen müssen. Daß ferner weder die Provinzial- noch die Reichsstände das Recht der Initiative haben sollen, wissen wir bereits. Es soll ihnen unbenommen sein, eigene Vorschläge zu Gesetzen und Einrichtungen zu machen, allein „sie können nie die Regierung gewissermaßen nöthigen, über einen Vorschlag in Discussion einzugehen“, und jene Vorschläge selbst „müssen nur im Allgemeinen, mehr um den Gegenstand anzuzeigen, als um ihn auszuführen, gemacht werden.“ Bleibt endlich das Recht der Beschwerdeführung, und, was damit zusammenhängt, der Ministeranklage Seitens der allgememeinen Stände. Es ist seltsam und zugleich bezeichnend sowohl für die Unschuld jener Zeit wie für die Bescheidenheit Humboldt's, in welcher Weise sich derselbe für dies letztere Recht zwar erklärt, aber doch nicht entscheidet. „Gegen die Sache ist nichts zu sagen, sie ist vielmehr unlängbar heilsam.“ Allein „diese Befugniß

1) Denkschrift §. 28, §. 129.

stellt die Stände, die auch einen vom Regenten beschützten Minister angreifen können, in eine gewissermaßen imponirende Lage gegen ihn.“ Es ist dies daher „eine Frage, die der Landesherr selbst allein entscheiden muß.“

Nicht blos ständische Behörden indeß, sondern eine Constitution im vollen Sinne des Wortes wollte Humboldt. Auch in seinen Entwürfen einer deutschen Verfassung hatte er neben den Rechten der Stände die allgemein zu bewilligenden Unterthanenrechte aufgezählt. Ebenso jetzt. Mit der Verfassung zugleich muß als ein integrierender Theil derselben Sicherheit der Person und des Eigenthums, Freiheit des Gewissens und der Presse gewährt und formell verbürgt werden. Er fügt die Sicherung des ungestörten Laufs der Gerechtigkeit durch die Bestimmung der richterlichen Unabseßbarkeit hinzu, und ist geneigt, die letztere auch noch auf einige andere Staatsdiener auszudehnen.<sup>1)</sup>

So ungefähr waren die Principien und so die äußeren Umrisse der Verfassung, welche Humboldt im Sinne hatte. Eins hatte dieser Plan vielleicht vor allen Plänen voraus, welche später theils nur entworfen, theils wirklich versucht worden sind. Es war, um es mit Einem Worte zu sagen, ein ehrlicher Plan. Er enthielt keinen Paragraphen, den die Consequenz einer einseitigen Doctrin der freien Ueberzeugung seines Urhebers abgenöthigt hätte. Es war keine Bestimmung in ihn aufgenommen, die darauf berechnet gewesen wäre, etwa auf dem Papiere dem Liberalismus zu imponiren, um ihn in praxi alsbald zu enttäuschen. Es war Alles aus der Idee der Sache selbst mit derselben Umsicht und Folgerichtigkeit, mit derselben Sachlichkeit und Wahrheitsliebe abgeleitet, die in den wissenschaftlichen Arbeiten Humboldt's uns Achtung und Bewunderung abnöthigt. Und diese Idee war nicht etwa blos eine freisinnige, sondern die Idee der Freiheit selbst, der Gedanke der Selbstthätigkeit und der Selbstregierung der Nation. Unsere feste Ueberzeugung daher ist es, daß diese Verfassung, mit ihrer ängstlichen Begrenzung der Befugnisse des Parlaments, innerhalb eines Menschenalters die Nation weiter auf der Bahn der Freiheit und des Rechts geführt haben würde, als sie es jetzt nach einer längeren Zeit ist. Jene Schranken wür-

1) A. a. O. S. 7—9.



den sich erweitert, der echte Sinn und die rechte Fähigkeit der Theilnahme am Staate würde sich festgesetzt haben. Wenn wir die Wahl hätten, im Jahre 1819 die Humboldt'sche, oder heute die heutige preußische Verfassung zu haben, so würden wir keinen Augenblick zögern, uns für das Erstere zu entscheiden. Denn so entstanden und so beschaffen wie sie ist, verhindert diese heutige Verfassung nicht, daß ihr Formalismus zum Gefäß und zur Stütze büreaukratischer Willkür wird und daß die Nation theilnahmslos dem verhängnißvollen Gange der Staatsleitung zusieht. Jenem Büreaukratismus gerade würde die Charte Humboldt die Spitze abgebrochen, und den Volksgeist würde sie wachsam, rege und eifersüchtig auf die Interessen und die Ehre des Königreiches gemacht haben. Solche Wirkungen versprach sich Humboldt selbst von der Einführung seiner Charte. Er sah im Geiste voraus, wie der Ständeversammlung gegenüber eine schwankende und inconsequente Regierung sich nicht werde halten können. Er wollte und glaubte damit zu haben eine Bürgschaft gegen Mißregierung. Er sah damit auf doppelte Weise die Verantwortlichkeit des Ministeriums wachsen, „einmal gegen die Landstände, und dann gegen den König, der in den Landständen, zu seiner eignen Hilfe und Leitung, einen strengen und sachkundigen Beurtheiler seiner Minister erhält.“ Er sah endlich in seinen Ständen ein Princip der Erhaltung und der Stätigkeit, des letzten Zweckes und Haupterfordernisses alles Regierens, — einen Zügel, so meinte er, gegen die Lust zu neuen Gesetzen und Einrichtungen, die ohne einen solchen leicht in bloße Einfälle ausarten. Er irrte nun zwar, wie wir glauben, wenn er alle diese Ziele durch einen so zahmen Parlamentarismus glaubte erreichen zu können. Aber er würde ebendeshalb, da er einmal das Ziel wollte, auch die Mittel gewollt, und zu jeder durch die Erfahrung sich als nothwendig erweisenden Erweiterung der ständischen Machtbefugnisse den Muth gehabt und die Hand geboten haben. „Um der Erfahrung ihr Recht und der fortschreitenden Entwicklung der Institute aus sich selbst Spielraum zu lassen,“ forderte der Schluß seiner Denkschrift, daß nur das Wesentlichste und Charakteristischste fest und unwiderruflich hingestellt, Anderes als verhältnißmäßig gleichgültig behandelt und nicht sofort als Gesetz ausgesprochen werde.<sup>1)</sup>

1) Denkschrift S. 157.

Nicht aber ein Bild blos der zu gebenden Verfassung, sondern ein Bild auch von dem Gange ihrer Einführung, ein sehr bestimmtes, stand ihm vor Augen. An die Stein'sche Städteordnung sollte sich stufenmäßig alles Uebrige anlehnen. Die möglichste Beschleunigung lag in seiner Absicht. Nach überall hin müsse man zugleich arbeiten, allein, wenn das Gebäude an Einer Stelle eher zu Stande komme, als an einer andern, so sei darum auf diese nicht zu warten. Eins aber stand ihm vor Allem und unverbrüchlich fest. Unter keinen Umständen, erklärt er wiederholt, darf der Schlussstein des Ganzen fehlen. Man darf nicht bei Provinzialständen stehen bleiben, oder die allgemeinen auch nur sehr langsam auf sie folgen lassen. Die Provinzialverfassungen müssen um einige Zeit der allgemeinen vorangehn. Die Nation muß sich erst einen anschaulichen Begriff von dem ständischen Leben erwerben. Vieles muß erst in den Provinzen vorbereitet werden, um dann als Gesetzentwurf vor die allgemeine Versammlung gebracht werden zu können. Auch wird die Verwaltung auf diese Weise Zeit gewinnen, in einer festeren Haltung den Ständen gegenüberzustehen. Allein innerhalb zweier Jahre nach Vollendung der Provinzialverfassung müßte die allgemeine Versammlung auf jeden Fall zusammenberufen werden, und Alles müßte in der Zwischenzeit den festen Willen bekunden, sie in Wirksamkeit zu setzen. Er rechnete, daß, unter glücklichen Umständen, im Jahre 1820, höchstens 1821, die ständischen Versammlungen in allen Provinzen gebildet sein, und im Jahre 1822, höchstens 1823, die Zusammenberufung der Reichsstände auf sie folgen könne. Bis zu letzterem Termin müßten, nach seiner Idee, auch alle zur Verfassung gehörenden organischen Gesetze zu Stande gebracht und die Pressfreiheit angebahnt sein, so daß die Zusammenberufung der allgemeinen Versammlung auch in dieser Beziehung das Ganze abschloße. So war im Februar 1819 seine Idee, so war sie, was den Hauptpunkt anbetrifft, noch im November 1821, noch im April 1823, zu einer Zeit also, wo jene Termine längst vorbeigelassen waren, zu einer Zeit, wo sich bereits selbst die Vincke und Stein an den Gedanken gewöhnt hatten, mit Provinzialständen als mit einer Abschlagszahlung vorlieb zu nehmen. Humboldt blieb dabei, daß Provinzialstände ohne allgemeine besser unterblieben; wie schon in der Denkschrift von 1819, setzte er seine von der Vincke'schen

und Stein'schen abweichende Ansicht mit Bestimmtheit und mit Argumenten auseinander, die darum nicht minder überzeugend sind, weil sie in den feinsten Wendungen verlaufen. Es ist unerläßlich, daß bei Einführung von Provinzialständen der Plan für die allgemeinen schon vollständig festgesetzt, ja daß er als Ganzes schon bekannt sei. Mit isolirten wird man keinen der Vortheile allgemeiner, wohl aber alle und neue Nachtheile haben. Daß Humboldt einen und nicht den geringsten dieser Nachtheile in der Zerreißung des Staates erblickte, haben wir bereits gehört. Weiter jedoch. Nicht bloß der Staat als solcher, sondern auch die Verwaltung an sich würde dadurch in eine seltsame Disharmonie gerathen. Provinzialstände können nur für Provinzialzwecke dienen, und Allgemeines kann der Staat nicht durch sie erreichen wollen. Die allgemeinen Staatsmaafregeln also würden ohne allen Einfluß ständischer Verfassung fortgehn, oder — noch schlimmer — sie würden eine schiefe und schädliche Richtung erhalten. Aber eine noch verderblichere Erscheinung würde eintreten. Das Bedürfniß und die Consequenz der Sache selbst würde sich auf anomalem Wege geltend machen. Die Provinzialversammlungen würden versuchen, sich an die Stelle der fehlenden Centralversammlung zu setzen; sie würden künstlicher Weise den provinziellen Angelegenheiten eine allgemeine, den allgemeinen eine provinzielle Seite abzugewinnen wissen. Und dieses Ueberschreiten ihrer nothwendigen Schranken, verderblich an sich, würde der Regierung unsägliche Schwierigkeiten bereiten. Denn diese hätte sich nunmehr über Eine Maafregel mit vier, fünf und mehr Versammlungen zu verständigen, von denen jede noch dazu, ihrer Stellung nach, die Sache aus einem einseitigen Gesichtspunkt ansieht, und überall würden die Bewohner der Provinz auf Seiten ihrer Stände und gegen die Regierung sein. Damit nicht genug. Die Provinzialstände, je beschränkter ihre Befugniß ist, würden gerade das Recht der Beschwerdeführung für ihre wesentlichste Befugniß halten. Sie würden, wie getheilt immer sonst in ihren Ansichten, gegen die Pläne der Regierung öffentlich oder geheim in Verbindung treten und sich gegenseitig unterstützen, und die Regierung würde dieser Opposition gegenüber in einen ewigen Kampf, in polizeiliche Maafregeln, in ein beständiges Entgegenwirken verwickelt werden. Dergestalt würde sich in jeder Weise die Unmöglichkeit herausstellen, bei Provinzialständen

stehen zu bleiben. Die Schwierigkeiten, welche die Verwaltung bei ihnen finden werde, würden bald genug die Nothwendigkeit allgemeiner Stände fühlen lassen. Gerade da aber werde sich erst die ganze Größe des Uebels offenbaren. Nicht eben auf revolutionäre Weise, so aber „wie man im Schachspiel durch unmerklich gesetzte Steine weiß, welchen Zug der Gegner nach acht oder zehn Zügen wird thun müssen,“ — so werde ein solches Verfassungsfragment früher oder später die Regierung nöthigen, die Vollendung des Ganzen auf eine ganz andre Weise vorzunehmen, als sie es sich gedacht haben möge. Der Geist des Instituts werde allbereits verdorben sein, und es werde schwer sein, den einmal verdorbenen zu verbessern.<sup>1)</sup>

Daß solches der Geist und die Ueberzeugungen des für die ständische Angelegenheit designirten Ministers waren, und daß dennoch erst achtundzwanzig Jahre später die erste allgemeine Ständeversammlung berufen wurde, dies ist eine der Thatsachen, durch welche auf den unseligen Geist unserer Restaurationsperiode ein schlagendes Licht geworfen wird. Wie wenig guter Wille bei der Ernennung Humboldt's mitgewirkt, wie viel böser seinen Einfluß nachträglich unschädlich zu machen bemüht war, das kam bald genug an den Tag. Während jede Stunde, um welche das Verfassungswerk aufgehalten wurde, eine unwiderbringliche Versäumniß war, so ließ man, unter dem Vorwande des sich hinzögernden Territorialgeschäfts, Humboldt Monate lang in verhältnißmäßig unwichtiger Beschäftigung in Frankfurt. Die Schuld war keines Anderen als Hardenberg's. Er wünschte offenbar die Verfassungsangelegenheit noch vor Humboldt's Ankunft auf einen Punkt zu bringen, wo sie dem Einfluß von dessen abweichenden Ansichten entrückt sei; ja es verlautete zu wiederholten Malen, daß ein Verfassungsentwurf bereits vollendet und vom König unterzeichnet sei. Inzwischen versuchte der Staatskanzler, sowie der Termin der Berufung Humboldt's unvermeidlich näher rückte, zugleich eine persönliche Annäherung an diesen. In demselben Augenblick, wo das Frankfurter Geschäft zu Ende ging, erhielt derselbe die verbindlichsten Briefe von dem Staatskanzler und die, nunmehr

1) Denkschrift S. 150. An Winke, bei Dorow, a. a. D. An Stein d. d. Januar 1823 und 4. April 1823, bei Perz, V. 769 — 775 u. 783.

Hym, W. v. Humboldt.

überflüssige Erlaubniß, seine Functionen einem Andern zu übertragen. Am 20. Juli wurde von den Bevollmächtigten der Territorialendreceß unterzeichnet, und zwei Tage darauf verließ Humboldt Frankfurt. Noch bis auf den letzten Augenblick hatte er die Frankfurter Wartezeit in jeder Weise benutzt, um sich für seine Berliner Thätigkeit vorzubereiten. Auch nachdem Stein im April nach Nassau zurückgegangen war, hatten die Mittheilungen und Debatten über die Verfassungsfrage fortgedauert, und sie waren mündlich bei einem Besuche Humboldt's in Nassau im Mai und Stein's in Frankfurt im Juni wieder aufgenommen worden. Auch Niebuhr war durch Humboldt von diesen Verhandlungen in Kenntniß gesetzt und um seine Ansicht befragt worden. Auch mit Witzleben hatte er Correspondenz gepflogen. Er hatte sich endlich von Ems aus, Anfang Juli, — wo er mit seiner aus Italien zurückgekommenen Frau verweilte — nach Coblenz begeben, um sich noch zuletzt durch Besprechung mit seinen dortigen Freunden und Standesgenossen von den Zuständen und der Stimmung der Rheinprovinz zu unterrichten.

Ende Juli in Berlin angekommen, ward er am 12. August feierlich in seine neue Stellung durch den Staatskanzler eingeführt. Die Art, wie er von diesem empfangen, wie ihm von seinen Collegen entgegengekommen wurde, die Lage selbst, in welcher er die Verfassungsangelegenheit fand — Alles erfüllte ihn anfangs mit dem Glauben, daß es bei einiger Beharrlichkeit doch am Ende möglich sein werde, dem König und der Nation einen großen Dienst zu leisten. Eben dies war die Hoffnung, mit welcher man im Publicum seinen Eintritt in's Ministerium begrüßte. Wie die Stein und Niebuhr, so erblickten alle Freunde des Verfassungswerkes in ihm eine Bürgschaft, daß es noch Ernst sei mit den gegebenen Verheißungen, und daß in dem unschlüssigen Gange der preussischen Politik endlich eine Wendung zum Besseren eintreten werde.

Wenige Wochen reichten hin, um die guten Erwartungen Humboldt's herabzustimmen. Er fand bald, daß man Minister sein könne, ohne irgend auf die oberste Leitung der Dinge einen Einfluß zu üben. Dritthalb Monate war er in Berlin, ohne den König auch nur gesehen zu haben. Kein anderer als schriftlicher Verkehr fand zwischen diesem und dem Ministerium Statt. Nur Einer verkehrte direct mit dem König. Der Staatskanzler war es, welcher, nach Humboldt's

Ausdruck, eine „abgesonderte Behörde“ ausmachte und dadurch im Besitz einer allmächtigen Stellung war, im Stande, jede ihm un-  
bequeme Maaßregel zu hintertreiben, jeden wohlthätigen Einfluß des  
Ministeriums auf den allgemeinen Gang der Geschäfte zu lähmen.

Dieser formellen Allmacht des Staatskanzlers gegenüber, bei  
diesem desorganisirten Zustande der obersten Behörde konnte von  
einer Förderung der Verfassungssache nicht die Rede sein. Zwar  
ward jetzt aus der bereits bestehenden Verfassungscommission, kurz  
nach Humboldt's Eintritt in das Ministerium, von dem König ein  
engerer Ausschuß ernannt. Er bestand unter dem Vorsitz des Staats-  
kanzlers aus Humboldt, Schuckmann, Ancillon, Eichhorn und Daniels,  
und sollte einen, dem weiteren Ausschuß späterhin zur Prüfung vor-  
zulegenden Entwurf ausarbeiten. Allein erst Mitte October konnten  
die Sitzungen dieses Comitè's beginnen. Bis dahin hatte Humboldt's  
Bestreben sich auf die Regelung der Geschäftsthätigkeit des Gesamt-  
ministeriums, auf Reformen im Geschäftsgange seines speciellen De-  
partements, auf die Bearbeitung der laufenden Sachen dieses De-  
partements beschränkt. Er wird hier den Grundsätzen gemäß ge-  
handelt haben, die er in einer späteren Denkschrift ausspricht, dem  
Grundsatz, daß nichts verderblicher sei, als sich bis in Einzelheiten  
in entfernte und Provinzialverhältnisse einmischen zu wollen, dem  
anderen Grundsatz, daß der Geist, in welchem die Gesetze behandelt  
werden, allein im Stande ist, ihre Lücken zu ergänzen, ihre Be-  
stimmungen wirksam oder unwirksam für ihren Zweck, drückend oder  
nicht drückend für die ihnen Unterworfenen zu machen.<sup>1)</sup>

Allein um auch nur mit vorbereitenden Umgestaltungen des  
Communalwesens vorzugehen, glaubte er die Feststellung der allge-  
meinen Grundsätze der künftigen Verfassung, sowie eine Verstärkung  
seiner Arbeitskräfte abwarten zu müssen.

Er wartete umsonst. Ansichten und Stimmungen hatten bereits  
in den höchsten Regionen Platz gegriffen, die weit von dem Geiste  
ablagen, in welchem einst die Verfassungsverheißung gegeben worden  
war und die auf ganz entgegengesetzter Bahn nothwendig immer  
weiter fortführen mußten. In Oesterreich hatte man von Hause  
aus den Gedanken ergriffen, daß es vor Allem Noth thue, die durch

1) Ueber die Wiederherstellung der Provinzialminister S. 27 und S. 16.

den Kampf um die Freiheit hervorgerufene Erregtheit der Gemüther und die ungewöhnliche Wallung des Nationalgeistes wieder zu beschwichtigen. Man strebte also daheim in das alte Geleise des Bevormundungs- und Polizeisystems zurück; man suchte auch in dem übrigen Deutschland constitutionellen Institutionen entgegenzuwirken. Schon mit der Verzögerung des Verfassungswerkes in Preußen war ein Großes gewonnen. Man durfte auf die Langsichtigkeit Friedrich Wilhelm's rechnen und hoffte, mit seiner Gewissenhaftigkeit fertig zu werden. Man hatte in der Schwäche, der Trägheit und Eitelkeit Hardenberg's, wenn man sie geschickt benutzte, ein hinreichendes Gegengewicht gegen die Oberflächlichkeit seines Liberalismus und Constitutionalismus. Man war endlich jener Partei in Preußen, die in Wittgenstein ihr Haupt hatte, für diese reactionären Pläne gewiß. Die politische Unreife des Volkes, die natürliche Abspannung nach der Ueberanstrengung des Kampfes, die Voreiligkeiten und Excentricitäten der Jugend kamen überdies zu Hülfe. Bald hatten in Preußen die Bewunderer der Metternich'schen Weisheit gewonnenes Spiel. Auf das Vorspiel des Wartburgfestes folgte die That Sand's und das Löning'sche Attentat. „Nun sei eine Verfassung unmöglich“ hatte Hardenberg ausgerufen. Nun, in der That, hatten alle diejenigen, welche von einer Verfassung nichts wissen wollten, für ihre Bestrebungen den erwünschtesten Vorwand. Es begann nun die antidemagogische Betriebsamkeit des Herrn von Kämpf, ein schaamloses und lächerliches System der Verdächtigung und der Spionage, eine Kriegführung des Staats gegen Studenten, weil sie Lieder gesungen, und gegen Männer, weil sie in Briefen von öffentlichen Dingen gesprochen. Nun auf einmal hatte man ein Regierungssystem: — das System der Furcht und des bösen Gewissens. Nun auf einmal einigte man sich in ganz Deutschland zu einem gemeinschaftlichen Zweck: — dem Zweck der Unterdrückung und der polizeilichen Tyrannei. Von Wien aus erging an die deutschen Cabinette die Einladung zu den Karlsbader Conferenzen. Die Beschlüsse dieser Conferenzen, welche mit Einem Schlage die Presse, die Universitäten, die Repräsentativverfassungen trafen und zu Gunsten einer neuen Bundespolizei die Selbstständigkeit der Einzelstaaten schwer verletzten, wurden alsbald mit Einstimmigkeit zum Bundesbeschluß erhoben. Und alles dies sollte nur der Anfang des Endes sein. Denn schon war ein neuer Con-

groß nach Wien ausgeschrieben, um das Eisen zu schmieden, weil es warm war. Es galt, die Axt an die Wurzel zu legen, die Verfassungsverheißung des 13. Artikels der Bundesacte unschädlich zu machen. Für diesen Congreß hatte sich Metternich Humboldt ausersuchen. Eben den, welcher an der Fassung jenes Artikels der Bundesacte einen Hauptantheil hatte. Eben den, von dessen Opposition gegen die Karlsbader Beschlüsse er gehört haben mußte. Offenbar nicht trotzdem wollte er ihn, sondern gerade deswegen. Er kannte seine abweichenden Ueberzeugungen, aber er kannte zugleich die Macht dieses Geistes, die Talente Humboldt's für die Debatte und die Diplomatie. Kühner und selbstvertrauender als Hardenberg fürchtete er den alten Freund nicht, sondern hoffte ihn zu gewinnen. Schon als im Jahre 1817 das falsche Gerücht von Hardenberg's Tode zu ihm gedrungen war, hatte er, in Erinnerung der alten Freundschaft, seltsam genug, die Erwartung ausgesprochen, daß Humboldt Hardenberg's Nachfolger sein werde.<sup>1)</sup> Er rechnete jetzt, daß, wenn dieser gewonnen würde, Alles gewonnen sei, vielleicht, daß er, wenn nicht zu gewinnen, so doch in der öffentlichen Meinung zu discreditiren und dadurch unschädlich zu machen sei. Er hatte sich gänzlich verrechnet. Auch Humboldt erblickte in dem demagogischen Treiben „eine Art der Verblendung und des Irrwahns, die im Schwange gehen.“ Aber er meinte nicht, daß man eine Krankheit heile, wenn man ihre Symptome gewaltsam vertreibe. Er kannte die Ursache derselben und er kannte das Heilmittel. „Ich kann,“ so schreibt er an Stein, „die Art, wie man die hochverrätherischen Umtriebe behandelt, nicht billigen. Kein inquisitorisch zu verfahren, die Idee der Gefahr auf das Aeußerste zu steigern, und, was nun eigentlich das Gefährliche ist, in tiefes (zum größten Theil auch uns im Staatsministerium nicht enthülltes) Geheimniß zu hüllen; sich, nachdem man sich fast über nichts hat einigen können, darüber am Bundestag zu verbinden, und dieser so wie Sie sie kennen beschaffenen Versammlung eine solche Gewalt beizulegen, die Souveränitätsrechte der Einzelnen, namentlich Preußens, in einigen Dingen für immer so zu beschränken, und in andern wenigstens ein Beispiel zu geben wie sie beschränkt werden können — heißt,

1) Sageru, zweiter Pariser Friede, I. 226.



meines Erachtens, ganz über dasjenige hinausgehn, was hier notwendig und was heilsam war. Alles blos polizeiliche Treiben verfehlt allemal seinen Zweck, es macht das Uebel in seiner Wurzel immer schlimmer, und kommt nie dahin, alle Ausbrüche zu hemmen ja nur zu entdecken. Meines Erachtens mußte man polizeilich blos aufmerken, aber gerichtlich und gesetzlich strafen, disciplinärlich mit Strenge und ernster Thätigkeit verfahren, Vertrauen der Regierungen auf ihre Autorität und auf die Stimmung und Gesinnung der großen Masse zeigen, Verfassungen, nicht, wie man immer sagt, liberal, aber ehrlich und vernünftig gründen, und die möglichste Ordnung, Sparsamkeit und Gerechtigkeitsliebe in die Verwaltungen bringen.“<sup>1)</sup>

Bei dieser Stellung Humboldt's zur Demagogenfrage mußte ihm die unzulängliche Stellung des Ministeriums und das Verhältniß desselben zum Staatskanzler doppelt empfindlich sein. Je enger die dem ständischen Minister anvertrauten Angelegenheiten mit dem Repressionsystem von Karlsbad und Frankfurt in Zusammenhang standen, um so weniger konnte er dulden, daß die Politik des Staatskanzlers ihre eigenen Wege ginge. Er konnte nicht für die Verfassungsangelegenheit die Verantwortlichkeit tragen wollen, während in einer höheren Region im Sinne der Karlsbader Beschlüsse gegen die Verfassung gearbeitet wurde. So viele Hindernisse erspriesslicher Wirksamkeit indeß schlugen ihn noch immer so wenig nieder wie die „Zerfallenheit“ der Dinge im Jahre 1809. „Ich arbeite,“ schrieb er an Stein, „mit Resignation, mit Eifer, und ich kann sagen selbst mit Heiterkeit. Allein ich kann, wenn es nicht besser geht, und ich keine Aenderung bewirke, es nur höchstens bis zum Frühjahr fortsetzen.“ Denn dann, fügt er hinzu, „sinkt auch das Vertrauen, das man jetzt noch zu mir hegt, und ohne Vertrauen macht man im Verwalten nichts.“<sup>2)</sup>

Noch früher indeß sollte seiner Thätigkeit ein Ziel gesetzt werden. Sie war und mußte eine wesentlich oppositionelle, ein Kampf gegen die Stellung und ein Kampf gegen das System des Staatskanzlers sein. In ersterer Beziehung brachte Humboldt leicht das ganze Ministerium auf seine Seite. Es stellte in einem eignen Berichte dem Könige die Unzulänglichkeit seiner Stellung und die Unmöglich-

1) Berk, V. 437.

2) Ebendas. S. 440.

keit einer Verantwortlichkeit, wenn der Staatskanzler eine abgesonderte Behörde ausmachte, vor, ohne indeß dadurch etwas zu erreichen. Es gelang Humboldt ebenso, das Ministerium zu einer Gesamtopposition gegen die Karlsbader Beschlüsse zu vereinigen, die er für „schändlich, unnational, ein denkendes Volk aufregend“ erklärte. Er sprach darüber im Ministerium, wie er an Stein geschrieben. Er behauptete, der Minister, welcher versprochen, preussische Unterthanen fremden Gerichten zu unterwerfen, überschreite seine Befugnisse. Er verlangte daher, daß Bernstorff in Anklagezustand versetzt, seinem Auftreten in Karlsbad die Ratification versagt und zugleich vorgesehen werden solle, daß in Zukunft dergleichen Beschlüsse nur unter Billigung des ganzen Staatsministeriums gefaßt werden könnten. Mehrmals nahm das Ministerium Anlaß, sich in ähnlichem Sinne in schriftlichen Vorstellungen gegen den König zu äußern. Solche Äußerungen indeß konnten nur missfallen. Der Staatskanzler hatte es in der Hand, ihren Erfolg zu vereiteln. Ein ungnädiger Bescheid war die Antwort. Nichts destoweniger setzte Humboldt seine Opposition fort, und wenigstens die Minister von Boyen und von Beyme hielten auch jetzt noch mit ihm zusammen. Diese drei überreichten nunmehr dem König besondere Memoiren gegen die Karlsbader Beschlüsse, welche inzwischen am 18. October in Preußen publicirt worden waren. Die Differenzen indeß zwischen Humboldt und dem Staatskanzler beschränkten sich nicht hierauf. Mehr als einmal gaben die Geschäfte die Gelegenheit, die Verwaltung wie sie war und damit indirect den Staatskanzler zu kritisiren. Dieser begriff, auf allen Seiten von Humboldt bedrängt und angegriffen, daß Er nicht Staatskanzler bleiben könne, wenn jener Minister bleibe. Er sprach es unverhohlen aus, daß einer von ihnen beiden weichen müsse und stellte dies dem Könige vor. Nun hatte der Kriegsminister von Boyen, aus Mißvergnügen über eine die Landwehr betreffende, vergeblich von ihm bekämpfte Maasregel Mitte December seinen Abschied gefordert. An diesen Schritt knüpfte Hardenberg den Streich, den er gegen die ganze Opposition im Ministerium und vor Allem gegen deren Führer beschlossen hatte. Er hatte nur wenig noch von dem Ruf seiner besseren Tage und nur wenig von eigentlicher Ueberzeugung zu opfern. Aber auch zu leben hatte er nur kurze Zeit noch, und es stand fest bei ihm, daß er diese kurze Zeit noch Staatskanzler bleiben wolle.

Er beschloß daher, seiner Stellung zu Liebe mit seiner Vergangenheit und mit Allem zu brechen, wodurch er sich einst diese Stellung verdient hatte. Der Genosse Stein's und Humboldt's, der langjährige Repräsentant des Liberalismus in Preußen ließ sich herbei, mit Wittgenstein, dem Vater der Reaction, aber dem Manne, der das Ob und das Vertrauen des Königs besaß, gemeinschaftliche Sache zu machen. Mit ihm und mit der österreichischen Partei verbündet, drängte er daher auf Humboldt's Entfernung, — und erreichte sie. Wenige Tage nach Bohen's und des Generalmajors von Grolmann Entlassung, am letzten December, erhielt mit Beyme auch Wilhelm von Humboldt seinen Abschied.<sup>1)</sup>

So war das Ende von Humboldt's eigentlicher politischer Laufbahn. Sie war, in ihrer letzten Hälfte zumal, nicht sowohl glänzend als fleckenlos. Sie war überhaupt nicht reich an Erfolgen und sie endete mit einem Fehlschlagen. Allein kein sittlicher Vorwurf und keine Reue haftete daran. Wohin immer er gestellt worden war, hatte er mit musterhafter Pflichttreue den Aufgaben seiner Stellung sich hingegeben. Sein meditatives Wesen machte ihn nicht weichlich weder zu praktischer Arbeit, noch, wenn sie unvermeidlich waren, zu praktischen Kämpfen. Er war ein Greis, der noch vor dem Pfluge seine Schuldigkeit that. Aber Pflichttreue und Arbeitsamkeit waren in der Reihe seiner staatsmännischen Tugenden die untergeordnetsten. Eine langjährige diplomatische Thätigkeit hatte den Wahrheitsinn und die moralische Integrität dieses Mannes, in Allem was sich auf das öffentliche Leben bezieht, auch nicht mit einem Hauche berührt. Er war aus der Verwaltung in die Diplomatie hinübergetreten mit dem Bekenntniß, daß er kein höheres Ziel der Thätigkeit kenne als Ruhe und Freiheit des Gewissens. Er war in die Verwaltung zurückgetreten, mit dem Entschlus, mit redlicher und freimüthiger Gesinnung, ohne Intrigue und eigennützige Absichten zu wirken, was er wirken könne. Seine Ueberzeugung war die, daß ohne Reinheit der Mittel das wahrhaft Gute niemals gedeihen könne. Er hatte noch zuletzt die schwierigste Probe bestanden. Denn, wie unglaublich es erscheint: es ist doch gewiß buchstäblich

1) Bei dieser Darstellung dienten uns die Briefe an Stein (s. besonders Perz, S. 448 ff.) zur Ergänzung der Mittheilungen von Schlesier (II. 390).

wahr, was er an Stein schreibt, daß er bei aller persönlichen und aller Ansichtsdifferenz von Hardenberg dessen Maaßregeln stets zwar mit strenger Wahrheitsliebe, aber ohne Parteilichkeit und Gehässigkeit kritisiert habe. Er hatte bestätigt auf der anderen Seite, was seine Freunde von ihm erwartet hatten, — daß er wisse, was seiner Ehre fromme und was ihr schade. Darum verließ er den Schauplatz mit demselben Gleichmuth wie er ihn betreten; mit dem tiefen Bedauern zwar, daß er dem Lande und dem König, die er liebte, nicht nützen gekonnt, wie er gehofft und gewünscht hatte, aber ohne Nachgefühl und ohne Erbitterung. Der Streit und alle die Widrigkeit, die er in seiner letzten Stellung erfahren, war fast in dem Momente vergessen, wo er ihr entrückt war. Ja, er wollte, daß man diese Dinge vergesse. Ausdrücklich weigerte er sich, sie der Erinnerung aufzubewahren. Am liebsten — so schrieb er nach Hardenberg's Tode an Barnhagen — hätte er für seinen Theil an allem Antheil an dem Drama der Zeitgeschichte verzichtet, „um in entschiedenerer Größe und Festigkeit über den Begebenheiten zu stehen.“

Diese Worte, in der That, sowie zahlreiche ähnliche Bekenntnisse bezeichnen was seine Größe ausmachte; allein sie bezeichnen zugleich was der Mangel seines politischen Charakters und der Grund seiner geringen Erfolge war. Er stand, um es kurz zu sagen, über den Dingen. Ein wunderbar starker und reiner, ein verstandesklarer und keinesweges abstracter Idealismus sichern ihm den Anspruch auf staatsmännische Größe. Einmal hingestellt auf die Bühne der Zeitgeschichte richtete er unverwandt den Blick auf jene Ideen, die ihm als das Höchste galten, entnahm er aus ihnen Anstoß und Leitung seines praktischen Wirkens. Seine praktische Methode hatte die größte Verwandtschaft mit seiner wissenschaftlichen Methode. Als hätte er das Bedürfniß gehabt, den Uebergang aus dem thätigen in das beschauliche Leben zu vermitteln, schrieb er, bald nach seinem Rücktritt vom Amte, den schönen Aufsatz: „Ueber die Aufgabe des Geschichtschreibers.“ In genauer Analogie zu dem, was er hier von dem Geschichtschreiber fordert, faßte er die Aufgabe des Politikers. Die Darstellung des Thatsächlichen, meint er, kann dem Historiker nur gelingen, wenn er sich zu Ideen erhebt. Noch weniger — mit dieser Bemerkung begleitete er die Uebersendung jenes Aufsatzes an Stein — noch weniger darf dieser allgemeine Gesichtspunkt

demjenigen fehlen, welcher handeln und also selbst in die Geschichte eingreifen soll. Nur lägen allerdings, fügt er hinzu, zwischen dem unmittelbaren Handeln und dem aufgestellten höchsten Gesichtspunkt viele Stufen, auf denen man nach und nach die Geschichte in beschränkterem Umfange, namentlich die vaterländische, zu Rathe ziehen müsse. So war der Idealismus Humboldt's nichts weniger als unvermittelt mit der Wirklichkeit: wohl aber war er zu wenig durchdrungen von realistischen Neigungen und Affecten. Der praktische Staatsmann muß, so scheint es, von einem gröberen Stoffe sein. Er muß glühend hassen und lieben, mit ganzer Seele achten und verachten können. Er muß jene edle Ruhmbegierde besitzen, die sich in Erreichung großer öffentlicher Zwecke zu befriedigen dürstet. Vielleicht darf er selbst nicht so weise sein, daß es ihm unmöglich wäre, eine Thorheit zu begehn, und gewiß nicht so tugendhaft, daß er vor Scrupeln über die Reinheit der Mittel die Entschlossenheit und Kühnheit des Handelns verlöre. Auf dieser Bahn ist es leicht, irre zu treten. Das Beispiel steht einzig da, und nur in den Grundzügen des deutschen Wesens lag die Möglichkeit dazu, daß einem politischen Charakter nichts zur entscheidendsten Größe mangelte als menschliche Schwäche und Leidenschaft.

Nicht leicht kann man sich des Gedankens erwehren, daß das letzte Fehlschlagen Humboldt's zum Theil auf Rechnung dieser seiner Eigenthümlichkeit kommt. Der Kampf, den es jetzt zu führen galt, wäre vielleicht mit besserem Erfolge von einem Manne geführt worden, welcher minder schonend und minder gewissenhaft, welcher handgreiflicher und kecker zu Werke gegangen wäre. Wie dem jedoch sei; wenn die Entwicklung, welche eintrat, unvermeidlich war, so ist es erfreulich, daß die Sache, welche mit ihm erlag, durch sein Wirken noch einmal, ehe sie aufgegeben wurde, eine so lautere Repräsentation erhielt. Denen, welche sie vereitelten, ist dadurch selbst der Schein einer Entschuldigung geraubt. Sie hätten durch ihn ein reines und edles Werk echter Freiheit haben und die Bahn der friedlichsten und gesundesten Entwicklung eröffnen können: sie haben statt dessen Sturm geerntet und die Früchte der Revolution gekostet. Ihre Nachfolger sind trotzdem nicht weiser geworden und besinnungslos lenken sie eben jetzt das Staatsschiff von Neuem gegen die gefährliche Brandung.